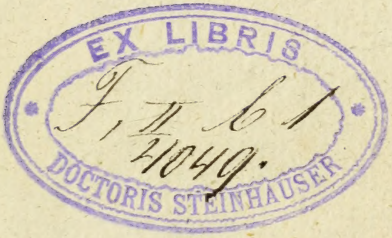
R
S
BIBLIOTHEK
KRÖLLENDORF



F, II, b 1
1049.

Robespierres Sturz.

Gallerie
interessanter Personen.

Oder

Schilderung
des
Lebens und Charakters
der
Thaten und Schicksale
berühmter und berüchtigter Menschen
der ältern und neuern Zeit.

Herausgegeben
von
Karl August Schiller.

Zweite Auflage.

Berlin und Wien
in der Dollischen Buchhandlung.

1798.

Franz Hueber

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/gallerieinteress121schi

RBR
Jantz
#1017

Gallerie
interessanter Personen.

Von

K. A. Schiller.

Vorrede.

Jeder aufmerksame Beobachter seines Zeitalters wird die traurige Bemerkung gemacht haben, daß besonders seit den letztern zehn Jahren bei dem größten Theile des Publikums die abentheuerlichen, unsittlichen und faden Ritter- und Geister-Romane so sehr Lieblingslektüre geworden sind, daß sie fast allein den Gegenstand seiner Wahl ausmachen. Und daß diese giftige Modewaare eine Mitursache des immer mehr einreissenden Sittenverderbnisses und der so vielen verschrobenen Köpfe unserer Jugend sey, wird wohl keines Beweises bedürfen?

Um nun zur Verdrängung dieser so nachtheiligen Leserei auch etwas beizutragen, entschloß ich mich zur Herausgabe dieser Gallerie; denn ich glaube, daß treue Schilderung des Charakters und der Schicksale solcher Personen, die sowohl in gegenwärtiger als älterer Zeit Epoche machten, allgemeine Aufmerksamkeit erregen, und doch sicher auch die oben genannte Klasse von Lesern interessiren muß. Wahre Geschichte, es sey die der Völker, der Staaten oder einzelner Menschen, hat doch immer einen wesentlichen Vorzug vor allen erdichteten Erzählungen. Der Mensch aus der wirklichen Welt ist für uns doch unendlich mehr werth, als der aus der erdichteten; jenen begleiten tausend wahre merkwürdige Umstände und Begebenheiten, wenn dieser sich bloß mit den thörichten Auswüchsen seiner wilden Phantasie ver-

brämt. Ersterer giebt uns wahren Genuß für Kopf und Herz, wenn uns der andere Ideen und Situationen auftischt, die für den Menschen von unverdorbenem Herzen ungenießbar sind. Die Geschichte des wirklichen Menschen stellt uns Handlungen auf, die wir entweder bewundern und nachahmen, oder verachten und verabscheuen, wenn der idealische Romanheld uns gemeiniglich in eine Ideenwelt versetzt, die allen unsern Erfahrungen widerspricht. Der wirkliche Mensch endlich erweckt in uns edle Triebe, der erdichtete hingegen nicht selten Leidenschaften, die so manches schuldlose Herz in einen Abgrund von moralischer Zerrüttung stürzen, der für sie durchs ganze Leben eine Quelle der traurigsten Schicksale bleibt.

Wird dies Werkchen gut aufgenommen, so soll eine Fortsetzung er-

scheinen, und ich werde dann durch die sorgfältigste Auswahl der interessantesten Personen zeigen, daß ich für den Beifall des Publikums nichts weniger als unempfindlich sey: so wie ich auch meine auf diese Sammlung gewandte Mühe, die gewiß nicht so klein ist, als Manche glauben, für reichlich belohnt halte, wenn ich dadurch nur meinen oben angezeigten Zweck in etwas erreicht, und einen oder den andern abentheuerlichen oder schlüpfrigen Roman aus den Händen meiner Leser verdrängt habe.

Der Herausgeber.

Joseph II.

Joseph II. deutscher Kaiser, der stets einer der merkwürdigsten Regenten des achtzehenten Jahrhunderts bleiben wird, war den 13. März 1741 an einem Hofe gebohren, der von den spanischen Zeiten her, sowohl in Absicht auf Sitten als Religion, einer der ceremonienvollsten von ganz Europa war. Blos das eine darf man nur wissen, um zu bewundern, daß er das ward, was er gewesen ist. Fürst Bathyani, der ihn gebildet hat, und die Kenntniß guter und lobenswürdiger Regenten früherer Zeiten, deren Charaktere und vortrefliche Handlungen er aus guten Geschichtschreibern sich bekannt machte, sind es ohne Zweifel, denen wir es zu verdanken haben, daß Joseph vor tausend andern Fürsten hervorragte. Joseph schien in der Jugend etwas schläfrig zu seyn, und seine jüngern Brüder übertrafen ihn in den meisten Stücken; allein er zeigte in der Folge, daß er nicht

an Kenntnissen zurückgeblieben war, daß vielleicht nur der schlechte Vortrag oder die spätere Entwicklung seiner Talente und Fähigkeiten Schuld daran gewesen.

Mit einem Herzen der größten Zärtlichkeit und Freundschaft fähig, vermählte er sich den 6. Oktober 1760 mit der Prinzessin Maria Isabella von Parma, zu der er bald die zärtlichste Neigung faßte. Aber er hatte das Unglück, sie am 22. November 1763 im zweiten Kindbett an den Blattern zu verlieren. Die mit ihr gezeugte geliebte Tochter Maria Theresia folgte ihrer Mutter am 1. Januar 1770. Joseph traf am 13. Jan. 1766 eine zweite Eheverbindung mit der Bayerischen Prinzessin Josephe, Tochter Kaiser Karls VII. und wurde zum zweitenmale Wittwer, indem er diese Gemahlin am 28. May 1767 ebenfalls durch die Blattern verlor. Er beschloß nun unvermählt zu bleiben, und sich seinem Regentenberuf ganz zu widmen. Eine der glücklichsten Folgen des Hubertsburger Friedens für das Erzhaus war, daß im nächsten Jahre, den 27. März 1764, Josephs Wahl zum römischen König zu Stande kam; worauf am 3. April seine Krönung in Frankfurt erfolgte. Den 18. August 1765 starb schon sein Vater Franz I.

Er war also nun in seinem 25ten Jahre Kaiser, und bald darauf Mitregent von Oesterreich.

Seine Mutter schien sich anfangs den Regierungsgeschäften entziehen zu wollen, und der neue Monarch gab sogleich die herrlichsten Proben von seinen landesväterlichen Einsichten und Gesinnungen. Er schafte die Spanische Hofetiquette und allen überflüßigen Aufwand ab, suchte die Leibeigenschaft aufzuheben, und in die politischen Geschäfte mehr Ordnung zu bringen. Aber bald stellten sich dem lebhaften Verbesserungsgeiste des jungen Monarchen Hinderniße entgegen, die ihm nicht erlaubten so viel Gutes zu thun, als er zu thun gewünscht hatte. Diese waren auch eine Ursache zu jenen vielen Reisen, die er machte; sowohl in seinen Staaten selbst, als in fremde Länder.

Zuerst durchreiste er im Junius und Julius 1766 Böhmen, Oberschlesien und Mähren, und besuchte bei dieser Gelegenheit den churfürstlich sächsischen Hof in Dresden. Im Jahre 1768 besah er das Königreich Ungarn bis an die türkischen Gränzen, und Böhmen und Mähren zum zweitenmal. 1769 im März reiste er nach Rom, als man eben im Begriffe war, einen neuen Pabst zu wählen, dann stattete er seiner

Schwester zu Neapel einen Besuch ab, bestieg den Vesuv, und trat seine Rückreise über Mayland an. Den 25. August desselben Jahrs machte er mit Friedrich II. persönliche Bekanntschaft zu Neisse in Schlesien. Dieser Besuch dauerte 3 Tage, und die beiden Monarchen brachten alle Abende einige Stunden allein beisammen in vertraulichen Gesprächen zu, und wenn sie ausgingen, sah man sie immer, wie zärtliche Freunde, Arm in Arm geschlungen. Im Jahre 1770 machte Friedrich Josephen einen Gegenbesuch, im Lager bei Neustadt in Mähren. Beide Monarchen besprachen sich dießmal vornehmlich über die Theilung von Pohlen. Diese kam nach zwei Jahren wirklich zu Stande, wodurch der Kaiser Gallizien und Lodomerien, nebst 3 Millionen Menschen ohne Blutvergiessen erhielt. Diese neuen Länder bereiste er noch in dem nämlichen Jahre, und ließ sich daselbst huldigen.

Wie viel er auf seinen Reisen wirklich gelernt, und welchen rühmlichen Gebrauch er hernach davon gemacht hat, beweiset der wirkliche Erfolg, nachdem er den 29. November 1780 die Regierung seiner Erbstaaten, nach dem Tode seiner in so vieler Rücksicht verehrungswürdigen Mutter, allein antrat. Doch ehe dieser Todesfall erfolgte, starb

der Churfürst von Bayern, Maximilian Joseph, den 30. Dezember 1777, und über die Erbschaft brach zwischen Oesterreich und Preussen ein Krieg aus. Joseph würde sich itzt gerne als Held gezeigt haben, da er es mit einem so erfahrnen Krieger zu thun hatte: allein es kam zu keiner eigentlichen Schlacht. Seine grosse Mutter wünschte, um nicht so viel Menschenblut vergiessen zu lassen, einen baldigen Frieden. Sie war am meisten Ursache, daß er so unerwartet zu Teschen geschlossen ward, indessen ihr Sohn es lieber gesehen hätte, wenn der Krieg eine andere Wendung genommen hätte.

Inzwischen suchte Joseph als Alleinregent einen längst entworfenen Plan auszuführen. Er wollte seine sämmtlichen Länder in Einen Staat von gleicher Gesetzgebung und Verfassung vereinigen; dann wollte er diesem Staate durch Beförderung der Aufklärung, Betriebsamkeit und des Kunstfleisses seiner Bewohner, die möglichste Stärke, Wohlhabenheit und Unabhängigkeit von andern Staaten verschaffen; und endlich sollte dieser Staat durch die äußerste Vereinfachung und Gleichförmigkeit des Justiz- und Finanzwesens so leicht zu lenken werden, daß er alles selbst überschauen könnte. Diesen glänzenden Plan hatte Joseph lange

durchgedacht, daher schritt er nach dem Tode seiner Mutter rasch zu desselben Ausführung, der sich aber unüberwindliche Hindernisse entgegen setzten.

Zum Beispiel seiner landesväterlichen und wohlthätigen Einrichtungen darf nur bemerkt werden, daß er eine größere Preßfreiheit einführte, die Pensionen nach einer neuen Form regulirte, der jüdischen Nazion, welche vorher im größten Druck lebte, mehrere Freiheiten verstattete, viele Manns- und die meisten Nonnenklöster einzog, die Leibeigenschaft aufhob, und sehr viele andere löbliche Verbesserungen vornahm. Immer in gleicher Thätigkeit und Anstrengung seiner Kräfte, ahmte er dem grossen Friedrich nach, zum Besten seiner Unterthanen, und zum Besten ganzer Provinzen zu wirken. Eine Menge Landesverordnungen und Gesetze bezeichnen fast jeden Tag seiner Regierung. Jedermann hatte Zutritt zu ihm, und immer war er bereit, die Klagen derer, die zu ihm ihr Zutrauen nahmen, anzuhören; allen begegnete er mit Herablassung und Theilnahme. Er überzeugte sich gerne mit eigenen Augen von dem, was man ihm vortrug oder erzählte. Er war haushälterisch ohne filzig zu seyn; machte Ersparungen, wo sie möglich waren, und scheute

keine Auslagen, wenn sie zum Besten des gemeinen Wesens nöthig waren.

Unter den merkwürdigen Ereignissen wäre nun die Reihe von dem Streit wegen der Schelde, von der angeblichen Unterhandlung wegen Vertauschung Flanderns gegen Bayern, von dem Fürstenbunde, von Josephs Reise nach Cherson zur Russischen Selbstherrscherin, zu sprechen, allein Kürze halber eile ich zu dem Türkenkriege, der am 9. Februar 1788 ausbrach. Auf der einen Seite die Türken, auf der andern Katharina und Joseph! Ungeheure Armeen standen auf beiden Theilen. Der erste Feldzug entsprach den Erwartungen nicht. Der folgende 1789 ging erst im Junius an. Er war glücklicher als der erste, indem sich Belgrad an Laudon ergab, und die Russen ebenfalls keine unbeträchtlichen Fortschritte machten.

Indessen ereigneten sich mehrere Unruhen in Josephs Erbländern. Die Niederländer waren mit den neuen Einrichtungen höchst mißvergnügt. Joseph mußte daher alles auf den alten Fuß setzen. Allein einige unruhige Köpfe, welche sich bei dieser Verwirrung wohl befanden, beförderten noch mehr den Anfang der Unzufriedenheit, und ehe man es sich versah, erklärten die An-

führer die Niederlande für einen freien Staat, und dem Kaiser blieb weiter nichts übrig, als Luxenburg. Die Ungarn drangen auf ihre alten Rechte und Freiheiten. Joseph, der sich von allen Seiten im Gedränge befand, mußte alle Verordnungen, die er zur Verbesserung und Aufklärung dieser Staaten gegeben hattte, wieder aufheben. Alle diese traurigen Nachrichten, die selten einmal durch eine erfreuliche gemindert wurden, mußten den schon Jahr und Tag kranken Monarchen noch mehr niederschlagen.

Seine Thätigkeit im Feldzuge gegen die Türken 1788 war bekanntlich der Grund seines Todes. Immer zeigte er sich im Lager als Regent und General zugleich. Am Tage war er Soldat, des Nachts sein eigener Minister. Den größten Theil der Nacht, nach ausgestandener Hitze des Tages, und allen militärischen Fatiken, auch öfters Gefechten, widmete er den Regierungsgeschäften. Er schonte sich bei keiner Art von Gefahr. In Semlin war seine Wohnung eine Hütte, im Lager ein gewöhnliches Zelt. Er unterschrieb und expedirte sehr oft zu Pferde. Oft schlief er auf der blossen Erde, seinen Kriegern ein Beispiel zu geben. Seine gewöhnliche Speise war Rindfleisch und grünes Zugemüse, sein Trank Quellwasser aus

Wien. Gegen die Soldaten war er so herablassend, daß keiner, wenn er umherging, seine Beschäftigung, welche es auch war, unterbrechen durfte. Spät Abends las und expedirte er die aus Wien häufig angekommenen Depeschen, und brachte einen Theil der Nacht damit zu. Vier, höchstens fünf Stunden schlief er, und mit dem frühesten Morgen beschäftigte er sich schon wieder mit der Armee.

Sein letztes Jahr wurde zwar auf einer Seite durch die glücklichen Fortschritte seiner Feldherren im Türkenkriege erheitert; auf der andern aber durch seine äußerst schmerzhafte Krankheit verbittert. Die nächste Veranlassung der letztern liegt, wie schon bemerkt worden, unstreitig im Feldzuge 1788. Er sah es, als eine der ersten Heldentugenden an, alle Mühseligkeiten und Ungemache als treuer Kriegsgefährte mit seinen Soldaten zu theilen. Und dadurch litt sein Körper so, daß er gegen das Ende des Jahrs nach Wien zurückkehren, und seit dem Herbst 1789 äußere Hülfsmittel brauchen mußte, zuerst um seinen schwachen Körper überhaupt, und zuletzt auch noch, um sein sinkendes Haupt aufrecht zu erhalten. Die Brabanter Unruhen, und der Tod der Erzherzogin Eli-

sabeth, beschleunigten die Stunde seines Todes, welche am 20. Februar 1790 erfolgte.

Ruhmvoll ist es, und allein eines edlen Denkmals werth, daß er starb, wie er lebte, mitten in seiner rastlosen ununterbrochenen Thätigkeit. Er ging beinahe bis ans Ende völlig angekleidet, erwartete den Tod, der ihm angekündiget ward, mit Standhaftigkeit, brachte alles in Ordnung, was noch von ihm abhing, und vollendete, unter der äußersten Schwachheit seines Körpers, mit gegenwärtigem Geist, noch in den letzten 14 Tagen seines Lebens, und bis auf den Tag vor seinem Tode, noch so viel, als er kaum in gesunden Tagen hätte vollenden können.

Der Hauptzug in Josephs Charakter war eine rastlose Thätigkeit als Regent, die unstreitig seit Jahrhunderten kein deutscher Kaiser in dem Grade gehabt hat. Er arbeitete in seiner Kabinets-Kanzley wie ein gemeiner Schreiber, hatte darin seinen eigenen Schreibtisch, und erschien daselbst meistens in festgesetzten Stunden. Auch seine Reisen sind Beweise seiner Thätigkeit; denn ohne die zu rechnen, welche er öfters durch Böhmen, Ungarn und seine Erbländer, und in den beiden Kriegen that, unternahm er fünf

gros-

grosse Reisen; 1769 und 1783 nach Italien; 1777 nach Frankreich; 1780 nach Rußland; 1787 nach Cherson. Dabei ließ er sich, so wenig als bei seinen übrigen Unternehmungen, durch keine Gefahr aufhalten, sondern strebte bis an sein Ende den mannigfaltigsten Hindernissen entgegen.

Diese rastlose Thätigkeit beschleunigte auch seinen Tod. Als ihm die Aerzte in seiner letzten Krankheit sagten, er müßte sich aller anstrengenden Arbeit eine Zeitlang entschlagen, wenn er ganz genesen wollte, so antwortete er: „Ich habe mir die Arbeit schon so sehr zur unüberwindlichen Gewohnheit gemacht, daß es mir zu traurig und schmerzhaft seyn würde, unthätig zu seyn, und zumal zu einer Zeit, in welcher das allgemeine Wohl alle meine Anstrengung nöthig hat.“ So beschloß Joseph sein unglückliches Regentenleben, im 49sten Jahre seines Alters. Sein entseelter Leichnam ward mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten am 23. Februar 1790 in der kaiserlichen Gruft in der Kapuzinerkirche beigesetzt.

Gustav III.

Gustav III. König von Schweden, war zu Stockholm 1746 den 13. Januar des alten Styls, und den 24. des neuen, gebohren. Sein Vater war König Adolph Friedrich, und seine Mutter Louisa Ulrika, gebohrne königliche Prinzessin von Preußen. Die Bildung seiner ersten Jahre übernahm die Gräfin Strömfeld, und als er diese im fünften Jahre durch den Tod verlohr, so kam an ihre Stelle der würdige und aufgeklärte Graf Tessin, und dann der Reichsrath Scheffer, von dem man eine merkwürdige Sammlung von Briefen hat, die er mit Gustaven in dessen 13- und 14ten Jahr wechselte. In seinem 20ten Jahre, den 4. November 1766, vermählte sich der Prinz mit Sophia Magdalena, Prinzessin von Dännemark, und machte 1768 eine Reise durch Schweden, um sein künftiges Volk und dessen Bedürfnisse, Klagen und Wünsche kennen zu lernen. Im Jahre 1770

verließ er das Vaterland, und am 4. Februar 1771 traf er in Paris ein. Aber kaum wenige Wochen war er von Stockholm abgereiset, als sein Vater am 12. Februar 1771 plötzlich starb. Sogleich versammelte sich der Reichsrath, und noch in derselben Nacht ward Gustav in seiner Abwesenheit zum Könige ausgerufen, und ihm gehuldigt. Er kam am 30. May 1771 in Stockholm an, und wurde mit dem allgemeinen Freudengeschrei des Volkes empfangen.

Den Anfang seiner Regierung bezeichnete dieser höchst ruhmwürdige König durch verschiedene Einschränkungen an seinem Hofe, und durch andere weise Anstalten. Inzwischen verzögerten die Mißhelligkeiten der Parteien auf dem bald hernach ausgeschriebenen Reichstage, besonders über die vom Könige zu unterschreibende Versicherungsakte, die Krönung bis in das folgende Jahr. Bald darauf stiftete Gustav den Wasaorden. In den Provinzen äußerten sich nach und nach über die Vorfälle auf dem Reichstage, und über andere Staatsgebrechen allerhand Bewegungen, die von Tag zu Tag gefährlicher wurden. Plötzlich wagte es der Kapitain Hellichius sich mit der Besatzung zu Christianstadt öffentlich gegen die Reichsversammlung zu erklären. Der König selbst entschloß sich

endlich, so vielen Verwirrungen ein Ende zu machen, und führte dieß große Unternehmen glücklich und ohne Blutvergiessen aus. Die neue Regierungsform, vermöge welcher zwar Gustav der Souverainität entsagte, aber sich dafür aller königlichen Gerechtsame, nach dem Inhalte der Schwedischen Gesetze, versicherte, wurde von den Ständen angenommen, der Rottengeist schwieg, und Zufriedenheit herrschte überall. Und so endigte der König, nach einigen andern gefaßten Schlüssen, diesen Reichstag im September 1772. Gustav mußte befürchten, daß die in der Schwedischen Regierungsform bewirkte Revoluzion an Katharina II. eine furchtbare Gegnerin finden würde, so wie auch von Dännemark nicht viel Gutes erwartet werden konnte; indessen gelang es ihm, das gute Vernehmen mit beiden Mächten zu befestigen.

Von den ältesten Zeiten an hatten die Schwedischen Könige nach ihrer Krönung jedesmal eine Reise in die Provinzen gethan, um sich darin die Huldigung selbst leisten zu lassen. Auf dieser Königsreise that Gustav viel Gutes, und ließ sich noch mehr nach seiner Rückkunft die Beglückung der Unterthanen auf das eifrigste angelegen seyn. Er sorgte für die Kriegsverfassung, und für

die Bedürfnisse der Unterthanen mit weiser Wachsamkeit; schränkte das Branntweinbrennen ein; schaffte die Tortur bey Criminalprozessen ab; verminderte die überflüßigen Festtage; sorgte für stärkere Bevölkerung des Reichs; beförderte den Ackerbau, die Künste und Wissenschaften; und führte 1778 eine Nationaltracht ein. Vom 7. Junius bis zum 29. Julius 1777 reisete Gustav nach St. Petersburg, um bei einem freundschaftlichen Besuche das gute Vernehmen mit Katharina zu befestigen, und ein 13jähriger Friede war die Folge dieser Zusammenkunft. Immer geneigt, jede Freude mit seinen Unterthanen zu theilen, berief der König, als ihm am 1. November 1778 der Kronprinz Gustav Adolph gebohren wurde, die gesammten Stände des Reichs, und dieser erste Reichstag nach der Revoluzion lief ruhig und zur Zufriedenheit des Königs und der Stände ab. Im Julius 1780 trat Gustav der bewaffneten Neutralität bei, zum Vortheil der Handlung seiner Unterthanen bei dem Brittisch-Amerikanischen Kriege.

Gustav III. und Joseph II. statteten beide 1780 einen Besuch bei Katharina ab, und sie kam dem Schwedischen Monarchen an der Gränze beider Reiche entgegen. Wäh-

rend dieser Reise hielt sich der König im Lager der Finnischen Armee auf, wo er bei einem Falle vom Pferde den linken Arm zerbrach. Der Bruch ward ungewöhnlich schnell geheilt, allein die Folgen davon wurden, in Verbindung mit andern kränklichen Zufällen, gefährlich. Die Aerzte konnten keine sicherere Hülfe als den Gebrauch der Bäder bei Pisa vorschlagen, und der König ward überredet, solche zu besuchen. Er ward wieder hergestellt, hielt sich geraume Zeit in Rom auf, und besuchte auch andere Länder Italiens, um überall die heftigsten Veränderungen der Natur und der Staaten, die Denkmäler des Alterthums, die glücklichen Folgen eines ausgebreiteten Handels, und die ungleiche Beschaffenheit der Wirkung der Regierungsarten kennen zu lernen. Auf der Rückreise besuchte der König den Hof zu Versailles, und begab sich, nach einem kurzen Aufenthalte daselbst, nach Schweden zurück. Diese Reise dauerte vom September 1783 bis zum August 1784, und eine Frucht derselben war der mit Frankreich geschlossene Handlungs = und Schiffahrts = Vertrag, vermöge dessen Schweden an Frankreich den völligen Gebrauch des Hafens zu Gothenburg überließ, und Frankreich dagegen an Schweden die kleine westindische Insel St.

Barthelemy bei St. Christoph abtrat. Beide Kronen bewilligten zugleich einander wechselseitig verschiedene Handlungsfreiheiten.

Vom 1. May bis zum 23. Junius 1786 wurde ein zweiter Reichstag gehalten, über dessen Gang der König aber höchst mißvergnügt war. Friedrichs II. Tod am 17. August 1786 öffnete bald darauf eine freie Bahn zur Ausführung verschiedener Plane. Im Jahre 1787 nahm Katharina II. unter der Bedeckung von 40,000 Mann, fast unter den Augen des Großsultans, Besitz von der Krimm; Josephs Heere fielen den Türkischen Kaiser von einer andern Seite an, und der Türkenkrieg begann. Europens Gleichgewicht, Nordens Sicherheit, Schwedens Ehre und dessen alte Bündnisse erlaubten dem Könige nicht, dem Ausgange so vieler drohenden Begebenheiten länger ruhig zuzusehen. Gustav führte das Schwedische Heer nach Finnland über. Der Sieg bei Hogland, und des Königs Marsch über die Gränze, versprachen eine geschwinde Wirkung, als er plötzlich, durch Treulosigkeit einiger Befehlshaber auf das unwürdigste gehemmt wurde, am 1. September 1788 aus Finnland nach Stockholm zurück kam; und nun gegen einen neuen Feind — gegen Dännemark zu Felde ziehen mußte.

nachdem er in Finnland seinem Bruder, dem Herzoge von Südermannland, den Oberbefehl übertragen hatte. Durch Englands und Preußens Vermittlung wurde das Einverständniß mit Dännemark wieder hergestellt, aber es blieben dem Könige demungeachtet noch zwei fürchterliche Feinde: die Russen und die aristokratische Partei in Schweden selbst. Von Gothenburg aus berief der König auf den 2. Februar 1789 einen Reichstag nach Stockholm, der sich besonders dadurch auszeichnete, daß die untern Stände nicht nur die Rechte des Königs gegen den Adel schützten, sondern seine Macht noch erweiterten. Nach geschlossenem Reichstage begab sich der König wieder zur Armee.

Der Krieg ward dieß und das folgende Jahr hindurch fortgesetzt, überall trotzte Gustav den Beschwerlichkeiten desselben, und gab durch seinen Muth andern ein Muster. Endlich kam am 14. August 1790 auf dem Felde zu Werelä der förmliche Friedensschluß zwischen Rußland und Schweden zu Stande, und der König kam gekrönt mit der Ehre eines glücklichen Friedens, in seine Hauptstadt zurück. Da er von jeher mit dem Hofe zu Versailles in enger Verbindung gestanden hatte, so glaubte er es Lud-

wig XVI. schuldig zu seyn, ihn aus der Gefangenschaft, worinn er in Paris gehalten wurde, zu befreien. Er reiste daher zu Ende des May 1791 in das Bad nach Aachen, nutzte aber zu gleicher Zeit jede Gelegenheit, die sich ihm dabei zur Erreichung seiner Absichten darbot. Nach einer kurzen Abwesenheit kehrte er in das Vaterland zurück, unterzeichnete ein Freundschaftsbündniß mit Rußland, und wandte nun alle seine Sorgfalt und Mühe auf die innere Oekonomie und die Finanzen des Reichs. Ueber so wichtige Gegenstände wollte er sich auf das neue mit seinen getreuen Unterthanen berathschlagen.

Er eröffnete in dieser Absicht den 23. Januar 1792 einen allgemeinen Reichstag zu Gefle, wo das Vertrauen und die Einigkeit der Stände seine Mühe zu erleichtern, wo ihr Gehorsam, ihre Liebe, sein Vertrauen zu stärken, und wo an Schwedens Horizont die Morgenröthe eines hellern Tages aufzugehen schien. Aber vergebliche Hoffnung! Ein gewisser Ankerström — lange schon über den Umsturz der alten Verfassung Schwedens insgeheim zürnend — beschloß den Tod des Königs, und versetzte demselben wirklich auf einem Maskenballe zu Stockholm, in der Nacht vom 16. auf den 17.

März 1792, einen tödtlichen Schuß. Der König fühlte, daß die Wunde tödtlich sey, verlohr aber die Besonnenheit nicht, sondern gab auf der Stelle den Befehl, daß die Thore von Stockholm geschlossen würden, indeß alles im Opernsaale sich entlarven, und seinen Namen aufschreiben mußte. Sogleich des folgenden Tages ordnete er eine Regierung während seiner Krankheit an, zu deren Oberhaupt sein Bruder, Herzog Karl von Südermannland, zu Mitgliedern die Grafen Wachtmeister und Oxenstirna, und die Generale von Taube und von Armfeld von ihm ernannt wurden. Fast 14 Tage brachte die Hauptstadt zwischen Furcht und Hoffnung, er aber mit immer gleicher Geduld zu, obgleich seine Schmerzen fürchterlich waren. Am 29. März 1792 unterschrieb er noch den Befehl wegen der Ausrufung seines Sohnes zum Könige; bald darauf fiel er in einen Schlummer, worinn er, nach 46 durchlebten Jahren, seinen Geist aushauchte.

Gustav war ein feiner Staatsmann, ein hinreißender Redner, ein Volksfreund, zu dem jeder, auch der Unterste, freien Zutritt fand, ein Mann voll Kenntniß und Geschmack, der sich in den meisten lebenden Sprachen mit der gefälligsten Leichtigkeit

ausdrückte, und dabei war er als Held unerschrocken, und trotzte jeder Gefahr. Bei ihm war sogar seine Ruhe merkwürdig, die er den höhern und schönen Wissenschaften und Künsten widmete. Er übernahm im Namen seines Sohnes die Oberaufsicht über die Akademie zu Upsala, welche er zur Zeit seines Vaters in eigener Person geführt hatte. Er ermunterte die hohen Schulen zu Lund und Abo, und die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, durch öftern Besuch, und durch viele Proben seiner Fürsorge. Die Wiedererneuerung der Akademie der schönen Wissenschaften war ein Ehrendenkmal, das er seiner Mutter stiftete. Er selbst errichtete die Schwedische Akademie zur Ausbildung einer Sprache, der er durch seine Beredsamkeit vom Thron Gesetze gegeben hatte. Er ließ die Bibel in die Schwedische Sprache neu übersetzen, führte eine vernünftige Toleranz ein, und ermunterte durch Belohnungen die Industrie. Gustav III. hat sich, indem er selbst die Geschichte seiner Zeit schrieb, seinen Richterstuhl gewählt — die Nachwelt.

Katharina II.

Katharina II. Alexiewna, vorhin Sophia Augusta Friderika, wurde am 2. May 1729 gebohren. Ihr Vater war Christian August Fürst von Anhalt-Zerbst, königl. Preußischer General-Feldmarschall, und Gouverneur zu Stettin; ihre Mutter Johanna Elisabetha, Herzogs Christian August von Schleßwig-Gottorp, und Bischofs zu Lübeck Tochter.

Die Rußische Kaiserin Elisabeth, nachdem sie sich am 6. Dezember 1741 mit Vorbeigehung des jungen Kaisers Ivan des Thrones bemächtiget hatte, berief im folgenden Jahre, um die Thronfolge und ihre Regierung zu sichern, ihren Neffen, den Prinzen Peter Ulrich, Sohn des Herzogs von Hollstein-Gottorp, und ihrer ältern Schwester Anna zu sich nach Petersburg, wo er am 8. Februar 1742 im 14. Jahre seines Alters anlangte. In der protestantischen Religion noch nicht confirmirt, trat er dar-

auf zur Rußisch-Griechischen Kirche, und wurde am 18. November 1742 zum Großfürsten von Rußland erklärt.

Der Großfürst Peter hatte noch keine vollkommene Ausbildung erlangt, und erhielt sie zu Petersburg noch weniger. Er reisete mit seiner Tante überall herum, nahm aber wenigen Antheil an den Regierungs- und Staatsangelegenheiten. Seine Hauptbeschäftigung blieb das Militär. — Unterdessen war Elisabeth früh darauf bedacht, ihren Neffen zu vermählen. Die Wahl fiel auf unsere Sophia Augusta Friderika, eine Prinzessin von auffallender Schönheit, dem gefühlvollsten Herzen und den ausgezeichnetesten Talenten. Sie kam mit ihrer Mutter, die eine Anverwandte des Prinzen Peter Ulrich war, am 19. Februar 1744 zu Moskau an, wo sich damals Elisabeth aufhielt, nahm die Griechische Religion und den Namen Katharina Alexiewna an, und wurde am 1. September 1745 in einem Alter von 16 Jahren mit dem Großfürsten vermählt, der damals 17 Jahre alt war.

Gegenseitige Liebe machte diese Ehe anfangs vergnügt und glücklich. Allein die Grundlagen der Charaktere, und die gegenseitigen Neigungen waren zu verschieden, als daß die Eintracht und Zärtlichkeit un-

gestört bleiben konnten. Peter hatte sein militärisches Spielwerk in einem Alter angefangen, wo die Eindrücke leicht und bleibend sind. Die rauhe Disziplin und die strengen Grundsätze, die er bei seinen Truppen einführte, verfeinerten seine Lebens- und Denkungsart nicht. In dem Umgange mit seinen Offizieren wollte er ganz ihr Bruder seyn. Die Gesellschaften mit ihnen waren oft rauschend; man spielte, schmauste, und trank bis in die Nacht. Eine solche kriegerische Lebensart paßte nicht zu dem Umgange einer gefühlvollen, gebildeten Prinzessin, wie Katharina Alexiewna war. Ihre sanften Reitze konnten die Heftigkeit des Gemahls nicht besiegen; es folgte Mißvergnügen und Abneigung. Der Prinz Paul Petrowitz, den sie am 1. Oktober 1754 gebahr, war die Frucht ihrer ersten Zärtlichkeiten und ihrer Ehe.

Peter war im November 1749 in den Staatsrath aufgenommen worden. Sein Einfluß in die Regierung wurde möglichst beschränkt. Indeß konnte es nicht fehlen, daß ein Prinz, der eine nahe Aussicht zum Throne hatte, manche Anhänger besaß. So zeigte es sich auch während des siebenjährigen Krieges, der zwischen Oesterreich und Preußen geführt wurde. Die Kai-

serin Elisabeth war kränklich. Man kannte die eifrige Freundschaft des Großfürsten Peter gegen Friedrich den Grossen; er mißbilligte den Krieg, in den sich Elisabeth, als Bundsgenossin von Maria Theresia eingelassen hatte, und wohnte nie dem Staatsrathe bei, wenn über die Angelegenheiten und Operationen des Krieges berathschlagt wurde.

Nach einer längeren Kränklichkeit starb endlich Elisabeth an einem Blutsturze den 5. Jäner 1761. Peter III. bestieg nun den Thron gleichsam mit der Freude eines Menschen, der aus der Gefangenschaft auf einmal zum völligen Genusse der Freiheit gelangt. — Alles bekam nun eine ganz andere Gestalt. Mit Elisabeth hörte ihr ganzes Regierungssystem, und gleich nachher der Krieg mit Preußen auf. Peter fing aber auch alsbald an, mancherlei wichtige Veränderungen in seinem Reiche vorzunehmen. Die Verwaltungen der bischöflichen und Klostergüter übergab er lauter Kriegsbefehlshabern, unter der Aufsicht eines Oekonomiekollegiums; in dem Kriegswesen traf er verschiedene neue Einrichtungen; dem Adel ertheilte er beträchtliche Freiheiten, und machte neue Verfügungen zum Vortheil des Rußischen Handels. — Allein so löblich, so

ausgezeichnet und ruhmwürdig viele seiner neuen Einrichtungen waren, so schienen doch manche nicht den Umständen anpassend, zum Theil nicht ausführbar, und gaben seinen Feinden Anlaß zum Tadel, und den Grossen seines Reichs zum Mißvergnügen, und zu heimlichen Gährungen.

Peter war in der Protestantischen Religion erzogen, und hatte die Griechische angenommen. Er fing an die Heiligenbilder und andere eingeführte Gewohnheiten aus den Kirchen zu verbannen; der Erzbischof von Nowogrod widersetzte sich seinen Neuerungen. Peter nahm ihm seine Würde; allein die Unzufriedenheit des Volks wurde so laut, daß er sich genöthiget sah, den Prälaten nach acht Tagen wieder einzusetzen; durch dieses Unternehmen machte er sich die Popen und Archimandriten zu unversöhnlichen Feinden. Ein gleiches Mißvergnügen, wie bei den Geistlichen, entstand und herrschte bei den Truppen, besonders bei dem Militär in Petersburg. Er berief seinen Oheim, den Prinzen Georg Ludwig, der sich als Generallieutenant in Preussischen Diensten befand, nach Petersburg, und ernannte ihn zum Generalissimus, und Obersten der Garde zu Pferd mit einem Gehalt von 48,000 Rubeln; dieß empörte den

Stolz

Stolz der Russen, und aller Truppen, die ohnedieß mißmuthig waren über die Mißhandlungen, welche sie von den Hollsteinischen Offizieren erdulden mußten, die ihnen nach erhaltener Preussischen Montirung, auch das Preussische Exerzizium beibringen mußten.

Die Abneigung Peters gegen seine Gemahlin Katharina, und die mißvergnügte Trennung, die zwischen ihnen herrschte, war indessen immer gröſſer geworden. Peter hatte seine Liebe auf die junge Gräfin Elisabeth von Woronzow, eine Nichte seines Großkanzlers gewandt; er veranlaßte seine Gemahlin, dieser seiner Geliebten selbst den Katharinenorden zu überreichen. — Katharina, die die Gänge ihres Gemahls mit Aufmerksamkeit beſpähen ließ, machte unterdeſſen eine Verbindung mit ihren Anhängern gegen ihn, die einen ungehinderten Fortgang hatte. Eine eifrige Beförderin derselben war besonders die Schwester der Elisabeth von Woronzow, die Fürstin Daschkow, die sich nachmals als eines der ersten weiblichen Genies in den Wissenschaften gezeigt hat. Bei ihr wurden die geheimen Zusammenkünfte der hohen Verbundenen gehalten. Dieß waren besonders die drei Brüder, Grafen von Orlow, der Graf Pa-

nin, Oberſthofmeiſter des Großfürſten, der Generallieutenant des Simonowſchen Garderegiments Watkowskoi, der Fürſt Wolkonsky, und der Graf Raſoumouwsky, Hettmann der Ukrainiſchen Koſaken.

Peter, der ſchon Bagage und alles zu ſeiner Reiſe nach Pommern hatte in Stand ſetzen laſſen, und am 15. Julius 1762 abreiſen wollte, erhielt von dieſen drohenden Projekten Nachricht, und eine Liſte, in der die Namen der wider ihn Verbundenen angegeben waren. Ohne zu ſtutzen, und aufmerkſam zu werden, verſetzte er: „Wie! immer das alte Märchen! da habt ihr eure Schrift wieder, und beläſtiget mich nicht weiter mit dem alten Geſchwätze.“ —

Endlich kam der Tag des Schreckens, den Peter nicht träumte. Dieß war der 9. Julius. Die Verbundenen ſchloſſen aus mehreren Umſtänden, daß ſie eilen, oder alles verloren geben mußten. Der Lieutenant Paſſik, bei der Preobrazenskiſchen Garde, war auf Ordre des Prinzen Georg von Hollſtein arretirt worden; dieß erfuhren die Verbundenen. Die Kaiſerin befand ſich zu Petershof. Am 8. Julius des Abends ſchickte die Fürſtin Daſchkow eine leere Kutſche, als das beſtimmte Zeichen der Revoluzion, dahin; Katharina ſchauderte, wankte,

Allein die Wahl von Glück — oder unübersehbarem Unglück, das Wohl des Reichs, und das dringende Zureden ihrer Anhänger, versetzte sie in eine heldenmüthige Entschlossenheit.

Um 3 Uhr Morgens fuhr sie, von dem Grafen Grigorei Grigorjewitsch Orlow begleitet nach Petersburg: hier waren die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Das Ismailowsche Garderegiment, welches Orlow als Major kommandirte, und das sich bereits versammelt hatte, war das erste, das ihr huldigte, und sie als Russische Kaiserin ausrief. — Sie fuhr zu den Quartieren der andern Garderegimenter: einige derselben waren betroffen. Mit der seltensten Geistesgegenwart hielt Katharina sogleich eine Anrede an sie, stellte ihnen das üble Betragen ihres Gemahls, seine offenbare Verachtung der Russen, seinen Abscheu vor ihren Einrichtungen und Gebräuchen vor; schilderte ihnen die Gefahren, die ihr, ihrem Sohn, der Konstituzion, und der Religion des Reichs droheten. — Diese kurze Anrede, die durch Seufzer und Thränen unterbrochen wurde, die der Vortrag, der Reitz, und die Majestät ihrer Person rührend machte, that augenblickliche Wirkung.

Die Garden und der größte Theil des Adels fielen ihr bei. Schon hatten sich viele Regimenter für sie erklärt, als man in mehreren Quartieren von Petersburg noch nicht wußte, was vorging; aber bald wurde der Auflauf allgemein. Der Prinz Georg Ludwig von Hollstein, der gerade in Petersburg war, wollte die Anführer gefangen nehmen lassen, wurde aber bald selbst mit allen Personen von seinem Gefolge arretirt. Man drang in seinen Pallast, raubte, und mißhandelte mit unversöhnlicher Rachsucht.

Aller Widerstand war nun besiegt. Das Volk strömte in Menge herbei, und folgte der Stimme der Mehrheit. Um sich der öffentlichen Ergebenheit desto besser zu versichern, begab sich Katharina gegen 10 Uhr des Morgens in die Hauptkirche, legte ihren neuen Eid als Regentin ab, durch den sie die Freiheit und Religion der Russen unverbrüchlich zu erhalten beschwor — und das Volk, der Adel, und das Militär leisteten ihr darauf in zahlreicher Menge den Eid der Treue. Man fertigte zugleich Befehle zum schleunigen Rückmarsch an drei Regimenter ab, die auf dem Wege nach Narva waren. Gegen Mittag wurde darauf das Thronbesteigungs-Manifest der neuen Monarchin öffentlich angeschlagen und

bekannt gemacht, das schon vorher gedruckt war.

Die Revoluzion in Petersburg wurde vollendet, ehe der unglückliche Souverain, den sie betraf, etwas gewisses davon erfuhr, oder erfahren wollte. Er war in den Stunden, die den Verlust seiner Krone und sein ganzes Schicksal entschieden, ruhig und heiter, kleidete sich, wie gewöhnlich, in preußische Uniform, und fuhr gegen 11 Uhr nach Petershof ab. Allein, ehe Peter noch nach dem Wohnsitz seiner Gemahlin gelangte, erhielt er gewisse Nachricht von dem Unternehmen, an dessen Möglichkeit er so wenig geglaubt, daß er alles, was man ihm bisher beigebracht hatte, als einen erdichteten Einfall verwarf. — Der Hofmarschall Ismailow kam ihm unterwegs entgegen, eilte auf seinen Wagen zu, und drang darauf, den Kaiser selbst zu sprechen; allein Peter befahl weiter zu fahren. Ismailow bestand auf seinem Antrag. — „Nun! was thut ihr denn so dringend?" sagte Peter, wie er ihn zu Gesichte bekam, „gehet mit mir nach Petershof, und erzählet da, was ihr mir zu sagen habt." — Allein Ismailow, der die Wichtigkeit des Augenblicks fühlte, zögerte nicht länger. Zitternd erzählte er, was in Petersburg

vorging, und schon vorgegangen war. Nun erst erwachte Peter, staunte, wurde bestürzt, und betäubt. Er eilte nach Petershof, und fand seine Gemahlin nicht — eine Bestättigung des Schreckenereignisses! — und keiner daselbst konnte ihm sagen, wohin sie sich begeben hätte, so geheim war ihre Abfahrt gehalten. Die Angst, die Verwirrung zu Petershof war unbeschreiblich, jede Minute war kostbar. Man mußte Entschliessungen fassen, und wußte in der Bestürzung nicht, welche Maßregeln man zuerst ergreifen sollte.

Man hatte in Petersburg die Vorsicht gebraucht, einige Personen nach Kronstadt zu schicken, die die Besatzung in ihrer Ergebenheit bestärken, und die nöthigen Sicherheitsanstalten treffen sollten, um Peters etwa zu unternehmende Flucht nach Hollstein zu verhindern. Der Admiral Jalicin war am Morgen des 10. Julius eiligst dahin abgeschickt. Er hatte bei der Flotte und Garnison den entscheidendsten Ton und Einfluß. Peter, der dieß neue Unglück nicht ahndete, fuhr des Abends auf einer Galeere nach Kronstadt ab, sie näherte sich dem Hafen, die Schildwachen aber weigerten sich, sie einzulassen, unter dem Vorwande, es sey schon zu spät. Man unterrichtete sie darauf, daß

der Kaiser selbst am Bord wäre, vergebens! Man drohte, die Galeere in Grund zu bohren, wenn sie sich nicht augenblicklich entfernte. Der Kaiser mußte seinen gebietenden Unterthanen gehorchen: aber noch war nicht alle Aussicht zur Rettung verloren, die ganze Ostsee stand ihm offen; er konnte nach Schweden, oder nach Preussen segeln. Man gab ihm selbst den Rath, nach Reval zu fahren, und sich der dasigen Flotte zu versichern. Allein auch dieser vortheilhafte Entwurf wurde — in dem Drang der Umstände — von den Revoluzionsfreunden hintertrieben, die Peter als Freunde begleiteten. Der unglückliche Prinz kam am folgenden Morgen mit seiner Galeere nach Oranienbaum wieder zurück.

Um eben diese Zeit begab sich Katharina an der Spitze der Garden, etwa 10,000 Mann stark, mit einem verhältnißmässigen Geschütz auf den Marsch gegen Petershof. Sie trug die Garde-Uniform, hatte den Andreasorden angelegt, und ritt mit gezogenem Säbel und einem Eichenzweige an dem Hut; die Fürstin Daschkow war ihre nächste Begleiterin; die Grafen Orlow, und alle ihre ersten Anhänger folgten dem Zuge. Peter erfuhr denselben, seine holsteinischen Truppen, die ihn mit Freude und Thränen

erst eben wieder in ihrer Mitte empfangen hatten, fielen ihm zu Füssen, baten und fleheten ihn, sie gegen die Kaiserin zu führen. — Peter, über ihren kühnen, herzlichen Eifer gerührt, wurde entschlossen, und rief: „Zum Gewehr!“ Allein, dieß war die Entschlossenheit eines Augenblicks. — Die Thränen der Weiber, die Vorstellungen seiner Freunde, und seine eigenen zaghaften Gesinnungen verdrängten bald den Gedanken von einer Widersetzung. Er beschloß, da ihm Gegenwehre fruchtlos schien, sich den Dispositionen seiner Gemahlin zu unterwerfen.

Peter begab sich auf Katharinens Antrag nach Petershof, ohne sie zu sehen. Der Oberstihofmeister seines Sohns, der Graf von Panin, empfing seinen Degen, und hielt als Bevollmächtigter mit ihm die geheime Zusammenkunft. Die besondern Merkwürdigkeiten dieser kurzen entscheidenden Staats-Unterredung werden wohl auf immer ein Geheimniß bleiben. Allein das Resultat derselben war eine Akte, wodurch Peter mit einem feierlichen Eide der Regierung entsagte, und sich derselben unwürdig erklärte.

Indeß hielt Katharina am selbigen Abend den 10. Julius ihren feierlichen Einzug in Petersburg. Sie ritt, wie am Tag

vorher, an der Spitze ihrer Garden. Das Volk empfing sie mit Jubel, und ihr leutseliges, herablassendes Benehmen fesselte die Zuneigung desselben. Sie erlaubte, ihre Hände zu küssen, die sie im Vorbeireiten ausstreckte. Am Eingange des Kaiserlichen Pallastes hatte sich die hohe Geistlichkeit versammelt. Die Kaiserin ritt durch ihre Reihen, und gab den Vornehmsten derselben einen Kuß auf die Backen, indeß diese ihre Hand küßten; — eine besondere und hohe Ehrenbezeugung in Rußland!

Peter starb plötzlich zu Ropscha, acht Stunden von Petershof, wohin er in Verwahrung gebracht worden war, am siebenten Tag seiner Gefangenschaft, den 17. Julius im 33sten Jahre seines Lebens. Gleich am Tage darauf wurde ein Manifest erlassen, worin als die Ursache seines schleunigen Todes eine Hämorrhoidalkolik angeführt wird. Sein Leichnam wurde zwei Tage darauf, von allen Kaiserlichen Insignien entblößt, in Hollsteinischer Uniform in dem Kloster des Alexander Newsky bei Petersburg beigesetzt.

Milde und Gnade bezeichneten darauf die ersten Schritte der neuen Regierung. Die Revoluzion hatte kein Blut gekostet, und machte auch weiter keine Unglückliche.

Katharina war menschenfreundlicher, als Elisabeth. Sie verzieh allen, die sich bei der Revoluzion als ihre Gegner bezeigt hatten, ließ die wieder in Freiheit, deren Arretirung die Umstände nothwendig gemacht hatten, und begnadigte selbst mehrere mit Wohlthaten. — So war nun diese große Begebenheit, die zu weiten und bedenklichen Auftritten hätte Anlaß geben können, glücklich vollendet. Katharina wurde unter dem Namen der II. als Kaiserin und Beherrscherin Rußlands an eben dem 17. Julius 1762 nochmals öffentlich ausgrufen, und ihre Krönung erfolgte den 3. October des nämlichen Jahres mit aller in diesem Reiche gewöhnlichen Pracht in Moskau.

Sie beförderte gleich anfänglich den Frieden in Deutschland, und vermied den Krieg, welchen ihr Gemahl wegen alter Streitigkeiten seines Hauses über Hollstein und Schleswig mit Dännemark hatte führen wollen. Vielmehr endigte sie dieselben nach einiger Zeit auf immer durch den Vergleich, in welchem ihr Sohn der Großfürst Paul Petrowitsch 1773 sein Herzogthum Hollstein-Gottorp gegen die beiden Grafschaften Aldenburg und Delmenhorst an Dännemark abtrat.

Es war auch in den ersten Jahren der Regierung Katharinens, nämlich 1764, daß sie dem Grafen Stanislaus August von Poniatowsky durch Unterstützung ihrer Kriegsvölker dazu behülflich war, den Pohlnischen Thron zu besteigen. Als sie aber bald darauf die bisher sehr gedrückten Protestanten und Griechischen Religionsverwandten in Pohlen nachdrücklich schützte; auch an der Verfassung dieses Reichs noch andern Antheil nahm, verbanden sich viele Große desselben mit den Waffen in der Hand gegen die Absichten der Kaiserin, und ihres eigenen Königs selbst. Sie brachten sogar den Türkischen Hof dahin, Rußland 1768 den Krieg anzukündigen; allein die Russischen Feldherren, der Fürst Gallizin, und vornämlich der Graf Romanzow, denen die Unterbefehlshaber Weismann und Bauer, gebohrne Deutsche, mit besonderer Geschicklichkeit beistanden, führten diesen Krieg mit ausnehmendem Glücke, und auch zur See waren die Türken immer unglücklich.

Zwar schien der Friede, welchen Katharina mit den Türken schloß, mehr ihrer Mäßigung, als so grosser erfochtenen Vortheile würdig zu seyn. Die Russen erlangten durch denselben nur die längst gewünschte freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meere,

und zur Versicherung derselben zwei Seestädte in der Krimm. Aber eben der feste Fuß, welchen sie in dieser Halbinsel erhielten, erleichterte ihnen nach 9 Jahren 1783 die völlige Besitznehmung derselben.

Auf einer andern Seite erweiterte Katharina ihr Reich noch vor dem Frieden, durch welchen sie den Türkischen Krieg endigte, ebenfalls in Gegenden, die sonst zu demselben gehört hatten. Die Pohlnischen Unruhen, welche ihr gedachten Krieg zuzogen, beschäftigten ihre Kriegsvölker mehrere Jahre nacheinander. Nachdem sie dieselben gedämpft hatte, beschloß sie, sowohl zur Schadloshaltung für die dabei aufgewandten Kösten, als wegen der in einer Deduktion angegebenen alten Rechte Rußlands an den Landesbezirk längs der Dwina, der Druß, und dem Dnieper, denselben mit ihrem Gebiethe zu vereinigen. Dieses geschah im Jahre 1772 nicht allein mit leichter Mühe, und es wurden daraus die beiden Statthalterschaften Pleskow und Mohilow gebildet; sondern sie traf auch gemeinschaftlich mit den beiden übrigen mächtigen Nachbarn von Pohlen, Maria Theresia, Königin von Ungarn, und Friedrich II., König von Preußen, gewisse Einrichtungen für dieses Reich, welche den so gewöhnlichen inner-

lichen Zerrüttungen desselben künftig vorbeugen sollten.

Wenige Jahre darauf bediente sie sich einer anderen wichtigen Veranlassung wegen des Ansehens, welches sie sich in Europa erworben hatte, auf eine rühmliche Art. Sie trug nämlich durch ihre Vermittlung das meiste dazu bei, daß 1779 der Bayrische Erbfolgkrieg in Deutschland zwischen der Kaiserin, Maria Theresia, und Friedrich II., König von Preußen, sobald geendiget wurde. Selbst in dem Englisch-Amerikanischen Kriege gab sie durch die von ihr vorgeschlagene bewaffnete Neutralität, oder durch eine mit Kriegsschiffen solcher Fürsten, die in den gedachten Krieg nicht verwickelt waren, zu leistende Beschützung des Seehandels ein Beispiel, welches mehrere Fürsten nachahmten.

Mittlerweile daß Katharina immerfort an den wichtigsten ausländischen Angelegenheiten Theil nahm, wandte sie auf den Zustand ihres Reichs und ihrer Nation eine immer gleiche Sorgfalt. Sie zog durch angebotene Gnadenbezeugungen und andere Vortheile eine Menge Fremde, besonders Deutsche, in ihre Länder, um viele wüste Plätze in denselben, vornämlich längs der Wolga, in der Statthalterschaft Astrahan

zu bevölkern, und anzubauen; wo auch wirklich neue Pflanzstädte von denselben angelegt wurden.

Dem Handel ihrer Unterthanen that sie auf alle Weise Vorschub. Sie ertheilte dem Hafen von Archangel eben dieselben Vorrechte, welche bis dahin der Petersburger allein genoß; gab verschiedene Arten des innern und auswärtigen Handels allen ihren Unterthanen frei, und munterte die Untersuchung, den Anbau, und die Veredlung manche Russischen Naturerzeugnisse auf; wie sie insonderheit auf den Bau des Tabacks in der Ukraine Belohnungen setzte. Die Handlung der Russen mit ihren inländischen Waaren, besonders mit denen, die zum Schiffbaue nöthig sind, stieg in dem Englischen Kriege zu einer überaus einträglichen Höhe. Man sah auch unter dieser Regierung zuerst Russische Kauffartheischiffe in Spanischen und Italienischen Seehäfen. — Die gelehrten Reisen, welche die Kaiserin durch einige Akademisten von Petersburg in die entlegensten Gegenden ihres Reichs anstellen ließ, dienten ebenfalls, durch die unzähligen schätzbaren Beobachtungen, welche von denselben angestellt, und bekannt gemacht wurden, dazu, Rußlands mannig-

faltige Naturgaben richtiger einzusehen, und geschickter zu benützen.

Ueberhaupt nahm sich die Monarchin des öffentlichen Unterrichts, des Wachsthums der Wissenschaften und der schönen Künste bei ihrer Nation mit allem Eifer an. Sie stiftete neue Erziehungsanstalten, und erweiterte die bereits vorhandenen; schickte auf ihre Kosten eine Anzahl junger Russen in fremde Länder, um sich gelehrte Kenntnisse zu sammeln; ließ treffliche Bücher aus andern Sprachen in die Russische übersetzen, und von den herrlichsten Kunstwerken des Alterthums genaue Abdrücke verfertigen; errichtete eine besondere Akademie zur Verfeinerung der Russischen Sprache, und ließ auch an der vorzüglich nothwendigen Verbesserung der Schulen in ihrem Reiche arbeiten. — In der Staatsverwaltung selbst wurden auch allerlei vortheilhafte Veränderungen getroffen. Aber der vornehmste Glanz ihrer Regierung zeigte sich in dem von ihr selbst entworfenen neuen Gebäude der Gesetzgebung. Der Abriß desselben bleibt ein Denkmal von Menschenkenntniß, Klugheit und Liebe der Unterthanen.

Weil Katharina voraus sah, daß die Ottomannische Pforte wegen Anwachs des Russischen Reichs, und dessen sich immer

mehr und mehr verbreitenden Handels durch andere Mächte in Eifersucht gesetzt, ihr bald den Krieg ankünden würde, obwohl bisher noch alles mit dichtem Schleier verhüllet war, so schloß sie mit Kaiser Joseph II. eine Offensiv- und Defensiv-Allianz, wodurch beide Monarchen einander wechselweise beizustehen, und ihre Besitzungen gegen alle feindlichen Angriffe gemeinschaftlich zu vertheidigen sich verbanden.

Da in der Krimm die Russische Seemacht immer ansehnlicher zu werden begann, und die Städte durch die Handlung lebhafter wurden, so beschloß Katharina eine Reise dahin vorzunehmen, um besonders auch die dort neu erbaute Stadt Cherson zu sehen, und ordnete, um die sämmtlichen Gränzen zu decken, fünf Lager an, in welche bei 160,000 Mann zusammrückten. Sie trat den 18. Jäner 1787 in Begleitung des kaiserlichen, französischen und englischen Ministers ihre Reise an, welche äußerst prächtig und kostspielig war. An Pferden allein wurden dazu gegen 41,000 Stücke gebraucht. Am 6. May kam sie zu Kaminiek an, wo sie den König von Pohlen Stanislaus August verabredetermassen antraf, und mit ihm mehrere freundschaftliche Unterredungen hielt.

Hierauf begab sie sich in die Gegend von Kaidak, wo sie Nachricht von der Ankunft Kaiser Josephs bekam. Von nun an war dieser beiden grossen Verbundenen Gesellschaft selten getrennt: sie reisten mitsammen, und kamen den 23. May in Cherson an. Hier trafen sie den k. k. Internuntius, und den Russischkaiserlichen Gesandten aus Konstantinopel an: es war ein ausserordentlicher Zusammenfluß von Menschen aller Nazionen. Katharina und Joseph besahen alles, was sehenswerth und merkwürdig war: sie wohnten allen Festins, die in Menge, und überaus prächtig gegeben wurden, bei. Den 28. May verliessen beide Cherson, und verfolgten ihren Weg durch die Krimm, wo sie zu Bavasarey, der Hauptstadt des Landes, einige Zeit verweilten. Hier ließ Katharina den Mufti und alle Grossen des Reichs zu sich laden, und war gegen jeden sehr herablassend und leutselig. Sie ging von da in Gesellschaft des Kaisers nach Theodosia, besah die Flotte von 15 Schiffen, und beurlaubte sich nach einem zwölftägigen Aufenthalt von ihrem grossen Gast. Dann reisete sie über Moskau nach Petersburg zurück, wo sie den 21. Julius 1787 nach einer mehr

als sechsmonatlichen Abwesenheit wieder glücklich anlangte.

Indessen nahm die Fehde mit der Pforte in diesem Jahre 1787 ihren Anfang. Der Russische Gesandte Bulgakow ward den 15. Juli 1787 in die Konferenz zum Reis-Effendi gerufen, wo man ihm sieben Punkte, und unter selben hauptsächlich die Zurückgabe der Krimm vorlegte, welche der Russische Hof der Pforte binnen 35 oder 40 Tägen schlechterdings zugestehen sollte. Nach Verlauf dieser Frist ward Bulgakow zum zweitenmale vorgeladen, und von ihm verlangt, im Namen seiner Monarchin diese Punkte zu unterzeichnen. Auf seine Weigerung, dieses Begehren zu erfüllen, ward er ohne weiters in die sieben Thürme gefangen gesetzt, und zugleich die Kriegserklärung gegen Rußland allen Ministern fremder Mächte zugestellt.

Mehrere europäische Höfe waren bemühet, durch ihre Vermittlung die Ruhe zwischen beiden Mächten herzustellen. Vorzüglich verwendete sich dafür Joseph II., welcher vermög des mit Katharina geschlossenen, und der Pforte schon damals angezeigten Allianztraktats verbunden war, bei dem Ausbruch eines Krieges zwischen der Pforte und Rußland letzterem Reiche auf

alle Art Hilfe zu leisten. Als die Türken die von Oesterreich geschehenen Vermittlungsvorschläge verwarfen, nahm Joseph an dem Kriege seiner Bundsgenossin Katharina unmittelbar Theil; und so geschah auch von Seiten Oesterreichs am 9. Februar 1788 die Kriegserklärung gegen die Pforte. Zur nämlichen Zeit aber, als Katharinens Truppen gegen die Türken kämpften, mußte sie eiligst einen Theil derselben gegen Schweden senden, da Gustav III. Ihr als türkischer Bundsgenosse den Krieg erklärt hatte. Nach abwechselndem Glücke so wohl zu Wasser als zu Lande, wurde jedoch zwischen diesen beiden Mächten der Friede zu Werelä 1790 den 14. August hergestellt, alles und blieb wie vorher.

Standhaftigkeit in Unterhandlungen, besonders in billigen Dingen, zeichnete sie, wie alle diejenigen aus, die ihre Stelle vertraten. Eben dieser männlichen Standhaftigkeit und der Oppositionspartei im brittischen Parlament, welche den Ministern mit den stärksten Beweisen und allem Nachdrucke zeigte, daß es ungerecht sey, wegen Erhaltung eines geträumten Gleichgewichtes von Europa mit einer Nazion Krieg anzufangen, mit welcher man bisher so vor-

theilhaften Handel getrieben hatte, war es zuzuschreiben, daß der Londner Hof gemäßigtere Vorschläge machte. Selbst der Berliner Hof sah es ein, daß Pitt zu rasch gegen Katharina vorgeschritten sey, und daß sich die englische Nazion sträuben würde, Rußland anzugreifen, weil durch diesen nicht gut kalkulirten Schritt die Nazion mehr zu verlieren, als zu gewinnen hoffen müßte.

Diese Negoziazionen wurden von beiden Seiten mit einer so friedlichen Wendung betrieben, daß man endlich der standhaften Katharina überließ, mit der Pforte nach ihrem eigenen Gutdünken Friede zu machen. Und so kamen im August 1791 zu Gallatz zwischen dem Großvezier und dem Fürsten Potemkin die Friedenspräliminarien zu Stande, nach welchen die Türken an die Russen Oczakow und den dortigen Distrikt am Dnieſter abtreten, und ihnen die freie Schiffahrt auf dem Dnieſter bewilligen mußten. Oesterreich hatte schon früher den Frieden abgeschlossen.

Pohlen, das sich im März 1791 eine neue Konstituzion gegeben hatte, war ihr schon lange verdächtig, aber der Türkenkrieg hinderte sie, sich gegen selbes zu erklären; nun aber nach geschlossenem Frieden kündigte

sie 1792 dieser Republik den Krieg an, und ungeachtet sich der Pohlnische General Kosziusko einige Zeit tapfer hielt, so unterlag er doch endlich dem sieggewohnten fürchterlichen Souwarow. Nunmehr kam die letzte und völlige Theilung Pohlens zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich zu Stande, und der letzte König Stanislaus legte am 25. November 1795 die Krone, die er vor 30 Jahren gerade an dem nämlichen Tage erhielt, feierlich ab.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, warum nicht auch Russische Truppen im Kriege gegen die Franzosen auftraten; jedoch ließ Katharina denselben durch andere Wege die Mißbilligung ihrer gewaltsamen Maßregeln fühlen; und als die Unruhen in Pohlen ganz gedämpft waren, schloß sie mit England einen Traktat, und ließ mehrere Linienschiffe zu jenen der Britten stossen, um gegen die Franzosen zu fechten. — Wider Vermuthen brach nun ein Krieg gegen die Persier aus; doch das Ende desselben erlebte diese grosse Frau nicht mehr; denn sie starb plötzlich am 17. November 1796 im 67. Jahre ihres Lebens.

Katharina war von mittelmäßiger Größe; ihre Gestalt, die endlich stark zu werden anfing, zeigte den feinen Wuchs

ihrer Jugend; und ihre grossen blauen Augen erhöhten ihre übrigen Reize. — Sie erschien bei öffentlichen Handlungen mit vielem Anstande und im Gefühl ihrer Würde; im Privatleben aber war sie die höflichste Frau des ganzen Hofes. — Ihr Geist war allumfassend; sie besaß eine außerordentliche Fülle von Wissenschaften und Kenntnissen; ihre Büchersammlung zeigte deutlich von ihrer Einsicht und ihrem Geschmacke; und sie selbst hatte sich als Schriftstellerin ruhmvoll ausgezeichnet. — Durch ihre weisen Gesetze, die Beförderung des Baues und der Verschönerung so vieler Städte und Dörfer, durch ihre thätige Beschützung der Gelehrten und Künstler, der Handlung, Fabriken und Manufakturen, und durch eine Reihe so vieler andern Thaten hat sie sich immerwährende Denkmale gestiftet, und nach Jahrhunderten noch wird ihr Name mit Bewunderung genannt werden.

Buonaparte.

Neapolon Buonaparte ist zu Ajaccio, einem Städtchen und Hafen an der westlichen Küste der Insel Korsika, im August 1769 gebohren. Sein Vater besaß einige Ländereien unweit Ajaccio, wo er zu wohnen pflegte: ein anderer Zweig seiner Familie befand sich im toskanischen Gebiete zu San-Miniato. In Neapolons Geburtsjahre 1769 kam Korsika unter die Oberherrschaft Frankreichs, und der erste Gouverneur, den der König Ludwig XV. auf diese Insel sandte, war der Marquis Marboeuf. Da dieser ein Landgut nahe bei Ajaccio gekauft hatte, welches er bewohnte, so kam er bald in nähere Bekanntschaft mit Neapolons Mutter, und wurde durch ihre Schönheit und vortrefliche Geistesbildung so sehr gefesselt, daß er der ganzen Familie seine Zuneigung und Liebe schenkte.

Marboeuf brachte es durch seine Verwendung dahin, daß Buonaparte 1779 in

seinem 10. Jahre nach Brienne im ehemaligen Champagne in die königliche Kriegsschule kam. Unter 150 Zöglingen lebte er hier wie einsam, zeigte gegen keinen seiner Kameraden einige Vorliebe, und nahm auch an ihren Ergötzlichkeiten und Spielen keinen Theil. Erschien er ja, so kam er nur um ihnen den Text zu lesen, und da er mit seinen finstern Vorstellungen und Ermahnungen zuweilen Spott verband, so entstund manches Handgemenge.

In Sprachen machte er Anfangs keine grossen Fortschritte, aber mit desto anhaltenderm Eifer studirte er Mathematik, Befestigungskunst und Taktik, vorzüglich Geschichte, aus der er sich die grossen Männer des Alterthums zu Mustern gewählt zu haben scheint. — Buonaparte liebte die Einsamkeit. Jeder der Zöglinge hatte einen Theil des Gartens erhalten um da zu pflanzen was er wollte; er zwang zwei seiner Nachbarn ihm ihren Antheil zu überlassen, und nun umpflanzte er sein Gebiete mit Bäumen, deren er mit solcher Sorgfalt pflegte, daß sie in zwei Jahren schon ziemlich dick waren, und umgab seinen Garten mit Pallisaden, die den Zugang erschwerten. Er glich einer befestigten Einsiedelei, und wehe dem Neugierigen oder Schäcker, der

seine Ruhe störte! Wüthend kam er aus seiner Freistätte um die Belagerer anzugreifen, warens ihrer auch noch so viele.

Die jungen Zöglinge waren in Kompagnien eingetheilt, und wählten ihre Offiziere unter sich. Buonaparte ward Anfangs Kapitän, aber bald fand es der kleine Kriegsrath nicht gut, von demjenigen kommandirt zu werden, der ihrer Liebe nicht achtete und entsetzte ihn seiner Stelle. Er ließ es nicht merken, ob und wie sehr ihn dieß verdroß. Von dieser Zeit an weiheten sie ihm ihre Freundschaft wieder: auch er fing itzt an den Werth der Zuneigung anderer zu fühlen, mischte sich nun von Zeit zu Zeit in ihre Spiele, und erhielt dadurch das Recht selbst einige anzugeben. Nun ordnete er olympische Wettspiele und amphitheatralische Kämpfe an, dieß gefiel dem jungen Volke, und der finstere bisher einsiedlerische Buonaparte ward einmüthig zum — Direkteur der Ergötzlichkeiten gewählt!

Gegen Ende 1785 verließ Buonaparte die Kriegsschule zu Brienne und wurde in die Pariser versetzt: hier widmete er sich besonders der Artillerie. Da aber 1786 Marboeuf gestorben war, so kehrte er bald hernach mit seinem Bruder Joseph, der itzt Mitglied des Raths der 500 ist und vor-

her Gesandter in Rom war, zu seiner Mutter nach Korsika zurück. Sein Vater war schon im Jahre 1783 gestorben, und hatte ausser ihm und seinem Bruder Joseph, noch zwei Söhne und zwei Töchter hinterlassen. Da die Revoluzion in Korsika sich ausbreitete, wurde er zum Kommandanten eines Bataillons Nazionalgarden zu Ajaccio im Jahre 1790 ernannt. Hier lebte er ausserordentlich mässig und eingeschränkt; hielt sich nur an einige Menschen, unter denen auch der bekannte Volney war, der sich damals in Korsika befand, um in dieser Insel die Anpflanzung westindischer Produkte einzuführen.

Als im Jahre 1792 das Kriegsfeuer an den Gränzen Frankreichs ausbrach, war er als Artillerie-Lieutenant bei der Armee des Generals Montesquieu, die in Savoyen einfiel; blieb aber nicht da, sondern zog bald mit seinem Regimente nach Nizza. Im folgenden Jahre 1793 wurde er Artillerie-Hauptmann. Bald darnach wurde von dem Nazionalkonvente in Paris eine Anklage wider den Korsikaner General Paoli dekretiret. Dieses verursachte eine Spaltung unter den Korsikanern selbst: einige waren für Paoli, die andern wider ihn; unter den letztern war auch die Familie des Buonaparte, welche demnach um Unannehm-

lichkeiten auszuweichen die Insel verließ, und nach Frankreich zog, wo sie in einer Entfernung von 6 Meilen von Toulon ihre Wohnung aufschlug.

In eben diesem Jahre wurde die Stadt und Festung Toulon von den mit Spaniern und Italienern verbundenen Engländern eingenommen. Die Franzosen wandten alle Mühe an, die Stadt wieder zu erobern. Von allen Seiten wurden Soldaten herbeigezogen, und strömten auch Freiwillige herzu, dieses zu bewirken. Toulon wurde im Christmonathe förmlich belagert. Bei der Belagerung befanden sich zwei Konventskommissarien, Salicetti, ein Anverwandter des Buonaparte, und Barras, der später einer der fünf ersten Direktoren wurde. Diese ernannten ihn zum General der Artillerie. Er leitete alle Angriffe auf die Redouten, welche um die Stadt herum gesetzt waren, und zu ihrer Vertheidigung dienten; und trug also das meiste zur Wiedereroberung dieser Stadt bei. Er wurde hierauf im Jahre 1794 Brigade-Chef, und zu Anfange des Jahres 1795 Brigade-General bei der italienischen Armee.

Hier muß ich meinen Lesern die Bedeutung der eben angeführten Wörter, welche die Generalitäts-Chargen in Frankreich

bezeichnen, erklären. Eine Halbbrigade besteht aus 3000 Mann, der, welcher sie kommandiret, heißt Brigade-Chef; wer zwei Halbbrigaden, das heißt, eine ganze Brigade kommandirt, wird Brigade-General genannt. Zwei Brigaden zusammen in Verbindung mit zwei Reiterregimentern, und zwei Kompagnien Artillerie, heissen eine Division, und ihren Kommandanten nennet man Divisions-General; daß also eine Division aus beiläufig 14000 Mann besteht. Die Charge eines Divisions-Generals ist die oberste Stuffe der Generalität ausser dem Obergeneral, oder Kommandirenden en Chef, der nur im wirklichen Kriege ernannt wird.

Bald nach seiner Erhöhung zum Brigade-General wurde er von dem bei der italienischen Armee angestellten Konvents-Kommissare Beffroi als Terrorist arretiret; man durchsuchte seine Papiere, und fand bloß militärische Aufsätze, und eine ganz unschädliche Korrespondenz. Man weiß aber auch die eigentliche Veranlassung zu seiner Arretirung nicht. Weil er nun für unschuldig befunden worden war, ließ man ihn los: jedoch verbreiteten darüber mehrere Journalisten böse Gerichte von ihm, und gaben vor, Buonaparte würde vom Artillerie-Korps entfernet, und zur Infanterie versetzet wer-

den. Er ging nach Paris, um sich über solche, seinem Ruhme so nachtheilige, Nachrichten zu beschweren. Der Wohlfahrtsausschuß hatte damals die eigentlichen Regierungsgeschäfte über sich, und die das Militärfach betreffenden Arbeiten besorgte in selbem Aubry. Von diesem konnte Buonaparte nichts erlangen; wodurch er mißmuthig wurde, und um Erlaubniß anhielt, sein Vaterland verlassen, und nach Konstantinopel reisen zu dürfen.

Allein einige Glieder des Konvents kannten seine militärischen Kenntnisse und Talente, sie wußten, daß er gerade jene Gesinnungen habe, die sie einem jeden Franzosen einzuflössen wünschten: daher wurde er ersucht, in Paris zu bleiben, und seine Dienste seinem Vaterlande ferner zu widmen; er folgte dem Rufe, und blieb. Im October dieses Jahres gab es unruhige Auftritte sowohl in einigen Departementen, als auch vorzüglich in der Hauptstadt selbst bei Gelegenheit der Erneuerung des gesetzgebenden Körpers; da viele Sekzionen mit dem Beschlusse, daß nur ein Drittel desselben erneuert werden, die übrigen zwei Drittel aber in ihrer Wirksamkeit bleiben sollten, nicht zufrieden waren, und denselben mit Gewalt zu hintertreiben suchten. Der Nazionalkon-

vent war sowohl auf die Durchsetzung seines Beschlusses, als auch auf seine Sicherheit bedacht, und rief daher jene Generale, zu seinem Schutze herzu, auf die er sich seiner Meinung nach verlassen konnte. Unter diesen war auch Buonaparte. Er hatte die Brücke, Pontneuf genannt, zu vertheidigen, und that dies so gut, daß die bewaffneten Leute jener Sekzionen, die dem Konvente sich auf einer Seite der Seine widersetzten, sich mit denen, die auf der andern Seite waren, nicht vereinigen konnten.

Da hierauf der gesetzgebende Körper nach dem vorgeschlagenen Projekte regulirt war, und das vollziehende Direktorium sein Amt auszuüben angefangen hatte, wurde Buonaparte zum Lohne seines Betragens im Monate October von dem Direktorium, bei dem Barras sein vorzüglicher Freund war, zum Divisions-Generale, und zum obersten Anführer der Armee im Innern ernannt. Jedoch auf diesem Posten blieb er nicht lange; er wurde in den ersten Tagen des Jahres 1796 zum obersten Anführer (General en Chef) der Armee in Italien ernannt. Einige seiner Freunde waren auf ihn seiner grossen Jugend wegen mißtrauisch; sie besorgten, die Geschäfte in Italien möchten für ihn zu schwer seyn, und er möchte nicht

hinlängliche Eigenschaften haben, den unter dem Waffengeklirre grau gewordenen Generalen des Kaisers genugsamen Widerstand zu leisten. Allein er ließ sich nicht irre machen; behielt die angebothene Stelle, und bereitete sich gehörig zur Abreise nach Italien vor. Doch ehe er seine Reise antrat, zeigte er, daß er nicht dem Mars allein Opfer bringen wolle; sondern auch ein Verehrer der Göttin Juno sey: er heurathete die schöne und reiche Wittwe des durch die Guillotine hingerichteten Generals Beauharnois. Nach den Feierlichkeiten der geschlossenen Ehe aber eilte er nach Italien.

In den letzten Tagen des Märzmonates traf er bei der italienischen Armee ein, die bei 60000 Mann stark war, aber an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel litt. Er wußte, daß die Franzosen im Stande der Ruhe Sittlichkeit und Tapferkeit verlöhren; er suchte sie daher sogleich in Bewegung zu bringen, mit dem Vorsatze, ihnen unaufhörliche Beschäftigungen zu verschaffen. Kurz vor dem Anfange der Kriegsoperazionen hielt er Musterung über die Armee. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, immer kurze Anreden an die Mannschaft zu halten, die er allzeit so einrichtete, wie er sie für die Gemüthsstimmung der

Franzosen, deren Charakter er genau kannte, zuträglich hielt. So war auch seine erste Anrede bei dieser Musterung kurz, den Umständen angemessen. „Es fehlet euch ja „an Allem, Brüder! Oeffnet euch den „Weg nach Mailand, so habt ihr alles im „Ueberflusse."

Die Oesterreicher fingen den Feldzug an; sie erhielten anfangs einige Vortheile; am 11. April hatten sie schon alle französischen Schanzen bis auf eine überwältiget. Diese stand zu Montenotte, war mit 1500 Mann besetzt, und wurde vom Brigade-Chef Rampon kommandiret. Dieser ließ, da er sah, daß die Oesterreicher mit grosser Tapferkeit angriffen, seine Mannschaft schwören, daß sie lieber alle sterben, als die Schanze übergeben wollten. Der Schwur wurde so pünktlich gehalten, daß die Oesterreicher ungeachtet eines dreimaligen wüthenden Angriffes die Schanze nicht überwältigen konnten. In der Folge fiel Buonaparte denselben in den Rücken und die Flanke, und zwang sie ihre Stellung wieder bei Dego zu nehmen. Den folgenden Tag zog er noch mehrere Truppen, die eben aus dem südlichen Frankreich angekommen waren, an sich, griff die Kaiserlichen bei Dego an; hatte anfänglich einen nicht

geringen Verlust; da er aber während des Gefechtes immer frische Mannschaft vorrücken lassen konnte, so glückte es ihm dadurch die Oesterreicher bis Acqui zurückzudrängen. Zugleich umzingelte er mit Uebermacht den k. k. General Provera, der sich aber in die Ruinen des alten Bergschlosses Cosseria zog, dasselbe verschanzte, mit unbeschreiblichem Muthe vertheidigte, den Franzosen einen grossen Schaden zufügte, und ihnen drei Generale tödtete, sich aber dennoch den andern Tag ergeben mußte.

Von da eilte Buonaparte auf den linken Flügel seiner Armee; griff unvermuthet die Sardinier an, und nahm den wichtigen Posten von Santjago ein, der das Thal von Bormida beherrschet; ließ die Oesterreicher, die schon wieder vorrückten, durch eine Abtheilung seiner Truppen zurückdrücken, und trennte sie auf diese Art von den Sardiniern, welches ein Hauptzweck seiner vorhergehenden Unternehmungen war. Hierauf schlug er die Sardinier bei Ceva und Mondovi, und verfolgte sie auf allen Seiten. Bei Ceva überliessen sich die französischen Soldaten einer grausamen Mordsucht; er aber eilte hinzu, gebot den Wüthenden Schonung gegen die, die sich

gefangen geben wollten, und machte dem Blutbade ein Ende. In der Verfolgung der Sardinier ſtanden ihm die Feſtungen Coni, Saluzzo und andere befeſtigte Oerter im Wege: allein er hielt ſich bei ihnen nicht auf, ſondern ging ſie vorüber; eilte gerade gegen Turin zu, um den alten König zu einem ſchnellen Frieden zu zwingen. Er rückte wirklich an; ſeine Kanonendonner erſchütterten ſchon von ferne her die Mauern von Turin; alles war mit Schrecken und Bangigkeit erfüllet; die Leidenſchaften der Bewohner wurden beweget, und der König trug einen Waffenſtillſtand an. Der erſte Antrag wurde von Buonaparte verworfen, und dagegen ein zweiter beſchloſſen, der mehr nach deſſen Geſchmacke, und mehr zum Nutzen Frankreichs eingerichtet war. Dieſes geſchah am 28. April.

Die Oeſterreichiſchen Truppen waren dadurch veranlaſſet ſich zurückzuziehen; ſtellten ſich aber am 7. Mai der ihnen auf dem Fuſſe nachfolgenden feindlichen Kriegsmacht entgegen, hatten am 8. ein hitziges Gefecht; Buonaparte verlohr nicht wenige Mannſchaft, die theils getödtet, oder verwundet, theils gefangen wurde: er ſetzte aber dennoch, durch die Menge ſeines Heeres geſichert, in Schiffen über den Po. Am 9. ſchloß

er einen Waffenstillstand mit dem Herzog von Parma und Piazenza. Den 10. wollte er, um nach Mailand zu kommen, über den Fluß Adda setzen. Die Oesterreicher setzten aus 30 Feuerschlünden von dem andern Ende der über 200 Schritt langen Brücke bei Lodi ein mörderisches Feuer entgegen. Buonaparte hielt einen Kriegsrath; die Generale stimmten alle dafür, daß man den Uebergang nicht wagen sollte; er aber sprang auf, und rief: „Lasset uns doch angreifen, ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich!“ Er ließ zu dem Anfange der Brücke 2 Kanonen aufführen, formirte eine Kolonne, ritt durch die Glieder, hielt eine Anrede, und ließ zum Angriffe schlagen. Die Kolonne stürzte mit Wuth auf die Brücke, Gliederweise fielen die Krieger todt nieder, die übrigen stutzten, machten Halt. Hier sprengte der General Berthier an ihre Spitze, rief: „Mir nach, meine Freunde!“ Ihm folgten Massena und andere Generale, und eine fürchterliche Kolonne stürzte über die Leichen ihrer Brüder, wurde von Nachfolgenden fortgedränget, und auf solche Art der Uebergang erzwungen.

Nun eilte Buonaparte auf Mailand zu; zog am 15. in diese Hauptstadt der

österreichischen Lombardie ein, hielt an die Bürger der Stadt eine kurze und rührende Anrede, bei der man aber selbst nach dem Zeugnisse französischer Schriftsteller die Richtigkeit mancher Gedanken bezweifeln kann. Bald darnach unterzeichnete er einen Waffenstillstand mit dem Herzog von Modena. Am 20. erließ er eine Proklamazion an seine Truppen, in der er sie mit vielem Nachdrucke zu mehreren Beweisen der Tapferkeit, und des kühnen Muthes anfeuerte. Buonaparte wollte nun wieder das österreichische Heer bekämpfen: allein im Mailändischen brachen Unruhen aus; man wollte die neue Ordnung der Dinge nicht annehmen, und setzte Gewalt entgegen; Buonaparte eilte mit seiner Macht zurücke. In Binasco schoß man auf die Franzosen, diese geriethen in Wuth; der Obergeneral, so entfernt er sonst von Grausamkeit ist, ließ den Ort in Brand stecken, und die Anführer erschiessen. Grösseren Widerstand erfuhr er in Pavia; aber auch hier wurde schreckliche Rache genommen. Ueberall war er selbst, und predigte theils mündlich theils durch Proklamazionen Eintracht, Ordnung, und Verzeihung; insbesondere forderte er die Geistlichkeit auf, das Volk zur Ruhe und zum Gehorsam zu ermahnen.

Er reisete hierauf wieder zur Armee durch Mailand. Bei dieser Gelegenheit rekognoszirte er die Zitadelle, die noch immer von k. k. Truppen besetzt war, und wagte sich nahe an die Mauern. Schnell stürzten eine Anzahl Kroaten auf ihn los, und würden ihn gewiß gefangen haben, wenn nicht die Eskadron Husaren, die nicht weit von ihm war, ihm zu Hilfe geeilet wäre. Dieses Kastel ergab sich aber dennoch am 19. Junius an die Franzosen, nachdem vorher die österreichische Hauptarmee ins Tirol war zurückgedrücket worden; Mantua aber wurde von den Franzosen nur blockirt. In das gebirgige Tirol konnte keine so grosse Macht der Franzosen vordringen, daß die ganze Armee wäre beschäftiget gewesen: daher ließ Buonaparte einen Theil derselben in die päbstlichen Staaten einrücken; nahm Bologna und Ferrara ein, und erklärte sie für frei und unabhängig. In Ferrara fand er 400 päbstliche Soldaten, die er aber frei entließ, mit der Erklärung, daß er für sie nichts als ein Gemälde verlange. Er drohte nach Rom zu marschieren, und durch diese Drohung erschreckt, trug der Pabst ihm einen Waffenstillstand an, der auch am 23. zu Bologna geschlossen wurde.

Während dieser kriegerischen Unternehmungen verlangte er von dem vollziehenden Direktorium, daß es ihm Gelehrte und Kunstkenner zuschicken sollte, welche die kostbarsten Stücke der Maler- und Bildhauerkunst in den Städten und Ländern, die er durchzog, oder mit denen er Waffenstillstand machte, durchsuchen, und jene wählen sollten, welche für Frankreich schicklich wären, um sein Vaterland mit selben zieren zu können. Die Mailänder und Bewohner von Pavia ermahnte er, ihre Schulen zu öffnen, und die Universität im letzteren Orte, ihre Vorlesungen wieder anzufangen; er lud auch Gelehrte unter mannichfaltigen Verheissungen ein, sich nach Frankreich zu begeben. An die Tiroler hatte er in diesem Monate gleichfalls eine Proklamazion erlassen, in der er diesen guten Bewohnern rauher Berge und steiler Felsen schöne Sachen verhieß, die aber ungeachtet seiner Verheissungen auch in andern Ländern von denen, die er befehligte, nicht geleistet wurden: daher sie auch hier wenig Eingang fanden.

Im Monate Julius ließ er die Belagerung von Mantua anfangen, nachdem vorher drei gewagte Stürme abgeschlagen wurden. Unterdessen war der F. M. Wurm-

ser mit einer Verstärkung in Tirol angekommen, und rückte gegen das Ende des Monats heraus, um Mantua zu entsetzen. Buonaparte war hier in Verlegenheit; er war vom F. M. Wurmser von Vornen angegriffen, und im Rücken vom F. M. L. Quosdanovich bedroht. Er hob sodann die Belagerung den 1. August auf, ging mit Eile dem F. M. L. entgegen, und sobald er denselben ins Tirol gedrückt hatte, wandte er sich wieder gegen den Feldmarschall Wurmser, und drückte auch diesen durch seine Uebermacht zurück; der sodann Anstalten machte, Tirol zu decken, und von dem feindlichen Einfalle zu sichern. Buonaparte aber ließ die Festung Mantua nun vom Neuen blockiren. F. M. Wurmser wollte wieder der blockirten Stadt zu Hilfe eilen, er rückte alsogleich vor; zog sich aber nach einer unglücklichen Schlacht, die am 4. September bei Roveredo geliefert wurde, nach Bassano; wurde von dem österreichischen Hauptkorps abgeschnitten, und genöthiget, sich mit dem Reste seiner Truppen in die Festung Mantua zu werfen. Buonaparte rückte gegen Tirol vor, und erließ eine neue Proklamazion an die Tiroler, die aber keine bessere Wirkung machte, als die vorhergegangene.

Ein neues österreichisches Truppenkorps formirte sich bei Görz. F. Z. M. Alvinzy rückte gegen Verona vor, und wollte sich mit dem F. M. L. Davidovich vereinigen. Buonaparte setzte sich ihnen entgegen. Zwei Tage lang, den 15. und 16. November wurde blutig gestritten. Bei Arcole wollten die Franzosen nicht vordringen, Buonaparte rief ihnen zu: „Wie! seyd ihr die Sieger von Lodi?" Dieses war wirksam: allein neue entgegen kommende Kugeln zu hunderten verbreiteten den Tod auf allen Seiten. Nun stieg Buonaparte vom Pferde, riß eine Fahne an sich, schrie den Grenadieren zu: „Folget eurem Generale!" Sie fielen mit Muth gegen die Oesterreicher; und dennoch mußten sie der Standhaftigkeit, und dem mörderischen Feuer derselben weichen. Buonaparte wollte sein Vorhaben aufgeben: allein General Guyeux setzte mit einer Kolonne von 2000 Mann besser unterhalb über die Etsch, und kam endlich nach vielem Umwege Abends um 6 Uhr unvermuthet in den Rücken von Arcole, und dadurch kam der Sieg auf die Seite der Franzosen. Sie nahmen das Städtchen ein, verliessen es aber bei der Nacht wieder. Von dieser Schlacht sagt der Obergeneral selbst: „Sie war ein „Kampf auf Leben und Tod. Alle Generale

„und Offiziere vom Stabe haben eine Bra-
„vour ohne Beispiel gezeigt; bis 15 sind
„getödtet, und es ist nicht einer, dessen
„Kleider nicht von Kugeln durchlöchert
„wären."

Den 17. schlug der F. M. L. Davidovich ein französisches Korps bei Rivoli. Buonaparte eilte den Geschlagenen zu Hülfe, und entriß den Kaiserlichen ihre errungenen Vortheile. Hierauf zog er Verstärkung an sich, um den Fall von Mantua zu beschleunigen. Im Anfange des Jahres 1797 rückten die österreichischen Truppen abermal vor; wurden aber am 14. Januar wieder geschlagen. Nur General Provera drang über die Etsch, und näherte sich der Festung Mantua; er unterredete sich mit dem F. M. Wurmser, und griff am 16. Früh um 8 Uhr die Franzosen an. Der Kampf dauerte mit beispielloser Thätigkeit bis 12 Uhr. Da nun die Munizion verschossen war, verlangte Buonaparte, die Oesterreicher sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Provera wies mit Unwillen den Antrag ab, und sagte: „Wir sind
„Kriegsgefangene, wollen auf unser Ehren-
„wort entlassen werden, und unser ganzes
„Gepäck behalten. Will man dieses Be-
„dingniß nicht annehmen, wohlan! so schla-

„gen wir uns mit Bajonetten.“ Buonaparte hatte Gefallen an dieser Entschlossenheit, bewilligte alles, nahm den General Provera mit sich nach Verona, und sagte zu ihm: „Wahrhaftig! meine Lage würde „mißlich seyn, wenn alle Generale ihnen „glichen.“

Von Verona aus begab sich der junge Held Buonaparte nach Bologna, in das ehemalige päbstliche Gebieth: weil der Pabst den 8ten und 9ten Artikel des mit der französischen Regierung unter spanischer Vermittlung geschlossenen Waffenstillstandes nicht begnehmigte; er erließ zwei Manifeste, griff die päbstlichen Soldaten bei Cenio am 2. Februar an, und zerstreute sie; da diese nun überall davon liefen, so besetzte er nach und nach die Landschaft Romagna, das Herzogthum Urbino, die Mark Ankona. Zu Faenza wurden zwar die Thore vor den Franzosen geschlossen, Buonaparte aber ließ die Thore einschiessen, schonte die Einwohner, und schickte ihnen 50 gefangene päbstliche Offiziere zu, die ihnen die Folgen ihrer Widersetzlichkeit begreiflich machen sollten.

Zu gleicher Zeit schloß er durch den General Serrurier mit dem F. M. Wurmser, der nun, von Natur und Menschheit aufgefordert, Mantua übergab, eben am 2. Febr.

eine für die Oesterreicher ehrenvolle Kapitulazion; von dem F. M. Wurmser sagte er selbst in seinem Amtsberichte an das französische Direktorium, daß er unaufhörlich viel Muth und Standhaftigkeit gezeiget habe, daß er bei allen Ausfällen aus Mantua immer an der Spitze seines Heeres gestritten habe, daß er ein grosser, aber in diesem Jahre unglücklicher Mann gewesen sey. Weil aber unterdessen der junge berühmte Held Erzherzog Karl mit einer nicht geringen Heeresmacht zwischen dem Tagliamento und der Piave stand, so eilte Buonaparte mit dem Pabste Frieden zu machen; besonders da er am 12. ein ganz friedliches Schreiben von Pius VI. erhalten hatte, in dessen verbindlicher Beantwortung er den Pabst vor gewissen Personen in Rom warnte, die Frankreichs Feinde wären, und vieles Ungemach verursachten. Buonaparte schrieb nun zum zweiten Male an den Kardinal Mathäi, und durch dessen Bemühung wurde auch der Friede am 19. Hornung abgeschlossen.

Nun wandte er sich nach einer Proklamazion an seine Soldaten wieder gegen die Oesterreicher, gieng über die Piave am 12. März, und am 16. bei Concordia über den Tagliamento ohne Brücke, wo sein Pferd in eine Vertiefung sank, und er

sich nur durch Schwimmen rettete; bei Tarvis wurde hoch über den Wolken eine mörderische Schlacht geliefert; auch der kleinste Strich Landes kostete ihm viel Menschenblut, bevor er ihn erhalten konnte. Die Franzosen waren, nach einer vorhergegangenen Proklamazion an die Landeseinwohner, durch verschiedene Mittel in Kärnten ausgebreitet, und bis nach Steiermark vorgedrungen. Den 31. März schrieb Buonaparte an den Erzherzog Karl einen Brief, worin er den Antrag zum Frieden machte. Den 7. April wurde hierauf ein Waffenstillstand geschlossen, und den 18. früh um 2 Uhr darnach die Friedenspräliminarien zu Goes, einem Schlosse in Obersteiermark, eine halbe Stunde von Leoben entfernt, unterschrieben. Drei Artikel waren festgesetzt: 1) daß der Kaiser und König von Böhmen und Ungarn Verzicht thut auf Belgien; 2) daß die Gränzen Frankreichs jene seyn sollten, welche durch die Gesetze der französischen Regierung festgesetzet sind; 3) daß eine Republik in der Lombardie sollte errichtet werden.

Während dem, daß Buonaparte in Kärnten und Steiermark bedacht war, am Frieden zu arbeiten, und die venezianischen Unterthanen, die um Bergamo

wohnten, sich frei zu machen bestrebten, erschien unter dem Nahmen des Oberaufsehers (Proveditor) des festen Landes von Venedig eine Kundmachung, in der alle getreuen Unterthanen aufgefordert wurden, mit gewaffneter Hand die Ruhestöhrer zu verfolgen. Hierauf wurden die auf dem festen Lande von Venedig zerstreut liegenden Franzosen grossen Theils ermordet; man schonte selbst der Kranken in Spitälern nicht. Sobald Buonaparte dieses hörte, schrieb er an den Doge von Venedig, von Judenburg aus am 9. April; nach geschlossenen Friedenspräliminarien mit Oesterreich zog er seine ganze Armee zurück, und besetzte mit Ende Aprils und Anfange des Mai das ganze venezianische Gebieth, und ließ Venedig, so gut es das Meer zuließ, umringen. Am 3. Mai machte er ein geschärftes Manifest wider die venezianische Regierung bekannt, und befahl dem Französischen Gesandten bei der Republik Venedig, diese Stadt ohne weitere Umstände zu verlassen; den Divisionsgeneralen aber, die venezianischen Truppen, wo sie immer dieselben finden würden, feindlich zu behandeln.

Sobald dieses Manifest in Venedig bekannt war, ließ der Doge den Senat

ausserordentlich zusammen rufen, der nach langem Ueberlegen erklärte: die gegenwärtige Regierungsform sey dem Volke lästig, und könne nichts Gutes mehr thun. Hierauf legten alle Senatoren ihre Stellen nieder, und übergaben die Regierung einer Kommission, die Buonaparte ernannte. Den 13. Mai machten einige Freunde der vorigen Regierung noch einen Versuch, die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen: allein ihr Bemühen war fruchtlos. Sie suchten dem Doge die Regierung wieder zu übergeben, er war aber nirgends mehr zu finden. Am 14. zogen auf Befehl des Buonaparte französische Soldaten in Venedig ein.

Buonaparte selbst gieng nun nach Mailand, um daselbst verschiedene Anstalten und Einrichtungen wegen der neuen italiänischen Republik, die sonst in unsern Gegenden die cisalpinische, in Frankreich die transalpinische genannt wird, und die ihr Entstehen und ihre Regulirung ihm vorzüglich zu verdanken hat, zu treffen. Von da aus ließ er scharfe Befehle gegen jene französische Agenten ergehen, welche sich verschiedene Sachen in Venedig unter mancherlei Vorwande zugewandt zu haben, beschuldigt wurden. Er begab sich nach Montebello, bei Mailand, von wo aus er sowohl die

Geschäfte der cisalpinischen Republik, die sich ganz nach seinen Befehlen richtete, als auch die in Genua ausgebrochene Revoluzion leitete. Den 8. Junius befahl er dem Verwalter der Französischen Armee in Italien, Namens Haller, den auf die Güter der venezianischen Adelichen in der Terra ferma gelegten Beschlag alsogleich aufzuheben, und den Eigenthümern alles zurück zu geben. Am 10. erließ er eine Verordnung, in der er die Gränzen des Herzogthums Parma genau bestimmt, und sowohl den Cisalpinern, als auch den Franzosen befiehlt, die Unterthanen des Herzogs von Parma nicht zu beunruhigen. Bald darauf erhielt er auch eine Deputazion von einigen Familien der Republik Lukka, die von ihm ebenfalls die Einführung der demokratischen Regierung verlangten. Am 2. Julius proklamirte er endlich im Nahmen des französischen Direktoriums die Unabhängigkeit der cisalpinischen Republik, und ernannte für dieses Mal auf ein Jahr die Glieder des vollziehenden Direktoriums und des gesetzgebenden Körpers, die aber nach dem Verlaufe eines Jahres durch Volkswahlen sollten ersetzet werden. Unterdessen vertrat Buonaparte noch eine Zeit lang den

gesetzgebenden Körper ganz allein, so lange die Glieder desselben nicht eingetreten waren.

Da im Piemontesischen Unruhen ausbrachen, und sich selbst in die sardinische Lombardie erstreckten, so widersetzte sich zwar der König von Sardinien denselben mit seiner Kriegsmacht; zugleich aber ersuchte er auch den General Buonaparte, ihm Beistand zu leisten, welches derselbe alsogleich versprach, und auch sein Verheissen getreu erfüllete. Am 20. August reisete Buonaparte endlich nach Udine, um das Geschäft des Definitiv-Friedens zwischen dem Kaiser und der französischen Republik zu Stande zu bringen; am 27. kam er zu Passeriano bei Udine an, und begab sich am 29. in die Stadt selbst. Von hier aus hat er verschiedene Verfügungen der provisorischen Regierung der Stadt Venedig, und der Terra ferma di Venezia aufgehoben, und abzuändern befohlen. Die in dem Gebiethe der cisalpinischen Republik liegenden Maltheser-Güter befahl er ebenfalls als Nazionalgüter zu betrachten und zu verkaufen. Ferner ordnete er an, daß der dritte Theil der Offiziere der cisalpinischen Republik aus Franzosen, bei der pohlnischen Legion aber nur der vierte Theil bestehen solle.

Am

Am 17. Oktober schloß er endlich im Namen der französischen Republik mit Sr. Majestät dem Kaiser als Könige von Ungarn und Böhmen zu Campo formido bei Udine, den Definitivfrieden, der aus 25 Artikeln bestand. Hierauf hatte er am 18. die Friedensartikel durch den General Berthier und den Künstler Monge nach Paris geschicket, und er selbst reisete 10 Tage später nach Mailand, wo ihm zur Bezeigung ihrer Dankbarkeit die cisalpinische Republik das Lustschloß Montebello als sein Eigenthum angebothen hat. Von da aus schrieb er an das vollziehende Direktorium, um von selbem die Erlaubniß zu erhalten, daß er auf irgend einem Flecke der Erde ohne fernere Bestimmung in Ruhe leben könne: allein er erhielt zur Antwort, das Vaterland rechne noch auf seine Dienste, indem es noch einige Feinde habe, wider die man dieselben brauchen müßte: auch sey er zum Präsidenten der Gesandtschaft zu Rastadt zur Schliessung eines endlichen Friedens zwischen dem deutschen Reiche und der französischen Republik ernannt.

In einer Proklamazion vom 12. November hatte er sich gewisser Massen von der cisalpinischen Republik beurlaubt, und

ihr den Schutz der französischen Republik verheissen. Am 17. ist er über Turin nach Rastadt abgegangen, wo er am 25. unter Bedeckung von k. k. Husaren angekommen ist. Den 1. Dezember ging daselbst die Auswechslung der Ratifikazionen vor sich. In der folgenden Nacht ging Buonaparte mit der Ratifikazion des Kaisers in Begleitung des General Berthier und seines Generalstabs nach Paris ab. Hier will ich die ordentliche Erzählung der Handlungen dieses jungen, aber thätigen und berühmten Mannes, Kriegers und Staatsbürgers schlüssen, abwarten, was mit ihm und von ihm weiter geschieht, und nur noch von seinen persönlichen und moralischen Eigenschaften überhaupt etwas melden.

Sein ganzes Betragen ist immer ernsthaft und still; sich allein überlassen ist er nachdenkend und zur sanften Melancholie geneigt; von einem wie vom andern giebt er sogar Merkmale, auch oft ohne daran zu denken, vor anderen; in grossen Gesellschaften spricht er wenig, aber bestimmt und deutlich; im Kreise vertrauter Freunde werden seine Gespräche lebhafter und angenehm. Zu Gegenständen derselben wählt er gern Philosophie und politische Sätze. Politik und Kriegskunst sind seine Lieblings-

materien. Als Politiker ist er ganz eingenommen für die Demokratie; aber sehr abgeneigt sie durch grausame Mittel empor zu bringen. Als Soldat ist er unerschrocken und kaltblütig in Gefahren, entschlossen in bedenklichen Fällen, ausharrend bei entgegengesetzten Hindernissen, kühn im Entwurfe seiner Plane, und gegenwärtig, wo seine Gegenwart nothwendig ist. Die Soldaten liebt er, wie seine Kinder, und bewirkt dadurch, daß sie in seiner Gegenwart auch zehenfachen Tod nicht scheuen.

Er ist ein grosser Freund des stillen häuslichen Lebens. Seiner Gattinn blieb er stäts getreu, und da man ihm in einigen Orten Italiens die schönsten Mädchen darstellte, um ihn zu verführen, und dadurch den Soldatengeist in ihm abzustumpfen, so ließ er seine schöne und geistreiche Gemahlinn zu sich kommen, um dadurch alle Bemühungen seiner Widersacher zu vereiteln. Er leidet aber auch von seinen Untergeordneten keine Ausschweifungen, und bestraft sie ernsthaft; belohnt im Gegentheile die, welche sich wohl verhalten. Am 15. Mai 1797 war ein Soldat in Gefahr zu ertrinken; ein Soldatenweib schwamm ihm nach und rettete ihn. Buonaparte schenkte ihr eine goldene Halskette.

Menschenliebe, Duldsamkeit und Schonung sind Charakterzüge seiner Seele. In Bologna war ein französischer Priester, der lieber sein Vaterland verlassen, als den vorgeschriebenen Eid leisten wollte, und hier bei einer mildthätigen Frau seinen Unterhalt hatte. Da die Franzosen in die Stadt einzogen, befahl diese Frau ihrem Gaste ihr Haus zu verlassen. Er ging schnurgerade zum Obergeneral selbst; und bat ihn, vor der Fronte ihn erschiessen zu lassen: weil er als eidscheuer Priester nun nicht mehr wußte, woher er seinen Unterhalt haben sollte. Buonaparte sagte zu ihm: „Gehen sie nur „wieder zu ihrer Dame, und sagen sie ihr „nebst meinem Grusse, ich schicke sie als „Sauvegarde in ihr Haus, weder sie, noch „die Dame werden etwas zu befürchten „haben." Selbst gegen die Spione, die sonst überall mit dem Tode bestraft werden, war er nachsichtig. Als einer einstens gefangen wurde, und schon von dem Kriegsrathe zum Tode verurtheilet worden war, schenkte ihm Buonaparte die Freiheit; ließ ihm alle seine Linien zeigen, und sagte ihm: er liesse jedermann seine Dispoſizionen sehen, und habe vor Niemanden Geheimnisse.

Er wollte nicht zugeben, daß sein Bruder eine ansehnliche Stelle bei der Armee

bekleide; und selbst, da derselbe von einem Minister in Paris ein vorzügliches Amt erhalten hatte, so schrieb er dem Minister, und bat ihn, seinen Bruder in seine Vaterstadt zu schicken, und die Stelle einem andern zu verleihen, der es mehr verdiente. Da er das Mailändische durchreisete, ersuchte er den Erzbischof ihn zu begleiten. Auf dem Wege trafen sie oft auf zahlreiche Volkshaufen, die über den Anblick betroffen waren; selbst der Erzbischof war zuweilen verlegen; Buonaparte sagte zu ihm: „Genieren Sie sich nicht, erfreuen Sie die „guten Leute." Der Erzbischof gab dem Volke zu dessen größtem Vergnügen den Segen.

Dem Körper nach ist er klein und mager; aber gut gebauet, und von starker Leibesbeschaffenheit, die allen Beschwerlichkeiten widerstehen kann. Sein einfacher Anzug, und seine ungekräuselten Haare zeigen, daß er kein Freund der Eitelkeit sey; so wie er auch überhaupt vom Stolze und Hochmuth weit entfernt ist. Er hat dunkelblaue, kleine, aber lebhafte Augen; eine gewölbte, viereckigte Stirne; ein etwas hervorstehendes Kinn, und das Untere des Gesichtes zugespitzet; seine Haare sind kastanienbraun, und seine ganze Hautfarbe ist

etwas bräunlicht. Wenn er mit andern redet, so heftet er meistentheils seine Augen auf den Boden. Er ist sehr verschwiegen und vorsichtig, und Herr über seine Geheimnisse. Als gebohrner Korsikaner spricht er italienisch, und auch so gut französisch, als wenige Italiener sprechen. Die Wissenschaften, und selbst schöne Literatur liebt und treibt er mit reinem Eifer.

Reubell.

Johann Reubell wurde im Jahre 1746 zu Colmar in Elsaß gebohren, und daselbst sorgfältigst erzogen. Seine Erziehung erhöhte seine natürlichen Fähigkeiten, seine reife Beurtheilungskraft, seine Offenherzigkeit, und die beständige Ruhe seines Gemüthes. Er widmete sich von seiner frühen Jugend an den Wissenschaften, unter denen er den größten Fleiß auf die Rechtsgelehrsamkeit verwendete, in der er seines Gleichen weit übertraf. Nach zurückgelegten Studien wurde er Advokat, und kam so weit, daß er in kurzer Zeit das Befugniß erhielt, bei dem höchsten Rathe (Conseil Souverain) vom Elsaß als Advokat zu erscheinen. Schon damals fing er an seine Neigung zur Unabhängigkeit zu zeigen, und seine liebsten Prozesse waren jene, welche Privatpersonen gegen ihre Herrschaften und Obrigkeiten führten.

Im Jahre 1774 führte er einen Prozeß wider einen deutschen Reichsfürsten, der Güter in Elsaß hatte, und über welchen seine Elsaßischen Unterthanen wegen vieler Frohndienste Beschwerde führten; da die Sache bis nach Paris ging, so kam Reubell bei dieser Gelegenheit zum ersten Mahle dahin. Hier führte er den Rechtshandel mit einer Freimüthigkeit, die an Kühnheit gränzte. Der Fürst hatte zwar für sich verschiedene Rechtstitel; verlohr aber dennoch den Prozeß, ohne für seine verlohrnen Rechtsbefugnisse eine Entschädigung zu bekommen. Andere Besitzer grosser Güter, und obrigkeitliche Personen hatten ihn bisweilen zu ihrem Rechtsfreunde erwählet, und ihm ansehnliche Verheissungen gemacht; er aber nahm die Vertheidigung der Angelegenheiten solcher Personen niemals an.

Bei diesem Betragen ist es wohl kein Wunder, daß bei der Zusammenberufung der Reichsstände ein Theil des Volkes aus Elsaß ihn zu seinem Deputirten wählte. Er begab sich also wieder nach Paris, und wurde auf diese Art ein Glied der ersten Nazionalversammlung, die man darum die konstituirende nannte, weil sie die erste Konstituzion, vermöge welcher Frankreich ein konstituzionelles Königreich seyn sollte,

errichtet hatte. Bei dieser Versammlung zeichnete er sich durch einige gut verfaßte gründliche Reden aus; war einer der Vornehmsten von denen, die schon dazumal keinen Adel und keinen König haben wollten; saß auf der linken Seite nebst Barnave, Pethion, Gregoire, Robespierre, und hatte auch einmal den Vorsitz (das Präsidium) derselben geführet.

Da im Monate Oktober des Jahres 1791 die konstituirende Versammlung auseinander ging, verließ er sogleich Paris, und ging in sein Vaterland zurück, in's Elsaß. Dieses hatte nun so, wie alle übrigen Theile Frankreichs, seinen Namen verändern müssen, und ward in zwei Departemente eingetheilt, in das Departement des Oberrheins und in das Departement des Niederrheins. Jenes war vorhin der südliche Theil des Elsasses, dieses der nördliche. In diesem sind die Städte Straßburg, Zabern, Hagenau, nebst Weissenburg und Lauterburg; in jenem Colmar, Neubreisach, nebst Hüningen. Reubell wurde in dem Departement des Oberrheins zu einer der ersten obrigkeitlichen Stellen gewählet. Während seiner Verwaltung dieser Stelle hatte die zweite Nazionalversammlung, die man die gesetzgebende nennet,

die erste Konstituzion umgeworfen, und angefangen die königliche Würde zu zernichten, und das Königreich in eine Republik umzuwandeln. Die Unordnungen, die bei diesem Anfange entstanden, waren groß, besonders aber im Departemente des Oberrheins; unangenehme Folgen waren zu befürchten: allein die ausserordentliche Thätigkeit des Prokureur Sindikus Reubell wußte alles Uebel im Grossen abzuwenden, und das Volk eben sowohl als die daselbst stehende Armee zum willigen Gehorsame gegen die Anordnungen des gesetzgebenden Körpers zu bewegen.

Als hernach im September 1792 diese zweite Versammlung aus einander gehen, und eine dritte, unter dem Namen Nazionalkonvent zusammengesetzet werden sollte, wurde Reubell abermal dazu als Mitglied erwählet. Als in diesem Konvente am 16. und 17. Jäner 1793 für den Tod des unglücklichen Königs Ludwig XVI. gestimmet wurde, war er abwesend auf einer Sendung als Kommissär in den Rheingegenden, und stimmte daher nicht mit. Bald hernach kam er nach Mainz, das von einem deutschen Heere belagert wurde, als Konventskommissär mit Merlin von Thionville, wo seiner unzählbare Arbeiten warteten, über

deren Gehalt aber ein vielleicht unauflösliches Dunkel herrscht. Da im Monate Julius die Stadt den heldenmüthigen Belagerern übergeben werden mußte, ging Reubell nach Paris; verließ aber dasselbe bald wieder, da er sah, daß die Wuth stürmischer Leidenschaften der gänzlichen Auflösung aller Ordnung beide Hände darreichten.

Da die in dem belagerten Mainz gestandene Armee eine Zeitlang wider die deutschen Heere nicht streiten durfte, und gegen die königlich gesinnte Armee in der Vendee geschicket wurde, ging auch Reubell als Kommissär dahin ab, und theilte mit den republikanischen Truppen alle Beschwerlichkeiten der Arbeiten, und alle Ungemächlichkeiten des Wetters. Er kam nach einiger Zeit in den Konvent zurücke, und fand zu seinem größten Mißvergnügen die Sache nicht so geordnet, wie er es nach seinem republikanischen Sinne wünschte. Hier mußte er manches Ungemach erfahren, er wurde als ein Empörer und Mißvergnügter angegeben; einige seiner vormaligen Kollegen suchten ihn unter das Mordinstrument des Henkers zu bringen; öfters als einmal war ein Anklagsdekret wider ihn im Werke; die Polizei mußte alle seine Schritte genau beobachten, er aber schritt seinen

Gang fort; erhielt durch Einverständniß mit der Deputazion vom Oberrheine die Ruhe in seinem Departemente, und bewahrte dasselbe von manchen bösen Folgen der Revoluzion, die in andern Departementen herrschten, und sicherte sich durch Klugheit vor allen ihm drohenden Gefahren.

Nach dem Falle des Robespierre wurde er den 31. des Monats August im Jahre 1794 zum Mitgliede des öffentlichen Heilsausschusses ernannt. Er war es, der im Monate Oktober eben dieses Jahres die Sperrung des Saales der Jakobiner, als eine für das allgemeine Beste höchst nothwendige Sache in einer bündigen Rede darstellte, und nicht nur allein betrieb, sondern auch den hierüber gefaßten Entwurf als der erste unterschrieb. Er war es, der den zu Haag am 16. Mai 1795 zwischen Frankreich und den vereinigten Niederlanden geschlossenen Frieden und Freundschaftstraktat entworfen, die darüber geführten Unterhandlungen betrieben, und ihn endlich zu Stande gebracht hat. Auch er hatte das Meiste zu dem bald nachher mit dem König von Preussen geschlossenen Vertrage in Ansehung der Neutralitätslinie, die für die französische Staatsverfassung von unendlichem Nutzen war, beigetragen.

Da im Monate Oktober des nämlichen Jahrs 1795 die dritte Konstituzion verfasset, und die derselben angemessene republikanische Regierungsform festgesetzet war, wurde Reubell zu einem der fünf Direktoren erwählet. Nach der Konstituzion mußte ein Direktor älter als 40 Jahre, und entweder ein Minister oder ein Mitglied des gesetzgebenden Körpers gewesen seyn. Das Letztere war Reubell zweimal, wie wir gesehen haben; und im Alter hatte er bereits 49 Jahre. Er führte im Direktorium das Präsidium in den Monaten Februar, März, und April des Jahres 1797: unter seiner Präsidentenschaft wurden also die Präliminar-Friedensartikel zwischen dem Erzhause Oesterreich und der französischen Republik zu Stande gebracht, und unterzeichnet, auch die dessenthalben an beide Räthe addressirte Bothschaft von ihm unterschrieben.

Als hernach den 19. Mai das Loos gezogen wurde, welcher von den Direktoren austretten sollte, da vermöge der Konstituzion jährlich einer der fünf Direktoren das Direktorium verlassen muß, so fiel das Ausschliessungsloos auf den damaligen Präsidenten Letourneur, und Reubell nebst Reveillere-Lepaux, Barras und Carnot blieben im Direktorium. In dem bekannten

Streit zwischen einem Theile des Direktoriums, und einem ansehnlichen Theile des gesetzgebenden Körpers in Verbindung mit dem kleineren Theile des Direktoriums, hielt sich Reubell an Barras und Reveillere-Lepaux; war also bei der grösseren Partei desselben, die den Sieg den 4. September 1797 davon trug. Doch von diesem Ereignisse mehr in der folgenden Biographie Carnots!

Carnot.

Lazarus Nikolaus Carnot wurde in dem Marktflecken Nolai in dem Departement de la Cote d'Or am 13. Mai 1753 gebohren. Sein Vater war Advokat des Ortes, hat im Anfange des Jahres 1797 noch gelebet, und ist ein in allem Betrachte würdiger Greis. Seine ganze Familie genießt in diesem Orte eine grosse Hochachtung. Der junge Nikolaus Lazar hatte sich in seiner Jugend mit vielem Eifer auf die Wissenschaften verleget, am meisten aber auf die Dichtkunst und Mathematik. Diese beiden vorzüglichen Wissenschaften trieb er wechselweise so, daß ihn weder die Mathematik zu sehr ermüdete, noch die Dichtkunst im Betrieb nothwendigerer Geschäfte hinderte. Auch der ungebundenen Schreibart widmete er manche schöne Stunden mit dem besten Erfolge, wovon er ein vollwichtiges Zeugniß in der Lobschrift aufstellte, die er auf den Marschall de Vauban verfaßt hatte. Ein

fernerer Beweis hievon liegt in dem Preise, den ihm die Akademie zu Dijon zuerkannt hatte.

Seine poetischen Arbeiten finden sich in den französischen Musenalmanachen von den Jahren 1787 und 1792; man bemerket in selben einen feinen Geschmack, einen gebildeten Geist, eine geübte Feder. Er wurde nicht nur allein zum Mitgliede der Akademie zu Dijon, sondern auch zum Mitgliede der Akademie zu Arras angenommen, und zum Korrespondenten des Musäums zu Paris gewählet. Auch seine mathematischen Schriften und Versuche erhielten vieles Lob, und verschaften ihm noch vor der Revoluzion ehrenvolle Aufmunterungen zu ähnlichen Arbeiten, und nach dem Ausbruche derselben, die Aufnahme in das Nazional = Institut. Die Mathematik wurde endlich sein Brodstudium; denn er verlegte sich ganz auf das Genieweſen, und wurde zum Geniekorps angenommen. Was er bei diesem Korps bis in das Jahr 1789 vorgenommen hat, ist zu wenig bekannt. Ich werde mich also nur bei dem aufhalten, was er während diesem Jahre, und später noch gethan hat.

Er wurde zum Mitgliede der ersten konstituirenden Nazionalversammlung in diesem.

sem Jahre 1789 erwählet, war dazumal schon auf der linken Seite des Nazionalsaales, und hielt es mit jenen, die ein ganz freies Volk aus den Franzosen machen wollten, und kam daher natürlich in nähere Verbindung mit Robespierre und mit den Jakobinern. Er wurde auch abermal zum Mitglied des den 21. September 1792 zusammengetretenen Nazionalkonventes erwählet, und da in den ersten Sitzungen schon dieser Konvent in zwei Theile getheilet war, deren einer an seiner Spitze Pethion, der andere Robespierre hatte, so schlug sich Carnot zum zweiten. Bei dem Prozesse der Ermordung Ludwigs XVI. stimmte er mit andern für den Tod desselben. Er wurde zum Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses ernannt, und betrug sich doch nicht ganz nach dem Sinne und dem Willen des blutdürstenden Robespierre. Er hatte mehr Menschlichkeit in seinen Gesinnungen als dieser; daher auch mehr Mässigung in Verurtheilung derer, die von andern als Feinde der neuen Einrichtungen angegeben wurden. Als einstens Robespierre von Erweiterung des Revoluzionsgerichts redete, faßte ihn Carnot scharf ins Aug,

und sagte zu ihm: Geh! du bist nichts als ein feiger Tirann.

Bei aller seiner Mäßigung aber blieb er immer ein eifriger Patriot nach dem Sinne der damals schon herrschenden Partei, das ist: ein eifriger Republikaner. Er wurde vom Konvente als Kommissär zu den Rheinarmeen, an die Pirenäen, und in das Norddepartement geschickt. Ueberall diente er dem Staate, ohne die Bürger zu unterdrücken; er ehrte die Vaterlandsliebe, ohne jene zu zernichten, die sich andere Begriffe von Vaterlandsliebe machten; er stritt für die Freiheit, ohne die Waffen der Tirannen zu Hilfe zu nehmen. Daher fand er fast allzeit, so oft ihm strenge Maßregeln vorgeschrieben wurden, hinlängliche Beweggründe sie zu mildern. Dieses war auch die Ursache, daß Robespierre ihn auf die Liste der Unglücklichen setzte, die er zum Tode befördern wollte: allein er fand ehe einen gewaltsamen Tod, als er seinen Vorsatz ausführen konnte. Uebrigens so lang er bei den Armeen war, und die Plane entwarf, wurde der Krieg immer zum Vortheile Frankreichs geführet, sobald er aber die Kriegsheere verließ, wich auch das Kriegsglück von ihnen.

Bei der Veränderung des gesetzgebenden Körpers, und Einführung der Konstituzion von 1795, wurden fünf Direktoren erwählet: Letourneur, Reubell, Reveillere-Lepaux, Barras, und Sieyes. Dieser letzte nahm aber diese erhabene Stelle nicht an: Carnot wurde hierauf zum fünften Direktor ernannt. In dieser Eigenschaft zeigte er grosse Anhänglichkeit an die Konstituzion vom Jahre 1795. Zwar hielt er sie nicht für ein Meisterstück, das keiner Vervollkommnung mehr fähig sey, allein er glaubte doch, daß durch sie Ruhe und Glanz in sein zerrüttetes Vaterland wieder zurückkehren werde. Er war es, der dem Polizeiminister den Weg mit eigener Hand vorzeichnete, den man einschlagen müsse, und die Zugänge, die man zu bewachen habe, um in einem Augenblicke zugleich den Terroristen Baboeuf und seine Mitgehilfen sammt den Entwürfen desselben in die Gewalt zu bekommen. Er war es, der später eine andere Verschwörung wider den gesetzgebenden Körper, und das Direktorium sicher zu entdecken wußte. Unterdessen war er doch immer den gewaltsamen Maßregeln einiger seiner Kollegen entgegen; und scheint von jener Partei gewesen zu seyn, die in ihrem

Vaterlande Ruhe und Uebereinkunft aufblühen zu sehen wünschte, und keines, weder eines Demokraten, noch Aristokraten, weder eines Anarchisten, noch eines Monarchisten Blut fliessen sehen wollte.

Daher mag es gekommen seyn, daß er von einigen für einen Anarchisten und Terroristen, von andern für einen Royalisten gehalten wurde. Ich habe zwar keine Lust zu untersuchen, in wie weit das eine oder das andere, oder wohl gar ob eines aus beiden wahr seye; jedoch wird es mir hier erlaubt seyn, die Bemerkung zu machen, daß diese Wörter: Royalist, Terrorist, Anarchist selbst in Frankreich noch sehr unbestimmt sind, wie es selbst Männer, die dort schreiben, eingestehen. Vielleicht geht es hier, wie bei allen politischen und gelehrten Zänkereien, wo jede Partei die Gegner mit einem irgend woher entlehnten Namen, den sie für ein Schimpfwort will gehalten haben, ohne daß er es wirklich ist, beleget. Er seye nun, was er wolle, so haben seine Feinde doch so viel bewirket, daß ihm Verdrüßlichkeiten genug gemacht, und sein Sturz beschlossen wurde, wie wir in der Folge sehen werden.

Er war während seines Direktoramtes zweimal Präsident des Direktoriums;

das erstemal im Jahre 1796, eben da vom Erzherzog Karl der im verflossenen Jahre 1795 festgesetzte Waffenstillstand am Rheine aufgekündiget wurde; nach welcher Aufkündigung er eine hochlautende Proklamazion an die Französischen Soldaten erließ, und sie zu Heldenthaten aufmunterte. Das zweitemal wurde er es am Ende des Mai im Jahre 1797. Denn da hatte, wie schon früher erwähnt wurde, vermöge der Konstituzion einer der fünf Direktoren abzutreten, und ein anderer mußte an seine Stelle kommen. Es war bestimmt, daß Loose sollten gezogen werden, um zu entscheiden, welcher abzutreten habe. Die Loosung geschah am 19. Mai. Letourneur war eben damals Präsident, und zog das ausschliessende Loos. An die Stelle des Austretenden wurde der bisherige Minister der Republik in der Schweiz, der gelehrte Barthelemy gewählet. Letourneur übergab das Direktorialsiegel dem Carnot, der an seiner Statt am 22. Mai Präsident wurde. Am 6. Junius wurde Barthelemy ins Direktorium aufgenommen, und hielt an selbem Tage eine Anrede voll republikanischen Sinnes, die von Carnot im gleichen Geiste erwiedert wurde. Da der angekommene Direktor ebenfalls zur Partei der Gemäßigten

gehörte, so hielt er sich stark an Carnot, und daraus entstand eine Spaltung im Direktorium. Die Gemäßigten: Carnot und Barthelemy machten eine Partei aus; die drei übrigen: Reveillere-Lepaux, Barras und Reubell die andere. Von nun an waren diese beiden Parteien einander immer entgegen.

Da eine gleiche Spaltung auch in beiden Räthen herrschte, und zwar so, daß in dem Rathe der Jüngern die gemäßigte Partei die stärkere war, so gab es immerwährende Uneinigkeiten zwischen dem Direktorium und dem gesetzgebenden Körper. Durch den stärkeren Theil des Direktoriums wurde eine grosse Veränderung unter den Ministern vorgenommen: nur zwei von ihnen wurden beibehalten, die übrigen fünf wurden durch andere ersetzet. Carnot und Barthelemy protestirten zwar darüber, aber ihre Protestazionen wurden nicht geachtet. Unterdessen kam der 22. August an; das Präsidium Carnots hatte sein Ende, und anstatt seiner wurde Reveillere-Lepaux Präsident.

Nun fing die Spaltung und Erbitterung zwischen beiden Parteien an stärker zu werden. Das Direktorium, so wie der gesetzgebende Körper, oder vielmehr die Ma-

jorität des einen und des andern war auf Sicherheitsmittel zu ihrer Erhaltung bedacht, und am 4. September geschah der wirkliche Bruch. Am 2. nämlich entdeckte die Polizei ein ganzes Magazin von Waffen; das Direktorium bemächtigte sich derselben, ließ alle jene, die davon Wissenschaft hatten, arretiren, und schickte darüber ein besonderes Sendschreiben an den Rath der 500, oder der Jüngern. In der Nacht vom 3. auf den 4. schritten endlich die drei Direktoren, welche die strengere Partei ausmachten, zu entscheidenden Schritten. Es geschahen Allarmschüsse; das Volk blieb ruhig. Die mit dem Direktorium im Einverständnisse stehenden Glieder des Rathes der 500 versammelten sich im Odeon, die des Rathes der Alten in der Arzenei-Schule. Die Saalinspektoren, und mehrere Mitglieder sowohl vom Rathe der Jüngern als der Aeltern wurden verhaftet: auch Carnot und Barthelemy sollten arretirt werden; allein ersterer, der das Wetter zeitlich genug bemerkte, hatte sich mit der Flucht noch bei der Nacht gerettet, und letzterer blieb einige Zeit verborgen, wurde aber endlich doch gefunden, und mit den gefangenen Deputirten ausser Land über das Meer nach Cayenne gebracht.

Wo Carnot hingekommen sey, weiß man eigentlich nicht: einige wollten behaupten, er seye ermordet worden; andere versichern dagegen wahrscheinlicher, er seye mit Boissy d'Anglas, Pastoret, Dumolard und einigen anderen Gliedern beider Räthe durch die Schweiz glücklich nach Deutschland gekommen. Weil er auch ein Mitglied des Nazionalinstituts der Wissenschaften war, so befahl das Direktorium ihn aus der Zahl dieser Glieder auszustreichen, und ein anderes an seine Stelle zu wählen. Als neue Direktoren aber traten ein Merlin von Douai, und Francois von Neufchateau.

La Fayette.

Gilbert Mottier la Fayette wurde in Frankreich im Distrikte Velai am 1. September des Jahrs 1757 gebohren, und ist ein Nachkömmling des berühmten Marschalls la Fayette. Von Natur aus war er muthig und unerschrocken, und hatte grosse Neigung zur Thätigkeit. Der Stand eines Kriegers war von seiner Jugend auf sein Lieblingsstand, obwohl er vermög seines Stammes und seiner Geburt als Zweig einer edlen und berühmten Familie sich Hoffnung auf die größten Ehrenstellen im Staate machen konnte. Seine Jünglingsjahre vertändelte er nicht mit Weibern und Liebeshändeln, sondern brachte sie mit ernsthaften Beschäftigungen und mit solchen Wissenschaften zu, die seinem damaligen und künftigen Stande angemessen waren.

Unterdessen war Krieg zwischen England und dessen nordamerikanischen Unterthanen, die sich dem Mutterreiche entzogen,

und den Gehorsam aufgekündigt hatten. England wollte sie, nachdem andere Mittel nichts bewirket hatten, mit Gewalt der Waffen zu ihrer Schuldigkeit zurückbringen, und würde seinen Zweck auch erreicht haben, wenn nicht andere Mächte die Nordamerikaner unterstützt hätten. Der Krieg wurde im Jahre 1774 angefangen, und hatte schon bis in das Jahr 1777 gedauert; allein er wurde mit vielem Glücke auf Seite der Engländer geführet. General Howe hatte die Heere der Amerikaner überall geschlagen und zerstreut, und diese flohen, wo sie eine englische Mannschaft sahen. Die Amerikanischen Kolonien hatten ein äusserst kleines regulirtes Korps nur von wenigen Tausenden; Geld und Kredit mangelte ihnen, und keine Macht wollte sich mit ihnen alliiren.

Franklin war zwar als amerikanischer Agent in Paris, um das französische Ministerium dahin zu bewegen, daß es die Kolonien mit Geld und Mannschaft unterstützete: allein er fand bis diese Zeit wenig Gehör. La Fayette hatte Bekanntschaft mit Franklin bekommen, und sich ihm als einen Vertheidiger ihrer Sache gegen ihr Mutterreich England angebothen. Franklin hatte zwar anfänglich das Anerbiethen des jungen Helden angenommen: allein, nachdem das

Französische Ministerium sich sogar geweigert hatte ein Schiff den Amerikanern zu überlassen, ihn wieder gebethen, von seinem Vorhaben abzustehen. Jedoch la Fayette wich nicht ab; er kaufte eine Fregatte, ließ sie ausrüsten, reisete nach Amerika, kam im Monate April schon zu Charles Town an, und bestritt alles aus eigenem Vermögen.

Von Charles Town reisete er nach Philadelphia, wo der Kongreß der Deputirten jener Provinzen, die sich der Englischen Oberherrschaft entrissen hatten, versammelt war; und bat denselben, ihn als einen Freiwilligen bei ihrer Armee dienen zu lassen. Der Kongreß nahm es an, und bezeigte seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihn zum Generalmajor ernannte. Der neunzehnjährige Generalmajor ging nun zur Armee, und wurde von dem Obergenerale Washington mit vieler Hochachtung und Liebe empfangen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft lieferte Washington den gar sehr überlegenen Engländern eine Schlacht, die er gerne vermieden hätte, und auch würde vermieden haben, wenn er nicht dazu ausdrücklichen Befehl vom Kongresse gehabt hätte. La Fayette bekam eine kleine Brigade anzuführen, wurde aber zurückgeschlagen; er eiferte

seine Mannschaft an, noch einmal vorzurücken und die Engländer anzugreifen: allein man gehorchte ihm nicht. Er bekam eine gefährliche Wunde, und mußte nach Philadelphia gebracht werden: allein auch hier mußte er bei der Ankunft der siegenden Engländer weichen, und sich in die Gebirge tragen lassen. Er wartete seine völlige Heilung nicht ab, sondern ging noch vor Vollendung derselben zur Armee; er kam nach Jersei, wo er sich mit dem General Green vereinigte. Dieser übergab ihm ein Korps, um mit selbem die Bewegungen der Engländer zu rekognosziren. Hier stieß er auf ein Korps kriegsgewohnter Hessen, die seiner Mannschaft an der Zahl, am Muthe, und an der Geübtheit weit überlegen waren; er wußte in den Gemüthern der Seinigen so viel Vaterlandsliebe zu erregen, daß sie seinem Befehle und seinem Beispiele zu Folge die Hessen muthig angriffen und zerstreuten. Dieser Sieg befestigte noch mehr das Zutrauen der Amerikaner gegen ihn, und erwarb ihm ein besonderes Lob des Obergenerals Washington.

Im folgenden Frühlinge, nämlich im Jahre 1778 sollten die Truppen des Kongresses unter Anführung des la Fayette Kanada einnehmen. Er entwarf selbst den Plan

dazu, und erhielt vom Kongresse die beste Unterstützung: allein man hielt ihm das Versprechen nicht, und er mußte seinen so gut durchgedachten Plan aufgeben. Da er im Anfange dieses Feldzuges nach Albanie, von wo aus die Unternehmung auf Kanada ausgehen sollte, kam, fand er den General Arnold, der nachher von den Amerikanern zu den Engländern übergegangen war, im Begriffe den englischen Kapitain Butler hinrichten zu lassen. La Fayette zeigte Arnolden das Unschickliche dieser Handlung, und rettete dadurch Butlers Leben. So verband la Fayette Menschlichkeit und zartes Gefühl mit dem Soldatenmuthe, was nicht bei vielen Helden gefunden wird.

In diesem Jahre machten die Engländer abermal merkliche Fortschritte, und erhielten einige Siege. Dieses hatte zur Folge, daß Washingtons Ansehen zu fallen anfing, und einiges Mißtrauen gegen ihn geschöpft wurde. La Fayette, der für diesen General grosse Ehrfurcht hatte, wußte die Gemüther zu besänftigen, und den dadurch eingeschlichenen Unordnungen Einhalt zu thun. Unterdessen war Kanada nur von wenig disziplinirten Soldaten vertheidiget, und Washingtons kleine und meistentheils kränklichte Armee, hatte vor sich eine muthige,

gesunde und weit zahlreichere Mannschaft der entschlossensten Engländer mit einem tapfern und erfahrnen Generale: jedoch er nahm eine solche Stellung, in der er nicht konnte angegriffen werden. La Fayette aber bekam ein abgesondertes kleines Korps zu kommandiren, wurde aber von einer grossen englischen Macht eingeschlossen, und war in Gefahr aufgerieben zu werden; allein seine muthvolle Geistesgegenwart machte ein geschicktes Manöver, durch welches es ihm gelang sich so glücklich zurückzuziehen, daß er keinen Mann dabei verlor, und alsdann wieder zur Hauptarmee stossen konnte.

Am 27. Julius erfocht Washington einen Sieg über die Engländer, wozu la Fayette, der anfänglich den Vortrapp, und hernach die zweite Linie der Armee kommandirte, Vieles beitrug. Nachdem der Sieg entschieden war, bekam er ein Kommando von allenfalls 2000 Mann, mit welchem er dem Generale Sullivan, der in der Rhode Island sehr im Gedränge war, zu Hilfe kam, und abermal einen herrlichen Rückzug machte, ohne irgend einen Mann zu verlieren.

Im Jahre 1779 war la Fayettens Vaterland, Frankreich nämlich, wegen der Anerkennung der Unabhängigkeit der ameri-

kanischen Staaten mit England im Kriege begriffen, und er faßte den Entschluß nach Hause zu eilen, und als redlicher Bürger seinem Vaterlande zu dienen: er verlangte Erlaubniß zur Abreise, und erhielt sie in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Der Kongreß ließ ihm auch zur Bezeigung seiner Dankbarkeit einen kostbaren Degen, in welchem nebst einigen allegorischen Vorstellungen auch einige seiner vornehmeren Thaten eingegraben waren, verfertigen; der ihm auch zu Havre de Grace von dem Enkel Franklins überreicht wurde.

Zu dieser Rückkehr nach Frankreich ließ der Kongreß eine eigene Fregatte ausrüsten, und wollte zu ihrer Bemannung Matrosen pressen, das heißt, mit Gewalt ausheben lassen. La Fayette verabscheute ein solches Verfahren, und wünschte, daß man nur solche Matrosen nehmen sollte, die sich freiwillig darbieten würden. Die gehörige Anzahl war bald beisammen, und das Schiff segelte ab. Unter den Freiwilligen bestand allenfalls die Hälfte aus Engländern, die von den Amerikanern waren gefangen worden; diese verschworen sich unter einander, den la Fayette und die übrigen Offiziere auf dem Schiffe zu ermorden. Der Plan aber wurde durch einen Amerikaner verra-

then, der von den Engländern, weil er sehr gut englisch sprach, für ihren Landsmann war gehalten, und eben darum in ihr Interesse gezogen worden.

La Fayette blieb nicht lange in Frankreich, sondern kehrte bald wieder nach Amerika zurück. Der Tag seiner Ankunft zu Boston war ein allgemeines Freudenfest. Kanonen wurden abgefeuert, Glocken geläutet, da er unter einer wohlbesetzten Musik in das Haus geführet wurde, das der Magistrat zu seiner Wohnung bestimmt hatte; und am Abende wurde ihm zu Ehren die Stadt beleuchtet. Und dennoch war es damals noch nicht bekannt, daß er mit Hilfstruppen, mit Gelde und Munition versehen war. Er verließ bald Boston, und eilte zur Armee: wo er mit gleichem Jubel empfangen wurde, und das Kommando über ein leichtes Korps erhielt.

Mit Anfang des Jahres 1781 wandte der englische General Kornwallis, dessen ununterbrochenes Siegen ihn den Amerikanern furchtbar machte, seine Hauptmacht gegen Virginien, in sicherer Voraussetzung, daß wenn diese Provinz bezwungen wäre, alle übrigen sich von selbst ergeben müßten. La Fayette hatte damals Befehl bekommen,

mit

mit seinem Korps eine Unternehmung auf Portsmouth zu machen: allein weil eben damals der englische Admiral Arbüthnoth einen herrlichen Sieg über Destouches, den Kommandanten einer französischen Eskadre, erfochten hatte, mußte la Fayette sich zurückziehen. Hernach wurde er beordert nach Virginien zu ziehen, und sich den zweien englischen Generalen Philips und Arnold entgegen zu setzen. Er rückte bis Baltimore vor, und erfuhr daselbst, daß sich Philips mit 3000 Mann nach Portsmouth einschiffen wollte; er schloß hieraus ganz richtig, daß derselbe Absichten auf Richmond, die Hauptstadt Virginiens habe, in welcher die meisten Kriegsbedürfnisse der Amerikaner aufbehalten waren. Er marschirte also mit seiner von allen Bedürfnissen entblößten, aber zur Ertragung aller Beschwerlichkeiten bereitwilligen Armee nach Richmond, kam einen Tag vor seinem Gegner daselbst an, und nahm eine solche Stellung, daß Philips nicht wagte ihn anzugreifen, sondern unverrichteter Sachen sich zurückzog. So hatte also la Fayette den Amerikanern abermal einen beträchtlichen Vortheil durch Rettung der Hauptstadt und Erhaltung der Kriegsbedürfnisse verschaffet.

Nun wurden die drei Armeen unter Kornwallis, Philips und Arnold vereiniget; denen la Fayette nur mit 1000 Mann von regulärem Fußvolke, 2000 Landmilizen und 60 Dragonern entgegenstand. Er zog sich ein wenig zurück; Kornwallis spottete nur seiner, und schrieb nach London, nun könne ihm das Wiegenkind (la Fayette) nicht mehr entkommen. Kornwallis wollte dem la Fayette eine Schlacht liefern: dieser wich aber aus, und zog sich so lang zurück, bis er sich mit dem Korps des General Waine vereinigen konnte; welches zwar Kornwallis verhindern wollte, aber ohne Erfolg. Er suchte alsdenn diese zwei Generale von ihren Magazinen abzuschneiden; diese aber kamen ihm durch forzirte Märsche zuvor, und Kornwallis sah zu seinem größten Verdrusse bei dem Aufgange der Sonne den la Fayette zwischen den amerikanischen Magazinen und dem englischen Lager aufmarschirt stehen. Er wurde hernach von la Fayette und Waine bis nach Portsmouth mit nicht geringem Verluste zurück gedrückt.

Das Korps des la Fayette war nun 5000 Man stark; er wußte aber stets so zu manövriren, daß ihn Kornwallis nicht angreifen konnte. Fünf Monate lang hatte er mit seinem geringen Korps die ganze Last

des Krieges getragen, und dabei ungemein viel Ungemach ausgestanden, bis er sich endlich mit den Heeren der Generale Washington und Rochambeau vereinigen konnte. Nun war dem Generale Kornwallis die amerikanische Macht zu stark, und ihm blieb kein anderes Mittel übrig, als sich mit seiner ganzen Mannschaft auf Diskrezion zu ergeben. Die Folge dieses grossen Sieges, wozu la Fayette das Meiste beigetragen hatte, war, daß sich die Landmacht der Engländer nicht mehr erholen konnte, und das Ministerium zu London schon anfing, von der Anerkennung der Unabhängigkeit von Nordamerika zu sprechen.

Izt ging la Fayette nach Philadelphia, wo er gleichsam im Triumphe empfangen wurde. Die Staaten von Virginien errichteten ihm zu Ehren eine Büste, und zierten sie mit vielen Inschriften, um dadurch ihre Dankbarkeit zu bezeigen; späterhin gaben sie einer Grafschaft ihm zu Ehren den Namen Delafayette, welches auch die Staaten von Virginien gethan hatten. Wo er in Amerika herumreisete, erhielt er überall die ausgezeichnetesten Ehrenbezeugungen. Nun reisete er wieder nach Frankreich um die Regierung dahin zu bewegen, daß

den Nordamerikanern mehr Hilfstruppen zugeschicket würden. Er erhielt so viel Zutrauen vom Kongresse, daß derselbe allen seinen Abgeordneten befahl, ihm alle Staatsgeheimnisse anzuvertrauen. Er wollte nicht lange in Frankreich verbleiben, sondern war schon im Begriffe mit dem Grafen Destaing, der 8000 Mann nach Amerika führen sollte, abzureisen. Aber eben in der Zeit, da er absegeln wollte, vernahm er, daß die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Staaten anerkannt, und der Friede abgeschlossen sey: darum änderte er seinen Entschluß, und blieb in Frankreich.

Er lebte nun im Schooße seiner Familie ruhig. Eine tugendhafte Gattinn und einige zarte Sprossen versüßten ihm die Tage der Ruhe. Jedoch bei aller wechselseitigen Liebe, die in seinem Hause herrschte, hatte er immer eine grosse Zuneigung zu Amerika und ihren Einwohnern; daher er dann sich zu einer neuen Reise dahin entschloß, und sie im Jahre 1784 antrat. Er landete in Neuyork, weil er diese Stadt vorhin nicht gesehen hatte; und besuchte seine alten Waffenbrüder, welche nun nach abgelegter Uniform zu ruhigeren Beschäftigungen zurückgekehret waren, und wurde von ihnen mit vieler Zärtlichkeit

aufgenommen. Er reisete nach Pensilvanien, und erhielt da vorzügliche Ehrenbezeugungen; dann begab er sich nach Montvermon, wo Washington von seinen Thaten ausruhete; und beurlaubte sich erst nach einem zwölftägigen Aufenthalte. Er besuchte Baltimore und Boston, und überall bemühte man sich, ihm ausgezeichnete Ehren zu erweisen. Viele Städte schenkten ihm das Bürgerrecht, und ganze Staaten nahmen ihn in die Zahl ihrer eingebohrnen Glieder auf. Zu Anapolis kam er noch einmal mit Washington zusammen, und nahm Abschied von ihm. Dann begab er sich nach Trew-Town in Neujersei, wo damals der Kongreß seine Sitzungen hielt, um sich bei selbem zu beurlauben. Zu Neuyork bestieg er eine Fregatte, und schiffte in sein Vaterland zurück. Bei seiner Abfahrt wurden ihm zu Ehren 13 Kanonen gelöset, und er ließ mit eben so viel Schüssen ein, seiner Meinung nach ewiges, Lebewohl erwiedern.

Nun lebte la Fayette wieder ganz für seine Familie, bis in das Jahr 1787, in dem er anfing zum allgemeinen Besten seiner Landsleute seine Kräfte anzuwenden. In diesem Jahre berief der Finanzminister Calonne den Reichsausschuß, den man unter dem Namen der Notablen kennet, um durch

dessen Vermittlung eine neue Auflage zu erhalten, durch welche die abgängigen Millionen, um welche die Staatsausgaben die Einkünfte überstiegen, hereingebracht werden könnten. Unter den Notablen befand sich auch la Fayette. Es wurde der Antrag gemacht, die ohnedem ausserordentlich drückenden Lasten des Volkes mit zwei neuen Auflagen zu vermehren. La Fayette hatte den Muth sich dem Antrage zu widersetzen, und zu zeigen, daß dieser Vorschlag die gefährlichsten Folgen für das Reich haben müsse. Er schlug zugleich einige andere Mittel vor, dem herannahenden Staatsbankerote vorzukommen. Seiner Meinung nach sollten in Verleihung der Pensionen und in andern öffentlichen Staatsausgaben Beschränkungen geschehen, wodurch er eine Ersparung von beiläufig 40 Millionen möglich zu seyn glaubte. Einen Theil des Mangels hoffte er durch eine neue Anleihe zu tilgen. Das Uebrige, meinte er endlich, müßte durch solche neue Auflagen hereingebracht werden, die dem gemeinen Volke nicht zu lästig wären: diesem wären vielmehr die längst verheissenen Erleichterungen zu bewilligen. Sein Vortrag geschah mit so vieler Wahrheit und Wärme, daß ihm auch jene geneigt wurden, die es vorhin nicht waren. In eben

dieser Rede stellte er die Nothwendigkeit vor, den Protestanten freie Religionsübung zu gestatten.

Die Notablen bewilligten keine neue Auflage, sondern schlugen nur eine neue Anleihe von 60 Millionen vor; sie brachten es dahin, daß Calonne seiner Ministerstelle entsetzet wurde, und beriefen sich schon am 29. März auf einen allgemeinen Reichstag, der künftig sollte gehalten werden. Die letzte Versammlung geschah am 24. April, in der sich la Fayette abermal als einen Freund des Vaterlandes zeigte; nach der er aber wieder ruhige Tage in seiner Familie zwei Jahre auf seinen Gütern genoß. Im Jahre 1789 aber wurde er dem ruhigen Leben, den Umarmungen seiner Gattinn, und den Liebkosungen seiner Töchter entzogen: denn um diese Zeit fand sich der damalige Finanzminister Necker in die Nothwendigkeit versetzet, die Reichsstände zusammen zu rufen; und unter diesen war auch la Fayette. Der fünfte May war der Tag, an dem die Versammlung der Reichsstände eröffnet wurde.

Anfänglich waren drei Stände: der adeliche, der geistliche, und der Bürger-Stand; bald darnach vereinigten sich einige vom adelichen und geistlichen Stande mit

dem Bürgerstande, und nannten sich von dieser Stunde an die Nazionalversammlung. La Fayette war einer der ersten, der dieser Vereinigung beitrat. Da nun alle drei Stände beisammen waren, drang ein grosser Theil der Glieder darauf sich mit einem neuen Konstituzionsplane, das heißt, mit der Errichtung einer neuen Staatsverfassung zu beschäftigen. La Fayette war unter denselben; Lally Tolendal glaubte aber, eine neue Konstituzion könne auf abstrakte Begriffe nicht gebauet werden; im gegenwärtigen Augenblicke sey es aber mehr um thätige unverweilte Abhilfe gegenwärtiger Unglücksfälle, als um etwas anderes zu thun. Es wäre zu wünschen gewesen, diese wichtige Bemerkung wäre von allen zu Herzen gefaßt worden!

Den 15. Julius nach den vorhergegangenen blutigen zweitägigen Auftritten in Paris kam der König in die Nazionalversammlung, die damals noch in Versailles war, und ersuchte dieselbe, daß sie eine Deputazion nach der Hauptstadt schicke, die dem Volke seine redlichen und gutgemeinten Gesinnungen eröffnen sollte. Voll Freude über dieses Betragen des Königs, wählte die Versammlung den la Fayette nebst einigen andern Gliedern zu diesem Geschäfte.

Die Deputazion wurde mit den lautesten Beifallsbezeugungen vom Volke aufgenommen, und mit Jubel auf das Rathhaus begleitet. La Fayette hielt eine rührende Rede an das Volk; er stimmte die Gemüther um, und von allen Seiten erscholl öfters: Glücklich lebe der König! Glücklich lebe die Nazion! Nach la Fayetten hielt Lally Tolendal ebenfalls eine Rede, die das Volk in einen noch grösseren Schwung versetzte.

Früher noch, als diese Deputazion ankam, war la Fayette zum Oberbefehlshaber der Pariser Bürgermiliz ernannt worden. So sehr la Fayette dieser Stelle würdig war, so geringfügig war der Umstand, der seine Erhebung zur selben veranlaßte. Die Stadtfahne lehnte neben dem Kamine des Rathhaussaales, auf dem die Büste la Fayettens stand, und der Wind wehte eben die Spitze der Fahne über die Büste, in dem Augenblicke, in dem die Frage aufgeworfen wurde, wer der Oberbefehlshaber der Bürgermiliz seyn sollte; einer der Wahlherren zeigte mit dem Finger auf gedachtes Spiel des Windes, und alle riefen einstimmig, la Fayette sollte Anführer seyn. Dankbar nahm dieser Held eine so ehrenvolle Stelle an, zog seinen Degen, und

verhieß feyerlich sein Leben für die Verfechtung der neuen Freiheit aufzuopfern. Alle wünschten ihm und sich selbst Glück; die herzuströmende Menge war so groß, daß er und Herr Bailly, der bald nach ihm zum Maire, das heißt, zum Bürgermeister der Stadt ausgerufen wurde, in Gefahr waren, von den Glückwünschenden erdrücket zu werden.

La Fayette hatte wirklich alle jene Eigenschaften, die eine solche Stelle erforderte; er hatte Muth, Unerschrockenheit, Uneigennützigkeit, Gegenwart des Geistes, Ansehen bei allen Menschen, die Liebe des Volkes und die Hochachtung des Königs; daher es kein Wunder war, daß er viele, über welche schon die Mordmesser des wüthenden Volkes gezücket waren, am Leben erhielt. So rettete er den Abbe Cordier aus den Händen der Mörder, die ihn verkannt hatten, und erwarb ihm sogar die Gunst des Volkes. Auch den Kommandanten der eingerissenen Bastille, Soules, gegen den das Volk Verdacht schöpfte, erhielt er am Leben. Allein den unglücklichen Foulon, einen vormaligen Staatsrath und bekannten Wucherer, und seinen Schwiegersohn Berthier, gewesenen Intendanten der Stadt konnte er dem wüthenden Pöbel nicht entreissen: der

erste wurde auf einen Laternenpfahl gehängt, und der zweite in Stücke zerhauen, und ihm das Herz aus dem Leibe gerissen; ungeachtet er alle Mühe anwandte, eine so regellose Grausamkeit zu verhindern.

Ueber diese grauenvollen Auftritte war la Fayette äusserst entrüstet, und legte seine Stelle den Tag darnach, den 22. Julius in einem Schreiben nieder, das er an den Maire Bailly erließ, und von dem er an einen jeden der 60 Distrikte eine Abschrift schickte. Die Versammlung der Wahlherren (Rathsmänner) begab sich zu ihm, um ihn zu bereden, daß er auf seinem Posten verbleiben sollte. Von verschiedenen Distrikten liefen Addressen an ihn ein, in denen die Bürger ihr Betragen des vorigen Tages bereueten, und ihm den pünktlichsten Gehorsam angelobten. Er war unterdessen mit den Wahlherren auf das Rathhaus gegangen, wohin abermal Deputirte von den Distrikten zu ihm kamen, und wo schon eine Menge Volks versammelt war. Alle baten ihn so flehentlich, daß er seine Stelle beibehalten wolle, daß er Thränen der Freude darüber vergoß, und zuließ, daß er zum zweitenmale als Oberbefehlshaber der Bürgermiliz von Paris ausgerufen wurde.

Den 6. August Abends gegen 6 Uhr waren über 80,000 Menschen auf dem Greveplatze versammelt, welche mit wildem Mordgeschreie den Tod des Marquis de la Salle, des Unterkommandanten der Pariser Bürgermiliz, gegen welchen man bösen Verdacht geschöpfet hatte, verlangten. Lärmend stürmten sie in den Saal, in dem der Bürgerrath versammelt war, nachdem sie vorher die vor demselben stehende Wache zerstreuet hatten. La Fayette hörte von dem Vorfalle, und traf Anstalten, die Ruhe wieder herzustellen. Hierauf begab er sich in den Saal; setzte sich ganz kaltblütig unter die Rathsherren; vernahm die Beschwerden des Volkes wider den Unterkommandanten; scherzte mit den Umstehenden, und bewog selbst die Wüthendsten zum Lachen. Dann schickte er ein Detaschement ab, um den Angeklagten aufzusuchen. Das Toben des Volkes nahm zu. La Fayette aber sagte: „Wir wollen ruhig nach Hause gehen, „und uns niederlegen, meine Freunde! Sie „sind müde, und ich kann meine Augen „nicht länger offen halten. Ich sage ihnen, „auf dem Greveplatze ist alles ruhig, Paris „war nie ruhiger, als eben jetzt.“ Man hielt la Fayettens Rede für Scherz; allein wie erstaunten sie, da sie auf dem Greve-

platz Niemanden, als Soldaten fanden! Da sie sich nun gleichsam gefangen sahen, klatschten sie dem la Fayette, der sie noch einmal freundschaftlich anredete, Beifall zu, und begaben sich ruhig nach Hause. Die Soldaten hatten nämlich Befehl mit 4 Kanonen auf den Platz zu rücken, und das Volk zu verdrängen, und wurden durch die von allen Seiten zusammenrückenden Detaschemente verstärket.

Den 30. August versammelte sich eine grosse Menge Volkes im Palais Royal, das der Auswurf des menschlichen Geschlechtes, der Herzog von Orleans bewohnte, und war im Begriff nach Versailles zu ziehen, um das Benehmen der Nazionalversammlung zu ahnden, und jene Glieder festzusetzen, welche dafür stimmten, daß die Beschlüsse der Versammlung nur dann erst die Kraft eines Gesetzes bekommen sollten, wenn sie vom Könige begnehmiget wären. La Fayette befahl seinen Truppen, daß sie sich am Thore den Unruhstiftern widersetzen sollten; dieses nebst der Standhaftigkeit des Bürgerrathes bewirkte, daß das Volk ruhig auseinander ging. Nicht so glücklich war la Fayette im Monate Oktober. Orleans wollte den Thron besteigen, und wandte alles an, die königliche Familie aus dem Wege zu räumen; er erkünstel-

te einen Brodmangel; warf die Schuld auf den König; wiegelte das Volk auf, daß es nach Versailles gehen sollte, vom Könige Brod zu fordern; hierzu erkaufte er meistentheils Weiber, mit denen sich Aufwiegler und Meuchelmörder in weiblicher Kleidung vereinigten. Er und sein Anhang bestachen die besoldete Bürgermilizen, die bekanntlich vorhin bei regulären Regimentern gedienet hatten, daß sie den la Fayette verlassen sollten, unter dem falschen Vorwande, dem Könige einen neuen Eid zu schwören; in der That aber, damit sie den Verschwornen verhilflich wären, ihre boshaften Plane auszuführen. La Fayette witterte hier die wahren Absichten, und schrieb dem Grafen Destaing, daß er den König bitten sollte, ein ihm treues Regiment nach Versailles zu seiner Vertheidigung kommen zu lassen. Der König ließ hierauf das Regiment Flandern einrücken. Die Freudenmädchen und Buhldirnen, vom Herzoge Orleans dazu gedungen, wußten die Soldaten zur gröbsten Sinnlichkeit zu verleiten, und dadurch zur Theilnahme an ihren mörderischen Planen zu verführen.

Unterdessen forderte die verführte Bürgermiliz von Paris, er sollte sie nach Versailles führen, damit sie dort ihrem Elende

ein Ende machen könnte. La Fayette ermahnet sie, er bittet, er beschwöret sie von ihrem Vorhaben abzustehen, und zu Paris zu bleiben. Man höret ihn nicht; man will sogar einen andern Kommandanten wählen, wenn er sie nicht führen wollte. Er machet neue Vorstellungen; man drohet ihn auf die Laterne zu hängen. „Gut, sagte la „Fayette, ich will euer Anführer seyn, so„bald ich einen Befehl vom Bürgerrathe „habe.“ Er schickte seinen Adjutanten dahin ab, und erhielt von da einen Brief mit dem Befehle nach Versailles zu ziehen. Todtenblaß im Angesichte gibt er seinen Unwillen zu erkennen, und ruft: Marsch! Er reitet mit 4 Gliedern des Bürgerrathes hinter dem Vortrapp, und das Volk rief: Es lebe la Fayette! Der nach Versailles ziehende Haufen war bei 40000 Mann stark.

Da sie in Montreuil angelanget waren, ließ la Fayette seine Mannschaft schwören, dem Könige und der Nazion getreu zu bleiben, und für die Wohnung des Königs Ehrfurcht zu haben. In Versailles ließ er diesen Schwur wiederholen. Alsdann sagte er zu den 4 Gliedern des Bürgerrathes: Wenn einer von uns lebendig zurückkömmt, der mache die Gründe dieses unsern Marsches bekannt; wir ziehen nach Versailles

den König zu schützen, und das Königreich zu retten. Um 12 Uhr Nachts kam er zu Versailles an; fand keine bösen Rotten, denn sie hatten sich versteckt; ging zum Könige; versicherte ihn seines Schutzes; ermahnte ihn schlafen zu gehen, und ging selbst zur Ruhe, der er so sehr vonnöthen hatte.

Kaum fing er an derselben zu genieſsen, so erhob sich das Toben des Volkes: der Abschaum desselben und die Meuchelmörder drangen in das königliche Schloß, tödteten viele Gardes du Corps, und es fehlte nur wenig, daß nicht auch die Königinn umgebracht wurde. La Fayette erwachet, erschrickt, und eilt in den Pallast. Unterwegs rettete er durch seine Grenadiere 16 Gardes, die man schon morden wollte, das Leben; versöhnte nun zum zweiten Male das Volk mit dem Könige, und, da der König zum Volke sprechen wollte, und vor Beklemmung nicht reden konnte, führte er das Wort anstatt desselben mit so vieler Beredsamkeit, daß viele tausend Stimmen zugleich aufriefen: Glücklich lebe der König! La Fayette wandte sich alsdann zum Könige, warnte ihn vor Parteimachern; sagte, sie seyen gegenwärtig, und er würde sie ihm

nen-

nennen; und scheute den Orleans nicht, den er hinter dem Könige doch stehen sah. Auch im Namen der Königinn sprach la Fayette, und stimmte das Volk zu milderen Gesinnungen gegen dieselbe um. Der König zog hierauf nach Paris. La Fayette versammelte den 8. des Monates die Offiziere der Bürgermiliz bei sich, und tadelte freimüthig ihr Betragen bei jenen Auftritten. Bald darnach wurde, eben auf la Fayettens Rath, Orleans nach England verwiesen.

Im Monate Jäner des Jahres 1790 am 11. zerstreute er abermal einen grossen aufrührischen Haufen, welcher zwei Staatsgefangene ermorden wollte. Eben dieses that er auch am folgenden Tage, an dem er gleichfalls 300 aufgewiegelte Soldaten von der Bürgermiliz durch ein vortrefliches Manöver gefangen nehmen ließ, von denen aber einige, die sich schwimmend durch die Seine retten wollten, ihren Tod in den Wellen fanden. Um diese Zeit trugen die Repräsentanten der Gemeinde von Paris ihm eine Entschädigung für den durch die Revoluzion erlittenen Verlust an; und er war großmüthig genug sie nicht anzunehmen. So wenig trachtete er nach Reichthümern, aber eben so wenig bestrebte er sich auch nach

eitler Ehre. Abbe Fauchet schlug vor, ihn zum Kommandanten der gesammten Bürgermiliz in ganz Frankreich zu ernennen; er aber zeigte in einer schön verfaßten Rede, daß er auf eine solche Art ein allgemeiner Diktator wäre, und machte dagegen den Vorschlag, daß Niemand in mehr als einer Abtheilung Kommandant über die Nazionalgarden seyn sollte. Durch diese Rede bewirkte er, daß Fauchets Vorschlag gänzlich verworfen wurde.

Er kannte aber auch keinen Neid, keinen Haß, keine Rachsucht. Er wußte Persönlichkeiten zu verzeihen: wenn aber die den Gesetzen schuldige Ehrfurcht verletzet wurde, ahndete er es mit größter Strenge. Hievon gab er am 25. Mai ein schönes Beispiel: Ein Mann hatte einen Sack Waizen gestohlen, das Volk hing ihn auf; la Fayette kam dazu, und befahl seinem Adjutanten, den Strick abzuschneiden; das Volk wollte den Dieb noch einmal hängen; la Fayette setzte sich dawider mit einer männlichen Rede, die das Volk aufmerksam anhörte. Ein Mann aber schrie laut auf: Verstopfet eure Ohren vor dem Geschwätze, und hänget den Dieb auf. La Fayette ritt auf ihn zu, faßte ihn beim Halse, und führte ihn ins Gefängniß. Er kam zurück, hielt eine neue

Rede an das Volk, und selbes war ruhiger; Tausende riefen aus: Glücklich lebe la Fayette!

Am 13. Julius, am Tage vor dem grossen, ewig unvergeßlichen Bundesfeste, hielt der König Revüe über die Abgesandten französischer Regimenter, und jene Nazionalgarden, die aus allen Abtheilungen Frankreichs gekommen waren. Hier hielt la Fayette eine schöne Rede an den König, die sich mit Worten schließt, welche seine ganze Gesinnung ausdrücken. Er sagte: „Die „bewaffneten Bürger Frankreichs schwören „Eurer Majestät Gehorsam, welcher keine „andere Gränze haben wird, als das Ge„setz, und Liebe, welche kein anderes Ziel „haben wird, als das Ziel unseres Lebens.“ Der König beantwortete diese Rede mit einer andern, die zwar kurz aber sehr vortreflich war. Am Feste selbst, am 14. wo die vollkommenste Ruhe, nicht ohne sein Zuthun herrschte, bestieg er den Bundesaltar, und sprach: „Ich schwöre der Nazion, „dem Gesetze, und dem König auf immer „getreu zu bleiben; aus allen meinen Kräf„ten die von der Nazionalversammlung be„schlossene, und von dem König angenom„mene Konstituzion zu erhalten; die Si-

„cherheit der Personen und des Eigenthums, „so wie auch die freie Zirkulazion des Ge„treides im Innern des Königreiches, und „die Einnahme der öffentlichen Steuern, „von welcher Art dieselben auch seyn mögen, „gesetzmäßig zu beschützen, und durch die „unzertrennlichen Bande der Bruderliebe „mit allen Franzosen vereinigt zu bleiben.“ Dann schwang er die Fahne, streckte den Arm empor, und rief: Ich schwöre es. Diese letzten Worte wiederholten alle bewaffneten Bürger. Einige Tage darnach gaben ihm diese mit deutlichen Worten ihre Ergebenheit gegen ihn, und ihre Anhänglichkeit an die Gesetze zu erkennen.

Nicht lange darnach hatte es die Orleanische Partei, die ganz aus nichtswürdigen Menschen bestand, darauf angeleget, die königl. Familie, die Minister, viele Glieder der Nazionalversammlung, den Maire der Stadt, und auch den la Fayette zu tödten, und alsdann den gottlosen Böswicht, Orleans, auf den königl. Thron zu heben. Dieser boshafte Streich war auf den Anfang des Monats September festgesetzet. La Fayette erhielt hievon Nachricht, und wußte das ganze Unglück abzuwenden. Schon rottete sich der rasende Pöbel zusammen, und war bereit den niedrigen

Streich auszuführen; la Fayette brauchte mehr nicht, als ein Bataillon Bürgermiliz, und nur mit dieser zerstreute er den Pöbel, und vereitelte gänzlich das unmenschliche Vorhaben desselben.

La Fayette war immer ein konstituzioneller Freund des Königthums, und ein persönlicher Verehrer des Königs Ludwig. Er wußte, daß viele dem König anriethen, das Reich zu verlassen; um diese Flucht zu verhindern, ließ er alle Posten des königlichen Wohngebäudes besetzen, nur einen nicht, nämlich das Prinzenthor: weil dieses Thor zu weit abgelegen, und meistentheils verschlossen war. Durch dieses Thor entfloh auch der König den 20. Junius 1791; und la Fayette gerieth bei der Nachricht davon in Wuth. Schnell sandte er einen Eilbothen Herrn Baillon nach Saint Menehould, mit dem Befehle an den Postmeister, die königl. Familie anzuhalten, und gefangen zu nehmen. Der Postmeister befolgte den Befehl; der König wurde angehalten, und nach Paris zurückgebracht. La Fayette war ihm mit seinen Soldaten bis nach Bondy entgegen gegangen. Der gekränkte Monarch sagte hierbei: „Das ist nun das zweite Mal, daß „mich la Fayette gefangen nimmt, um seine „Republik zu gründen."

Den 17. Julius war wieder das Volk von den Jakobinern aufgewiegelt worden, und schrie: man sollte die königl. Familie verjagen, die Nazionalversammlung auseinandertreiben, und die Vorzüglichsten tödten. La Fayette rückte mit der Bürgermiliz an, und wurde mit Steinen geworfen; es rückten mehrere Detaschemente an, und erfuhren eine gleiche Begegnung. Nun wurde Feuer unter das Volk gegeben, und der Pöbel zerstreuet. Bei diesem Aufruhr schoß ein Bösewicht auf la Fayetten, verwundete aber nur dessen Pferd.

Da die Kabalen wider ihn zunahmen, und die Macht der Jakobiner täglich wuchs, legte er am 8. Oktober 1791 seine Stelle nieder, verließ den folgenden Tag Paris, und setzte sich auf seinen Landsitz in Auvergne, den einzigen, der ihm von seinen vielen Gütern noch übrig geblieben war. Hier lebte er eine Weile in Ruhe, und verschrieb sich, um seinem Vaterlande nützlich zu werden, zwei Familien aus England, die seine Aecker und Gärten bebauen sollten; weil diese Beschäftigungen in England weit besser, zweckmäßiger und wirksamer betrieben wurden, als in Frankreich. Doch das Volk liebte ihn noch immer, und da im Jahre 1792 ein neuer Maire von Paris sollte ge-

wählt werden, hatte er, obwohl er abwesend war, nach Pethion, der es wirklich wurde, die meisten Stimmen. Die Jakobiner wollten ihn noch einmal auf ihre Seite bringen, allein ihr Bemühen war vergebens; er blieb der von ihm beschwornen Konstituzion getreu.

La Fayettens Ruhe dauerte nicht lange. Sobald der König im April 1792 gezwungen worden war, dem deutschen Kaiser den Krieg zu erklären, wurde er nach Paris berufen, und man hatte ihm den Antrag gemacht, einen Theil der Armee zu kommandiren. Er nahm den Antrag an, und machte mit Dümouriez und Degraves, den zweien Ministern, den Plan zum künftigen Feldzuge. Nun erhielt er auch vom Könige das rothe Ordensband, und nahm es an, weil die erste Nazionalversammlung, die sonst alle übrigen Ordensbänder vernichtete, dieses dem Könige zu ertheilen, und den Franzosen zu tragen erlaubte. Er hatte die Befehlshaberstelle über das Centrum der Armee, und sollte mit 10,000 Mann nach Namur vordringen, und sich dieser Festung, die nur mit einem Bataillon Wallonen besetzet war, bemächtigen, hernach aber nach Brüssel oder Lüttich vorrücken, wo die Gemüther in Gährung waren, und man Unter-

stützung wider die Armee der Oesterreicher hoffen konnte. Zugleich sollte die Armee des Rochambeau Blendangriffe auf die Oesterreicher machen, um ihre Aufmerksamkeit von Namur abzulenken.

La Fayettens Armee war in dem elendesten Zustande; sie litt Mangel am Brode, an Fourage, an Pulver und Pferden; und doch rückte er vor. Die beiden Blendangriffe, die General Biron bei Mons, General Dillon bei Dornik machte, fielen übel aus, indem die Gemeinen flohen; la Fayettens Mannschaft war mißvergnügt, und mußte durch äusserst beschwerliche Wege marschiren, und doch kam er den 2. Mai auf das österreichische Gebiet; fand die kaiserliche Armee in voller Bereitschaft; griff dieselbe mit Muth an, wurde geschlagen und mußte zurück weichen. Er rückte in sein Lager ein; bat um Abhilfe der Bedürfnisse seiner Armee, und konnte keine erhalten: weil ihm der Kriegsminister Degraves und sein Nachfolger Servan abgeneigt waren, und dadurch Anlaß suchten, ihn von der Armee wegzudrücken. Pethion und Manuel brachten es dahin, daß die Büste des la Fayette aus dem Saale des Rathhauses weggebracht wurde; allein, daß das Andenken an dessen Verdienste aus dem Herzen

des irregeführten Volkes verdrängt wurde, konnten sie doch nicht bewirken.

Unterdessen erhielt Marschall Lukner anstatt des Rochambeau das Kommando über die Nordarmee. Zu diesem begab sich la Fayette; wurde auf dessen Befehl mit allen militärischen Ehrenzeichen empfangen; verabredete mit ihm, daß sie einen Vertheidigungskrieg führen wollten, da der bei der Armee herrschende Mangel an allen Nothwendigkeiten einen Angriffskrieg unmöglich machte. Eben dieser Mangel, das Toben der Jakobiner wider ihn, und der Umstand, daß den 21. Junius der elende Bierbräuer Santerre den König auf die niederträchtigste Art beleidigte, und dennoch unbestraft blieb, bewogen ihn nach Paris zu gehen. Mit dem Bewußtsein rechtschaffen gehandelt zu haben, erschien er mitten unter seinen Feinden, und steifte sich auf seine Unschuld nur allein. Er führte bittere Klagen über alles was geschah bei der Nazionalversammlung, und gieng dann unbewaffnet, ohne Begleitung, mitten durch das Volk in die Thuillerien, um den gekränkten König, als das konstituzionsmäßige Oberhaupt seiner Nazion in seinem Leiden zu trösten. Hierauf wurde sein Untergang im Klubb der Jakobiner beschlossen.

Als la Fayette von Paris zur Armee zurück kam, ließ er dieselbe noch einmal schwören, der Nazion, dem Gesetze und dem Könige treu zu seyn. Hierauf traf er mit Luknern einen Tausch; er überließ demselben die Centralarmee, und übernahm das Kommando über die Nordarmee. Er marschirte mit selber auf Befehl des Kriegsministers gegen Valenciennes; traf unter Wegs mit der Armee des Marschall Lukners zusammen, wo beide 2 Tage stehen blieben, und dann ihren weitern Marsch antraten. Zu Valenciennes war wieder eine Unterredung des la Fayette mit Luknern und Dümouriez, mit dem der erstere in einen heftigen Wortwechsel kam, in welchem Dümouriez zuletzt sagte, er werde das Verfahren des la Fayette niemals vergessen, und wolle den Streit nach geendigtem Kriege ausmachen.

Unterdessen hatten die Jakobiner am 10. August 1792 den König seiner Würde entsetzet, und als Gefangenen in den Tempel geführet; zugleich aber beschlossen, alle getreuen Anhänger der Konstituzion zu stürzen, damit sie nicht blutige Rache an ihnen nehmen konnten. Unter diesen war la Fayette immer einer der ersten: er sollte also auch gestürzet werden. Zu diesem Ende

wurden 8 Kommissarien zu seiner Armee gesandt, die seine Handlungen untersuchen, und sich seiner Person versichern sollten. Er aber ließ sie gefangen nehmen, und im Schlosse zu Sedan unter lautem Zujauchzen des Volkes daselbst fest halten. Da er nun hierdurch die ganze Gewalt derer, deren Bosheit jetzt in Frankreich herrschte, wider sich gereitzet hatte, und sich zu schwach fühlen mußte, derselben wirksam zu widerstehen: so blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als sich zu entfernen. Dieses war um so viel nothwendiger, weil sehr viele Civilobrigkeiten in seiner Nähe, ein grosser Theil der Armee, und selbst Lukner die Gefangennehmung des Königs billigten.

La Fayette bekam einen Kourier von Herrn Claviere, auf dessen Passe der Namen des Königs ausgestrichen war, den er ebenfalls ins Gefängniß bringen ließ. Er korrespondirte mit Niemanden, als mit dem Direktorium des Ardennendepartements. Den andern Departements ließ er eine Art Koalizion vorschlagen, um im Namen des Königs so lange zu handeln, bis er die exekutive Gewalt wieder in seine Hände bekäme. Er wollte sich in einen festen Platz einschliessen, und dort die konstituzionelle Fahne aufstecken: allein seine getreuen Of-

fiziere mißriethen es ihm aus dem Grunde, daß er dadurch die koalisirten Mächte eben sowohl als die Jakobiner wider sich reizen, und dadurch seinen Tod beschleunigen, als auch den Tod des Königs bewirken würde. Es war also nichts anderes zu thun, als auszuwandern.

Er entfloh auch wirklich den 19. August mit einigen Offizieren, unter dem Vorwande einer Rekognoszirung; er ließ seine Husaren Eskorte zurück, und schickte seine Ordonanzen ab, um jene von seiner Abreise zu benachrichtigen, die ohne diese Nachricht in Gefahr kommen konnten. Nahe bei Rochefort im Lüttichischen kamen sie gegen eine Truppe Oesterreicher; sie schickten dem kommandirenden Offizier eine Erklärung zu, in der sie eine sichere Durchreise als Ausländer verlangten: allein sie wurden von dem österreichischen General Harnoncourt gefangen genommen, und nach Namur geführet. Hier blieb la Fayette einige Zeit in Verwahrung; hernach überließ ihn der Kaiser dem König von Preussen, der ihn nach der Festung Magdeburg zu bringen befahl, wo er den 3. Jäner 1793 anlangte, und bald darnach den General Neuwinger zum Gespane bekam. Gerade ein Jahr darnach, nämlich den 3. Jäner 1794 wurde er dem

Kaiser zurückgegeben, und dann nach Olmütz in Mähren in die Festung gebracht, wo seine Gefangenschaft sehr milde war, und er sogar die Erlaubniß hatte, auf den Wällen spazieren zu gehen.

Diese Spaziergänge gaben Anlaß, daß er Gelegenheit suchte zu entfliehen, und sie auch kurz vor Ostern 1795 durch Beihilfe des Doktors Bollmann, auch eines Amerikaners, und noch eines andern Mediziners fand. Aus diesem läßt sich schon deutlich genug sehen, daß nur ein Verläumder habe sagen können, la Fayette habe in Olmütz eine harte Gefangenschaft gehabt. Seine Flucht war bald kund gemacht; man setzte ihm nach, holte ihn ein, und brachte ihn nach Olmütz zurück, sammt dem Doktor Bollmann, den man aber bald darauf entließ. La Fayette wurde nach dieser Flucht genauer beobachtet, und seine Spaziergänge beschränkt. Sein Sohn ist in Amerika, unter der Obsorge Washingtons, und gibt Hoffnung seinem Vater ähnlich zu werden. Seine Gemahlinn, und seine zwei Töchter kamen nach Wien; sie wurden von dem Kaiser liebevoll aufgenommen, und erhielten die Erlaubniß ihren Gatten und Vater in Olmütz zu besuchen. Seine Gattinn war mit ihm in einem Zimmer, und die beiden

Töchter bewohnten ein abgesondertes Zimmer, durften aber täglich einige Stunden bei ihren Eltern zubringen. Diese drei weiblichen Seelen bestrebten sich, so zu sagen um die Wette, ihm seine Gefangenschaft zu versüssen.

Bei Betreibung des Friedensgeschäftes hatte Buonaparte den Befehl von dem französischen Direktorium, die Befreiung des la Fayette anzusuchen, und der zur Milde und Gerechtigkeit geneigte Kaiser ließ sie ihm angedeihen. La Fayette wurde den 19. September 1797 nebst seiner Familie, und den Mitgefangenen de la Tour Maubourg und Bureau de Pusy aus der Festung entlassen, und nahm seinen Weg mit seinen Geliebten nach Hamburg, um von da aus nach Amerika zu ziehen.

Dümouriez.

Karl Franz Dümouriez wurde den 26. Jäner 1739 zu Cambrai gebohren. Sein Vater war Kriegskommissär; seine Mutter, die eine Nichte des General Boussu war, starb frühzeitig, und hatte nebst ihm noch zwei Töchter, die aber älter als er waren, hinterlassen. Bis in sein siebentes Jahr war er lahm; mußte immer in einem Lehnstuhle sitzen, und war ganz in Eisen geschnürt. Abbe Fontaine nahm ihn zu sich, und half ihm zu Leibeskräften und zur Gesundheit. Da er neun Jahre alt war, kehrte er zu seinem Vater zurück, der ihm die Anfangsgründe der lateinischen Sprache selbst beibrachte. Die Jesuiten machten ihm Lust in ihren Orden zu treten, sein Vater schien nicht dagegen zu seyn; allein er gab ihm solche Bücher zu lesen, die ihm den Orden verhaßt machten, und ihn auf andere Gedanken brachten. Hierauf lernte er englisch, italiänisch, spanisch, griechisch

und deutsch; las fleißig gute Bücher, verlegte sich auf die Rechtswissenschaften, und versprach seinem Vater sich dem Militärdienste nicht zu widmen. Auch im Reiten und Fechten brachte er es sehr weit.

Als der Krieg zwischen Oesterreich und Preussen im Jahre 1756 ausbrach, und Frankreich mit dem ersten verbunden war, mußte sein Vater als Kriegskommissär zur Armee, die das Hannoveranische erobern sollte, abgehen; Karl Franz begleitete ihn, und wurde seines Verstandes und seiner Fähigkeit wegen vom Marquis d'Armentieres zu seinem Adjutanten angenommen, den er aber bald wiederum verließ, um mit seinem Vater nach Ostfriesland zu gehen, dessen Verwaltung demselben übertragen war. Er wurde von diesem zu dem Herzoge von Broglio abgeschickt, dessen Korps eben zwei Dörfer angriff; er gesellte sich zu einer Grenadierkompagnie, und half die Dörfer erobern, wobei er eine leichte Kontusion bekam. Da die Franzosen Ostfriesland räumen mußten, ging er mit seinem Vater nach Frankreich zurück.

Sein Wunsch war von dieser Zeit an immer in Kriegsdienste zu treten; er ging in dieser Absicht nach Versailles, wo er bei einem

einem Kavallerieregimente als Offizier eintrat. Die Engländer hatten Cherbourg eingenommen; Dümouriez aber im Walde vor Cherbourg einen englischen Dragoner-Offizier gefangen genommen. Im Jahre 1760 war er bei dem Korps des Ritters Dumuy, der mit einem Verluste von 6000 Mann geschlagen wurde. Bei dem Rückzuge sammelte Dümouriez 200 Reiter von verschiedenen Regimentern, und deckte mit selben den Rückzug einiger Abtheilungen von Infanteristen. Einige Zeit darnach mußte er bei einem Kanal vorbeireiten, und wurde von 20 feindlichen Husaren angefallen; die in der Nähe befindlichen Reiter entflohen, sein Pferd fiel todt nieder, der Fuß war eingeklemmt, und doch vertheidigte er sich liegend wider seine Feinde. Zwei hatte er schon todtgeschossen, und drei verwundet; er aber verlohr den Mittelfinger der rechten Hand durch eine Kugel, die ihm zugleich den Griff des Säbels zerschmettert hatte. In diesem Augenblicke kömmt der damalige Erbprinz (nunmehrige Herzog) von Braunschweig, und konnte ihn nur mit Mühe beim Leben erhalten. Er hatte bei diesem Vorfalle 10 Wunden und 13 Kontusionen erhalten, wurde in das Lager des Erbprinzen getragen,

daselbst gut behandelt, und dann frei entlassen; er ging nach Frankreich, und ließ sich kuriren. Der Kriegsminister stellte ihm frei, zur Belohnung dieser That entweder eine Hauptmannsstelle oder das Ludwigskreuz zu wählen; seine Wahl fiel auf das erste, und er wurde als Hauptmann bei dem Regimente Descars angestellet.

Sobald er geheilet war, ging er wieder zur Armee ab. Nach der Schlacht bei Gellinghausen bekam er Befehl mit 50 Reitern und 100 Mann Fußvolk die Kommunikazion zwischen dem Prinzen Soubise, zu dessen Armee er gehörte, und dem Marschall Broglio offen zu halten. Jener zog bei der Nacht nach Münster, der letztere nach Hessen, ohne dem Dümouriez Nachricht zu geben. Er verlangte vom Broglio Verhaltungsbefehle, der ihm antworten ließ, er habe ihm keine zu geben. In dieser Ungewißheit wurde er von 1000 Hannoveranern angegriffen; er wußte sich geschickt zurückzuziehen, verlohr dabei zwei Mann, machte aber 24 Feinde gefangen; erbeutete 40 Wägen mit Haber, und kam nach 14 Tagen wieder bei der Armee des Prinzen an. Er bekam zum Geschenke 100 Thaler, theilte sie aber unter seine Soldaten aus.

Nach erfolgtem Frieden wurde sein Regiment aufgelöset, und er erhielt nebst 9 andern Hauptleuten den Abschied. Man ertheilte ihm auch das Ludwigskreuz. Er hatte während des Krieges 22 Wunden erhalten: darum ihm auch 600 Livres Pension versprochen wurden, die man ihm aber niemals bezahlte. Ungeachtet seiner grossen Jugend machte er sich während des ganzen Krieges wenig Vergnügen: seine Unterhaltung bestand vorzüglich in seiner kleinen Bibliothek, die er überall mit sich führte; und die vorzüglich aus historischen, mathematischen und militärischen Büchern bestand. Auf dem Marsche nach Frankreich verliebte er sich in die Tochter der Schwester seines Vaters, und versprach ihr die Ehe; da aber sein Vater diese Ehe verhindern wollte, nahm er Opium ein. Sobald dieses zu wirken anfing, reuete ihn seine That; er suchte Hilfe, trank das Oel aus einer Hauslampe, und wurde dadurch erleichtert. Nach seiner Genesung korrespondirte er immer mit seiner Geliebten, aber unter einem erborgten Namen.

Nun wollte er im Auslande sein Glück suchen, und reisete mit einem Passe aus Frankreich. Seine Reise machte er theils zu

Fusse, theils bald auf bequemen bald auf unbequemen Fuhrwerken nach Italien, und langte in Genua an. Die Republik wollte der Stadt Ajaccio in Korsika, die vom Paoli belagert wurde, 500 Mann zu Hilfe schicken. Dumouriez trug sich zum Kommandanten über dieselben an, erhielt aber abschlägige Antwort. Er ging nach Rom, und trug von da aus in einem Briefe dem Paoli seine Dienste an, der sie aber auch nicht annahm. Nun wurde er mit einem der ersten Feinde des Paoli, mit einem muthigen Jünglinge, Kosta de Kastellana, bekannt; diesem rieth er den Paoli zu bekämpfen, und Korsika von Genua frei zu mache; zugleich versprach er ihm Unterstützung von Frankreich zu verschaffen. Er reisete nach Korsika, und fand, daß Paoli zwar viele Anhänger hatte, Kosta aber dennoch widerstehen konnte. Von da segelte er nach Frankreich ab, wo er erst nach einer 33 Tage langen Fahrt in elendem Zustande ankam, weil er durch einen 14 Tage anhaltenden Sturm an die Küste von Tunis war geworfen worden.

Nachdem er zu Paris angekommen war, erfuhr er, daß Frankreich die Genueser wider Paoli unterstütze, und dennoch redete er mit dem Minister Choiseul, in Hoff-

nung, ihn seinem Wunsche geneigt zu machen. Choiseul schlug ihm sein Gesuch ab, und schalt ihn vor andern Menschen einen Abentheurer. Aufgebracht sagte er: „Die „sie hintergehen, Monseigneur, sind Aben„theurer, ich bin ein Offizier voll Ehre, „und werde mit meinem Kopfe und Degen „überall Brod finden.“ Nach diesen Worten drängte er sich durch die Gegenwärtigen, und entfernte sich. Weil er nun glaubte, die Bastille befürchten zu müssen, reisete er zu Fuß von Paris ab, blieb zur Nachtszeit nur in Dorfschenken, und schrieb unterwegs einem seiner guten Freunde nach Paris, der ihm seinen Mantelsack nebst Geld zur Unterstützung schickte. Nun ging er nach Mons in den (damals noch) österreichischen Niederlanden, von da aus schrieb er seinem Vater. Dieser ging zum Herzog von Choiseul, ihn um Verzeihung zu bitten: die Unterredung fiel ganz zu Gunsten des jungen Dümouriez aus. Nach wenigen Tagen erhielt er von seinem Vater Geld, einen ganz artigen Brief vom Herzoge, seinen Adelsbrief, und die königliche Erlaubniß in Spanien zu dienen, nebst Empfehlungsschreiben an den spanischen Minister und an den französischen Gesandten in Madrid. Zu Ostende schiffte er sich ein, und segelte nach

Spanien. Diese Reise machte er im Jahre 1764.

In Madrid nahm sich seiner der alte und reiche Marquis d'Ossuna an, der ihm auch mißrieth spanische Kriegsdienste zu nehmen. Er machte in Spanien verschiedene Reisen in mehrere Provinzen, und schrieb darüber Bemerkungen. Dann reisete er nach Portugall, wo er sich vorzüglich um die Ufer der portugiesischen Flüsse, und um die haltbaren Orte dieses Königreiches umsah, und seine Bemerkungen hierüber aufschrieb. Hieraus verfertigte er sein Werk, das er betitelte: System des Angriffes und der Vertheidigung von Portugall. Er blieb in Spanien bis in das Jahr 1767, da er nach Frankreich zurück ging.

Unterdessen war Krieg zwischen den Korsikanern und Franzosen ausgebrochen. Der Herzog von Choiseul glaubte, Dümouriez könnte seinem Vaterlande gute Dienste leisten, und machte ihn zum Generalquartiermeister bei der Armee, welche gegen Korsika fechten sollte. Bei dieser Gelegenheit söhnte er sich mit seinem Vater aus, mit dem er seit einiger Zeit entzweiet war. Da er sich eben nach Korsika einschiffen wollte, erhielt er einen andern Auftrag: es waren nämlich 4000 Jesuiten, die aus Spanien

vertrieben waren, in Korsika, die Frankreich daselbst nicht dulden wollte; sie sollten daher unter der Anleitung des Dümouriez in das päbstliche Gebieth gebracht werden. Da man diesen unglücklichen Klosterleuten nicht mehr als soviel geben wollte, was ein gemeiner Matrose zu bekommen pflegt, nahm sich Dümouriez derselben an, und erhielt für sie eine bessere Behandlung. Nachdem er nun dieses Geschäft beendiget hatte, ging er nach Bastia, wo er den Obergeneral fand, der bald nachher einen Kriegsrath hielt, in dem man beschlossen hatte, die Korsikaner anzugreifen.

Dümouriez war mit diesem Plane nicht zufrieden, weil er ihm für die Franzosen schädlich zu seyn schien; jedoch er that alles, was man von einem beherzten Krieger nur erwarten konnte. Er bestieg mit einem Unteroffizier und 12 gemeinen Grenadieren die Redouten, die auf einem beinahe unersteigbaren Felsen errichtet waren, nahm den Kommandanten gefangen, und trieb die 300 Korsen, die dieselben besetzet hatten, in die Flucht, ohne selbst dabei einen grossen Verlust zu haben, oder mehr Zeit dazu zu brauchen, als eine Stunde. Bald darnach gelang es ihm durch eine besondere List, ein Korps von beiläufig 5000 Mann

zum Rückzuge zu zwingen. Einige Zeit hernach schloß der Kommandant der französischen Armee einen Waffenstillstand, den Dümouriez, der ihn mißrathen hatte, als französischer Offizier respektiren mußte; weil er aber zugleich ein aus Korsen bestehendes Freikorps kommandirte, so hielt er dafür, daß er als Anführer derselben an den Waffenstillstand nicht gebunden sey, welches er auch dem General Paoli zu wissen machte.

Er griff den Hafen Isola Rossa, der mit 50 Kanonen besetzet war, nur mit 150 Mann an, weil der Kommandant ihm versprochen hatte, die Festung zu übergeben. Allein derselbe war untreu, und empfing den Dümouriez mit einem solchen Kugelregen, daß mehr als die Hälfte der Korsen blieben. Diese Unternehmung nahmen seine Feinde zum Anlasse ihn zu lästern, und zu verläumden. Allein da ein neuer kommandirender General zur französischen Armee kam, der mit dem Waffenstillstande äusserst unzufrieden war, Dümouriez Unternehmen aber lobte, so wurden seine Feinde bald seine besten Freunde. Er verhielt sich noch in mehreren Gelegenheiten sehr wohl, wurde zum Obersten ernannt, und erhielt eine ansehnliche Summe Geldes zur Entschädigung, weil ihm schon vor einiger Zeit mehrere in

dieser Stelle unbilliger Weise vorgezogen wurden. Die Franzosen hatten nun ganz Korsika im Besitze bis auf Korte, in welchem Schloß 70 Räuber eingeschlossen waren, die Feuer zu legen drohten, so bald man Gewalt brauchte. Dümouriez schloß mit ihnen einen Akkord, und rettete dadurch alles Schätzenswerthe. Izt hatten die Korsen keinen haltbaren Ort mehr, und mußten sich den Franzosen im Jahre 1769 ganz ergeben.

Nun ging Dümouriez zu seinem Oheime nach Versailles, weil sein Vater in diesem Jahre verstorben war, und eine Erbschaft von 70,000 Livres hinterlassen hatte. Er erhielt auch eine jährliche Pension von 3000 Livres; den folgenden Winter brachte er in Gesellschaft grosser Gelehrten zu. Im Frühjahre 1770 hätten die Konföderazionen in Pohlen Frankreich um Hilfe und Unterstützung angesucht: Dümouriez wurde dann von Choiseul erwählet, daß er nach Pohlen reisen sollte, um zu sehen, wie weit man sich auf sie zu verlassen habe. Nach dreimonatlicher Vorbereitung zu dieser Reise trat er sie auch im Monate Julius an, nachdem er 12,000 Livres Reisegeld und einen monatlichen Gehalt von 1000 Livres erhalten hatte. Auf dieser Reise hatte er in

Baiern eine Unterredung mit dem Churfürsten, von dem er die Erlaubniß erhielt, 22,000 Flinten aus dem Münchner Zeughause gegen Bezahlung mit sich zu nehmen. In Wien wurde er dem Fürsten Kaunitz, der grossen Theresia, und dem unvergeßlichen Joseph vorgestellet. Hier traf er auch zwei Deputirte an, welche ihm die Konföderazion entgegen geschicket hatte.

Er fand die Konföderazion in dem elendesten Zustande: überall herrschte eine unbegränzte Verschwendung; Pharaospiel und Tanz verdrängte ernsthaftere Geschäfte; sie hatten gehoffet, Dümouriez werde ungeheure Summen mitbringen, und waren daher sehr unzufrieden, da er ihnen meldete, daß er ohne Geld gekommen sey. Ihre militärische Verfassung war noch schlechter: sie hatten vorgegeben 40,000 Mann zu haben, und hatten ihrer nur 17,000; die Anzahl ihrer Anführer war verhältnißmäßig zu groß, und diese waren untereinander uneinig, eifersüchtig, und eben darum mißtrauisch; die Kavallerie war undisziplinirt, das Geschütz zu wenig, und feste Plätze beinahe gar keine. Dümouriez war schon entschlossen, Pohlen zu verlassen, als die Gräfinn Mniczek die Konföderirten dahin zu bewegen

wußte, daß sie seine Plane annahmen, wodurch er bewogen wurde da zu bleiben.

Dümouriez machte für das folgende Jahr trefliche Plane, um die Absichten der Konföderazion zu erreichen, allein der Umstand, daß unterdessen in Frankreich d'Aiguillon an die Stelle des Choiseul gekommen war, machte ihm einen starken Strich durch seine Rechnung. Im April 1771 zeigte sich ein guter Anfang kriegerischer Operazionen, die Pohlen wurden dadurch schwindlich gemacht, glaubten schon unumschränkte Herren der ganzen Welt zu seyn, und überliessen sich vielen Ausschweifungen; sie verwarfen die Plane, die er entworfen hatte, und würden ihn sogar mißhandelt haben, wenn er sie nicht mit seinem Muthe in Furcht gesetzet hätte; der General Pulawski drohte ihn gefangen zu nehmen, er aber drohte dagegen ihm eine Kugel durch den Kopf zu schiessen. Er ließ auch einige Edelleute, die grosse Verbrechen begangen hatten, hinrichten, ungeachtet sich die Armee des Pulawski widersetzte, die er durch aufgeführte Kanonen, und dadurch, daß er ihren General und den General Miaczinski als Geisseln fest halten ließ, in Respekt erhielt. Er wurde dadurch den Pohlen verhaßt, sie gehorchten ihm nicht mehr,

und er verließ die ganze Sache. Man schickte ihm zwar noch einmal Deputirte, die ihn zurück rufen sollten, allein er blieb bei seinem Entschlusse, und zog sich auf das Land in die Einsamkeit.

Hierauf erhielt er bald von Frankreich aus einen Nachfolger in der Person des Viomesnil, dem man die Umstände der Konföderazion sehr glänzend abgemalen, den schlechten Erfolg aber dem Dümouriez zur Last gelegt hatte. Allein sobald Viomesnil die Sache richtiger eingesehen hatte, wurde er ein besonderer Freund seines Vorfahrers, und berichtete nach Frankreich, daß dessen Plane vortreflich seyen; Viomesnil wünschte auch, Dümouriez möchte sich entschliessen, unter ihm in Pohlen noch länger zu dienen: allein dieser war dazu nicht zu bewegen, sondern trat seine Rückreise an. Er reisete sehr langsam durch Böhmen und Sachsen, und kam erst im Februar 1772 nach Frankreich zurück.

Sein Erstes war, daß er sich nach Versailles zum Herzog d'Aiguillon verfügte, der ihm manche Vorwürfe machte, auf die er sehr unbescheiden und stolz antwortete; der Herzog drohte ihm mit der Bastille: er aber nahm seine Zuflucht zum Kriegsminister, wurde von ihm in Schutz genommen,

und bei der Legion Lothringen angestellet. Weil er nun keine Geschäfte hatte, so unterhielt er sich abermal mit gelehrten Sachen, und verfaßte einige militärische Werke, die aber noch nicht gedruckt sind; allein seine Ruhe dauerte nicht lange. In Schweden waren im Jahre 1773 bedenkliche Umstände, in welchen Frankreich durch Traktaten verbunden war, dem Königreiche mit 7000 Mann zu Hilfe zu kommen. Da Frankreich diese Pflicht erfüllen wollte, widersetzte sich England, es seye dann, die Ueberschiffung der Truppen geschähe auf englischen Schiffen, und unter Begleitung englischer Fregatten. Diesen Schimpf seinem Vaterland zu ersparen, schlug Dümouriez vor, redliche und geschickte Staabsoffiziere in das nördliche Deutschland zu schicken, und einen General-Pardon für alle französische Deserteure ausrufen zu lassen. Er glaubte auf diese Art könnten leicht 8000 Mann zusammen gebracht, und aus Deutschland nach Schweden überschiffet, und also die Traktaten gehalten werden, ohne der unbilligen Forderung Englands sich zu unterwerfen. Der Plan wurde begnehmiget, und er erhielt den Befehl nach Hamburg zu gehen, und ihn auszuführen, doch sollte alles ohne Vorwissen des Herzogs d' Aiguillon gesche-

hen; aber sobald er nach Hamburg kam, hörte er, daß in Schweden alles ruhig sey, und nun sein ganzes Geschäft ein Ende habe.

Nun wollte er nach Brandenburg reisen: allein er wurde auf Befehl des französischen Gesandten verhaftet, nach Frankreich geführet, und in die Bastille gebracht. Die Ursache seiner Gefangennehmung war freilich mehr nicht, als eine Kabale: allein er wurde doch hart gehalten, oft gerichtlich und hinterlistig untersuchet, er aber wußte die Fragen stäts ins Lächerliche zu drehen, die Kommissarien mußten selbst lachen, fanden aber niemals, daß er ein Staatsverbrechen begangen habe.

Während dieser seiner Verhaftung kam Ludwig der Unglückliche, im Monate Mai 1774 zur Regierung; dieser forderte auf das dringende Flehen des Dümouriez vom Herzoge einen Bericht über die ganze Sache. Nach dessen Erstattung wurde Dümouriez entlassen; mußte aber auf 3 Monate nach Caen gehen, um von Paris entfernt zu seyn. Er behielt seine Stelle, und seinen Gehalt, und genoß viele Freiheit; durfte sowohl in der Stadt, als auch auf das Land spazieren, und hatte die Erlaubniß seinen Degen zu tragen. In Caen fand er

abermal seine Cousine, für die er viele Hochachtung hatte; sie schwuren einander unzertrennliche Freundschaft zu; nun fiel sie in eine schwere Krankheit, er wartete ihr, die Freundschaft ging wieder in Liebe über, und sie verbanden sich einander zu ehelichen. Nachdem er vollkommen frei war, heurathete er sie noch im Jahre 1774. Doch konnte ihre Ehe nicht glücklich seyn: denn sie war zu viel Andächtlerinn, er zu viel Philosoph, und sein Charakter war zu veränderlich. In den ersten Monaten nach ihrer Verbindung sprach sie schon von Ehescheidung.

Ich sehe mich gezwungen seine ferneren Thaten bis zur Revoluzion nur kurz zu berühren. Er schlug vor, daß Cherbourg im nördlichen Frankreich zur Anlegung eines Hafens erwählet werden sollte. Ferner brachte er in Vorschlag, wie auf die beste und zweckmäßigste Art nicht nur Bretagne, sondern auch die Normandie in dem damals von Frankreich zum Vortheile der nordamerikanischen Staaten wider England geführten Kriege könnte vertheidiget werden. Zur Belohnung wurde er Kommandant von Cherbourg. Er ließ den Hafen und die umliegenden Gegenden in guten Vertheidigungsstand setzen; ließ mehr Soldaten in die Festung rücken, und hatte zu nichts eine Or-

dre. Er brauchte Geld; verwendete es; man schrie dawider: er aber ließ sich nicht stören, weil er sah, daß eine Landung der Engländer zu befürchten war. Der Erfolg bewies gar bald, daß er sehr weise gehandelt hätte: deswegen erhielt er vom Könige und vom Kriegsminister, nebst vielen Lobeserhebungen, alles, was er zur Vertheidigung benöthigte. Dümouriez hatte noch mehr nützliche Plane gemacht, welche alle aus verschiedenen Ursachen scheiterten. Späterhin rückte er in militärischen Ehrenstuffen immer weiter, bis er endlich im Jahre 1788 Brigadier wurde. Im Jahre 1789 beschenkte ihn der König mit einer prächtigen Dose mit seinem Bildnisse. In eben diesem Jahre hatte sich seine Gemahlinn von ihm scheiden lassen.

Nun sind wir an dem Ausbruche der Revoluzion. Da die Reichsstände versammelt wurden, fand Dümouriez, daß es für den König gefährlich werden könnte, wenn sie zu Paris zusammen kämen; er schlug daher zu ihrem Versammlungsorte Tour oder Burges vor. Es wäre ihm leicht gewesen, Mitglied der ersten Versammlung zu werden; allein er wählte lieber seinen gemächlichen Aufenthalt zu Cherbourg; obwohl er auch

Antheil an den Arbeiten derselben nahm. Er war gegen die Erklärung der Menschenrechte, und glaubte, man sollte den Bürgern vorher ihre Pflichten erklären, damit sie nicht ihre Kraft mit ihren Rechten verwechselten. Dem Veto, das man dem König einräumte, das ist, dem Rechte den Beschlüssen des gesetzgebenden Körpers die Einwilligung, mithin die Kraft eines Gesetzes zu benehmen, war er sehr abgeneigt, weil er es für einen Fallstrick hielt, den man dem Könige geleget hatte. Er hatte Befehl bekommen, die Ruhe in der Normandie, wo das Volk gegen den kommandirenden General sehr aufgebracht war, wieder herzustellen. Er reisete hin, machte gute Anstalten, kehrte aber bald wieder nach Cherbourg zurück, wo ihn das Volk kurze Zeit darnach in der Kirche zum Generalkommandanten ausrief; er aber die Bürgermiliz einen Eid schwören ließ, daß sie nur zur Erhaltung, nicht zur Störung der Ruhe, errichtet seyn wollte.

Im Jahre 1790 legte er seine Stelle nieder, und ging nach Paris, vermuthlich weil er ein Anhänger des Orleans war, das sich aus zweien Stücken folgern läßt: denn erstens hatte er genauere Bekanntschaft

mit Madame Genlis, der Oberſthofmeiſterinn des Herzogs, wechſelte mit ihr Briefchen, und hatte geheime Zuſammenkünfte. Iſt es demnach wohl glaublich, daß er nicht von der Partei geweſen ſey, der ſie zugethan war? Zweitens beſuchte er den Jakobinerklubb zu Paris, der damals noch den Herzog begünſtigte. Er ſollte mit 6000 Mann in die weſtindiſchen Inſeln gehen, um dort die geſtörte Ruhe wieder herzuſtellen; allein, da man ihm keine Inſtruction zur proviſoriſchen Regierung der Kolonien mittheilte, ſo unterblieb dieſe Reiſe. In Paris hatte er keinen Gehalt; aber eine gute Freundinn, die ihn unterſtützte. In einer Schrift wider Mirabeau bewies er, daß man in den damaligen Umſtänden den Negern die Freiheit, wozu ſie doch ein gegründetes Recht hätten, nicht zugeſtehen könnte. Dann reiſete er nach den öſterreichiſchen Niederlanden, wo er gewiß durch ſeine Schriften vieles beitrug, die Widerſpenſtigkeit gegen ihren damaligen rechtmäßigen Herrn zu unterhalten.

Nach ſeiner Zurückkunft ſchrieb er ein diplomatiſches Werk, in dem er zeigte, wie ſich ein konſtituzioneller König wider andere Mächte verhalten müſſe. Dieſes Werk fand vielen Beifall. Ein anderes Werk, das er über die Pflichten der Offiziere geſchrieben

hatte, wurde nicht so gut aufgenommen. Im Jahre 1791 kurz vor der Flucht des Königs wurde er Mareschall de Camp bei der zwölften Division. Damals schon gab es unruhige Auftritte in der Vendee: allein er wußte sie zu unterdrücken. Dem unruhigen Jakobinerklubb zu Nantes vereitelte er alle Anschläge das Volk aufzuwiegeln. Mit Anfange des Jahres 1792 wurde er Generallieutenant, und erhielt vom Kriegsminister Narbonne ein Kommando bei der Rheinarmee unter dem Marschall Lukner. Allein sein Bestreben war Minister zu werden; was er auch durch Hilfe der Jakobiner erhielt. Der rechtschaffene Deleffart wurde gestürzet, und Dümouriez nur einstweilen Stellvertreter des Ministers. Diese Stelle nahm er nicht an, und die Folge war, daß er zum wirklichen Minister am 15. März 1792 erhoben wurde.

Als Minister hielt er es immer mit den Jakobinern, und trachtete nur Mitglieder derselben in das Ministerium zu bringen. Er setzte es bei dem Könige durch, daß allen denen, welche Pensionen genossen, ohne dem Staate wirkliche Dienste geleistet zu haben, dieselben entzogen wurden. Von seinem Gehalte entzog er sich eine ansehnliche

Summe, die er denen zuwendete, welche in seinem Departemente arbeiteten, um dadurch seine Partei zu vergrössern. Unter den Gesandten machte er grosse Veränderungen, und rief alle jene ab, die ihm der neuen Konstituzion nicht geneigt zu seyn schienen. Von der Nazionalversammlung erhielt er zu geheimen Ausgaben 6 Millionen Livres. Er war Hauptursache, daß dem Hause Oesterreich der Krieg erklärt wurde, ungeachtet der bekannten friedfertigen Gesinnungen des Kaisers Leopold, und seines Nachfolgers des Kaisers Franz, weswegen er auch von vielen stark getadelt wurde. Auch setzte er den Plan zum ersten Feldzuge auf, wobei es ihm aber, wie es allgemein bekannt ist, mißglückte; vorzüglich darum: weil bei der Armee Zügellosigkeit und Mangel an Nothwendigkeiten herrschte, weil die Belgier den Franzosen nicht die Hände reichten, und die Oesterreicher die Gränzen stärker besetzt hielten, als man glaubte. Dieser Zufall erregte Klagen der Generale wider ihn, machte ihm die Nazionalversammlung abgeneigt, und verminderte überall sein Ansehen. Er fürchtete böse Folgen, und schränkte sich nun ganz auf sein Departement ein.

Die Jakobiner machten um ihn zu stürzen in der Nazionalversammlung die Mo-

tion, daß er über die erhaltenen 6 Millionen Livres Rechnung ablegen sollte. Er wollte deßenthalben seine Stelle niederlegen, behielt sie aber, da die Nazionalversammlung die Motion unterdrückte. Um sich nun an jenen Jakobinern, die man Girondisten nannte, von denen die Motion herkam, zu rächen, bewog er den König, die 3 Minister, Roland, Claviere und Servan, die von dieser Partei waren, zu entlassen. Er wurde dafür in öffentlichen Blättern von ihnen gewaltig gelästert; dagegen ihn die Gegner der Girondisten, die man Feuillans nannte, mit Lob überhäuften. Hierauf schlug er dem Könige neue Minister vor, und übernahm des Kriegsministers Stelle; behielt aber zugleich sein voriges Departement bei, weil er nicht sobald einen Nachfolger erhalten konnte.

Den vierten Tag seiner neuen Ministerstelle begehrte er seine Entlassung vom Könige, und erhielt sie auch. Die Girondisten erstaunten hierüber, und ihre Wuth legte sich; noch grösser aber war das Erstaunen, da er der Nazionalversammlung die Rechnung über die empfangenen Gelder zugeschicket, und bewiesen hatte, daß er bei öffentlichen Ausgaben vieles ersparet, und von den 6 Millionen nicht viel über eine hal-

be Million ausgegeben habe. Nun lebte er wieder in Paris einige Zeit in stiller Ruhe, bis er das Dekret erhielt, zur Luknerischen Armee abgehen zu dürfen. Er kam eben, da Lukner sich aus den Niederlanden zurück zog, zu seiner Armee. Hier mußte er es sich gefallen lassen, das kleine Kommando im Lager bei Maulde zu übernehmen, obwohl ihm als dem ältesten Generallieutenant ein grösseres gebührte. Dieses Lager sollte die Gegenden zwischen Lille, Douai, Bouchain, Valenciennes und Conde decken, und war zu diesem Zwecke zu schwach. Dümouriez wußte sich bald die Soldaten zu Freunden zu machen; fing an Orchies zu befestigen, und führte den kleinen Krieg so, daß seine Mannschaft dadurch Kühnheit und Mannszucht sich angewöhnte, und in beiden sich auszeichnete.

Mitten in diesen Arbeiten bekam er vom Lukner Befehl, nach Valenciennes zu kommen, wo derselbe mit la Fayette war, und er die weitere Ordre erhielt, mit der Arriergarde, die nur aus 6 Bataillonen und Eskadronen bestand, im Lager bei Famars zu bleiben, bis General Dillon ankommen würde; unterdessen sollte er unter den Befehlen des la Fayette stehen, hernach aber mit ihm (Lukner) zu Metz zusammenstossen.

Die kleine Mannschaft setzte ihn in keine kleine Verlegenheit. Die Oesterreicher nahmen ihm Orchies weg, verliessen es aber bald wieder, weil es nicht konnte behauptet werden. Nun kam Dillon an, Dümouriez übergab ihm das Oberkommando, blieb aber bei selbem, wider den Befehl Lukners, um wie man vorgab, die Gränzen Flanderns besser decken zu können. Lukner beschwerte sich über den Ungehorsam des Dümouriez bei dem Könige, und bat denselben den Ungehorsamen zu bestrafen; allein der König konnte es nicht thun, weil die Nazionalversammlung, welche alle Macht schon an sich gerissen hatte, ihn in Schutz nahm. Dillon hielt sich nur vertheidigungsweise; Dümouriez wollte ihn zu mehr Thätigkeit bewegen, allein er war mißtrauisch gegen ihn, und blieb bei seiner angenommenen Art, nur defensive zu handeln. Dagegen folgte auch Dümouriez nicht, da ihm Dillon vorschlug, er sollte nach dem 10. August 1792 die Soldaten noch einmal schwören lassen, der Nazion, dem Könige und dem Gesetze treu zu seyn.

Durch diese Widersetzlichkeit machte er sich bei den Girondisten so sehr beliebt, daß sie ihm das Kommando über die Nordarmee, welches bisher Dillon führte, und zu-

gleich über die Centralarmee, deren Anführer la Fayette bereits ausgewandert war, anvertrauten. Nun stellte Dümouriez den Dillon an die Spitze der Centralarmee, doch so, daß er von ihm Befehle empfangen mußte: diese letztere war in dem elendesten Zustande. Unterdessen hatten die Preussen mit Hilfe der Oesterreicher Longwy eingenommen, und bedrohten Verdun. Dümouriez wollte es retten, allein seine Hilfe kam zu spät. Die Preussen und Oesterreicher drangen gegen Paris zu; Dümouriez, um es zu verhindern, nahm eine furchtbare Stellung, die unüberwindlich zu seyn schien, aber doch von dem österreichischen Helden Clerfait überwältiget wurde, und der französische General Chazot suchte vergebens demselben die errungenen Vortheile aus den Händen zu reissen. Dümouriez zog nun die Generale Kellermann und Bournonville mit ihren Abtheilungen an sich, und befahl dem General Dillon sich zurück zu ziehen; dessen Zurückzug aber war eine unordentliche Flucht seiner in Furcht gerathenen Soldaten.

Dümouriez hatte durch die Verstärkungen Kellermanns und Bournonville, und mit dem Korps des Dillon nun eine Armee von allenfalls 70,000 Mann. Er hatte

zwar vom Kriegsminister Befehl bekommen, sich mehr gegen Paris zurück zu ziehen, er glaubte aber, es sey weder nothwendig noch vortheilhaft, und gehorchte nicht. Die Deutschen konnten nur langsam vorrücken, weil ihnen die Lebensmittel nur durch Umwege aus dem Luxemburgischen zugeführt werden konnten. Indeß war die Lage der Franzosen nichts weniger als gut: sie waren auf drei Seiten von den Deutschen umrungen, und litten Mangel an Lebensmitteln; daher waren sie sehr mißmuthig, allein Dümouriez blieb stäts unter ihnen, zeigte ihnen bessere Aussichten, theilte jede Noth mit ihnen, und tröstete sie; er wußte die Feigherzigkeit den einen zu benehmen, und zugleich die Ausgelassenheiten der andern zu bezähmen; was ihm schon darum leicht war, weil er von allen Soldaten wie ein Vater von seinen Kindern geliebt wurde. Unterdessen wurde die königliche Würde abgeschaffet, und Frankreich in eine Republik umgestaltet.

Um diese Zeit nahmen die bekannten Unterhandlungen zwischen Dümouriez, und dem damaligen König von Preussen ihren Anfang. Von Seite Preussens wurde dem französischen Heerführer Weihrauch gestreuet, und er nur allein für den Mann ausgegeben, der Frankreichs Unordnungen ein

Ende machen, und den Frieden wieder herstellen könnte. Er hingegen sagte: Frankreich habe dem König von Preussen den Krieg nicht erkläret, und es stünde nur bei ihm Frieden zu haben, wozu nichts anderes erfordert würde, als daß er sich von Oesterreich trenne. Inzwischen geschah die Auswechslung der österreichischen, preussischen und hessischen Truppen, nicht aber der Emigranten. Es ward bedungen, daß in der Fronte des Lagers nicht geschossen werden sollte: dabei aber ließ Dümouriez doch immer die Oesterreicher und Emigrirten in der Flanke und vom Rücken beunruhigen. Uebrigens trachtete er, den König von Preussen zum Alliirten Frankreichs, oder doch wenigstens von Oesterreich abwendig zu machen, allein es gelang ihm nicht.

Der König blieb noch auf dem Kriegstheater; der Herzog von Braunschweig schickte dem Dümouriez eine Proklamazion zu, in der er für fernere Unterhandlungen die unbedingte Wiedereinsetzung des Königs in seine vorige Würde zum Grunde legte; der Waffenstillstand wurde aufgekündiget, und die Deutschen traten ihren Rückmarsch an; aber es ist gewiß, daß im Verfolgen von den französischen Unterbefehlshabern die Preussen geschonet, und wie Freunde be-

handelt wurden; zugleich bleibt es auch wahr, daß die Ebenen von Champagne immer für grosse Armeen unglücklich sind, wie es schon der überall gefürchtete Attila erfahren mußte. Das Nachrücken der Franzosen nach den Preussen, und das Verfolgen der Oesterreicher geschah nicht von Dümouriez selbst, sondern von seinen Unterbefehlshabern Kellermann, Dillon, Bournonville und andern; er selbst ging in das französische Flandern, wo der Herzog von Sachsen-Teschen sich des flachen Landes bemeistert hatte.

Da er nun hier die gehörigen Anstalten getroffen hatte, begab er sich nach Paris, um mit den Ministern sich über den Einfall in die österreichischen Niederlande zu besprechen: er erwartete herrliche Triumphe, erhielt aber im Konvente mehr nicht, als die Ehre der Sitzung. Für den gefangenen König that er — gar nichts. Zu Paris war er kindisch genug in dem alten Jakobinerklubbe die rothe Mütze aufzusetzen, und sich gleich wieder mit den Girondisten zu vereinigen. Weil der Kriegsminister Servan entweder wirklich krank war, oder doch sich krank stellte, so entwarf Dümouriez den Plan des künftigen Feldzuges, und insonderheit der Eroberung Belgiens, welche ihm

sein ungerechter Haß gegen das Haus Oesterreich zu seinem Lieblingsstücke machte. Uebrigens war sein Plan in militärischer Hinsicht lobenswürdig: Montesquieu sollte in Savoyen und Nizza vorrücken, Kellermann bis Koblenz, und er selbst wollte in die Niederlande einfallen. Unterdessen wurde er von dem berüchtigten Marat öffentlich beschuldiget, daß er Herzog in Niederlanden werden wolle; Roland der Minister des Innern sagte laut: Dümouriez sey desto gefährlicher, je mehr er Talente besässe. Er reiste indeß von Paris nach Valenciennes, wo er eine Armee von beiläufig 90,000 Mann hatte.

Mit dem größten Theile dieser Armee fiel er in die kaiserlichen Niederlanden ein. Ein Theil derselben unter Anführung des General Bournonville wurde bei dem Dorfe Thulin geschlagen; aber durch den General Harville verstärket, und rückte wieder vor. Am 6. November 1792. war die grosse Schlacht bei Jemappe, in der die Franzosen gewiß 9000, und die Oesterreicher 4000 Mann verlohren; der großsprecherische Dümouriez sagte zwar in seinem Berichte an den Konvent, er hätte nur bei 2000 Mann verlohren, allein alle dabei gefangenen französischen Offiziere gaben ihren Verlust einstim-

mig auf mehr dann 9000 Köpfe an. Die Oesterreicher mußten aber der gar zu grossen Uebermacht weichen; denn vor Anfang der Schlacht waren sie nur 17,000, die Franzosen aber 65,000 Mann stark, und machten also nicht gar den dritten Theil der Franzosen aus, zu Ende der Schlacht aber nicht einmal den vierten. Nach diesem blutigen Gefechte nahm er Mons ein, rückte bis Brüssel vor, forderte die Stadt am 13. des Monates auf, und ungeachtet die Aufforderung angenommen wurde, besetzte er sie dennoch erst am 14. früh. Am 15. bildete sich daselbst ein Klubb; Dümouriez hatte ihn eröffnet, und wohnte seinen Sitzungen bei, so lange er in Brüssel blieb. Unterdessen waren die eigentlichen Jakobiner eifrigst bemüht, ihn zu stürzen: weil sie ihn sowohl als einen Freund des Orleans, wie auch als einen Prätendenten der Oberherrschaft über Belgien fürchteten, und auch haßten.

Er fuhr fort in den Niederlanden Eroberungen zu machen; fand in Antwerpen und Mecheln grosse Vorräthe sowohl von Kriegsbedürfnissen, als auch von Lebensmitteln; Geld bekam er zwar von jenen Belgiern, die ihm geneigt waren, aber zu wenig: daher legte er der Geistlichkeit ein ge-

zwungenes Darlehen auf, was ihr zwar sehr beschwerlich fiel, aber ihr die Abscheulichkeit ihrer Widersetzung gegen ihren damaligen Souverain reichlich vergolt. Am 28. dieses Monates rückte der siegende Dumouriez in Lüttich ein, und so eroberte er in einem Monate ganz Belgien und das Lütticherland, mit Ausnahme der Provinz Luxemburg und der Stadt Herve. In Lüttich war das Volk nach dem Sinne der Jakobiner gestimmt, und beging viele Ausschweifungen; die zwei Konventskommissarien Danton und Lacroix, Freunde des Generals, bestärkten sie darinn wacker; er aber bekam dadurch eine stärkere Macht, was ihn in den Augen der Jakobiner in Frankreich immer noch verdächtiger machte. Sie bewirkten daher auch, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ihm befahl, die Neutralität des deutschen Reiches, die damals noch so, wie mit England und Holland bestand, genau zu beobachten, wodurch er genöthiget wurde die Winterquartiere, nicht seinem Wunsche gemäß am Rheine, sondern an der Maas zu nehmen. Um sie ruhig zu genieſſen, nahm er noch Aachen, Herve und Henri Chapelle ein. Hierauf beschloß er mit Einwilligung der Konventskommissarien den dießjährigen Feldzug.

Er reisete um die Zeit des Jahresanfangs von 1793 nach Frankreich, um auf die Abstellung des Mangels der Lebensmittel bei der Armee zu dringen, und den Konvent dahin zu bewegen, daß er die Verordnung vom 15. Dezember 1792, vermöge welcher die französische Verfassung in den eroberten Ländern mit Gewalt sollte eingeführet werden, widerrufe: und um seinen Plan für den künftigen Feldzug vorzulegen. In Paris, wo er nur am Tage war, lebte er sehr eingezogen, reisete nirgends als bei den Ministern Lebrün, und Garat, und seine Nächte brachte er zu Clichy zu. Seine Plane wurden einer besondern Kommission zur Untersuchung übergeben, die aber nichts entschied. Für den unglücklichen König verwendete er sich zwar, aber nur in so ferne es ihm nothwendig zu seyn schien seinen Plan von der Erhöhung des Orleans auf den französischen Thron ausführen zu können: allein seine Verwendung war unwirksam, und der König wurde hingerichtet. Am Tage der Hinrichtung Ludwigs verhielt sich Dümouriez still zu Clichy.

Sein Plan bestand in dem, daß Frankreich acht Armeen an den Gränzen haben sollte, nebst einem Reservekorps und einem kleinen Observazionskorps, welche zusam-

men 370,000 Mann, ohne die Kommandirenden, und das Staabspersonale zu rechnen, betragen sollten. Die größte Armee sollte in Belgien zu stehen kommen: weil in diesem Lande, das keine Festungen hatte, alles durch Schlachten mußte bewirkt werden; die batavische Legion aber sollte derselben im Falle einer entstehenden Entzweiung mit Holland, und eines darauf folgenden Krieges zur Avantgarde dienen. Diese Legion aber war 10,000 Mann stark, und bestand meistentheils aus mißvergnügten Holländern, die nach dem Einmarsche der Preussen in Holland ihr Vaterland verlassen, und sich an den französischen Konvent gewendet hatten, von dem sie aber an Dümouriez waren gewiesen worden. Jedoch die Holländer hatten sich damals erkläret, daß sie neutral bleiben wollten, wenn sie mit Dümouriez unterhandeln könnten; auch England war bereit die bis dahin beobachtete Neutralität beizubehalten, wenn derselbe nach London gesandt würde, um Unterhandlungen zu pflegen. Dieses Letzte war ganz nach seinem Geschmacke, und er wandte alles Mögliche an um es zu bewirken: allein die Jakobiner wußten es zu hintertreiben, denn sie befürchteten, seine

Gesandtschaft in London könne ihnen und ihrem Sisteme sehr gefährlich werden.

Nachdem er nun keines seiner Projekte durchsetzen, und nicht einmal für seine Kavallerie frische Pferde, noch für seine Infanterie neue Rekruten bekommen konnte, reisete er mit beklemmten Herzen den 26. Jäner des Jahrs 1793 von Paris ab. Seine Armee fand er in dem elendesten Zustande; sie war sehr vermindert, von allen Nothwendigkeiten entblößt, und geneigt zu allen Gattungen von Ausschweifungen. Die Oesterreicher hatten sich unterdessen sehr vermehret, und an ihrer Spitze den Prinzen von Koburg, der seiner klugen Anstalten, seines Muthes und anderer militärischer Eigenschaften wegen jedem Feinde fürchterlich seyn mußte. Bei diesen Umständen wurde Dümouriez durch die einzige Hoffnung, England und Holland bei der Neutralität zu erhalten getröstet, aber auch diese wurde bald zu Wasser; er bekam nach wenigen Tagen die ganz unerwartete Nachricht, daß der Konvent den Engländern und Holländern den Krieg erkläret habe. Nun mußte er alle seine Plane erhöhen, wenn er sich in seinem Ansehen erhalten, und wirksam auf seine Zwecke hinarbeiten

wollte. Zu seinem Glücke wurde Bournonville um diese Zeit Kriegsminister; und von diesem erhielt er alle nur mögliche Unterstützung an Mannschaft, Kriegsgeräthe, Lebensmitteln und Geld, wodurch er neues Leben erlangte.

Am 17. Hornung rückte seine Armee auf das holländische Gebiet. Berneron kommandirte die Avantgarde, d'Arsson den rechten, Lecerf den linken Flügel, und Tilly die Arriergarde; er selbst verließ den 22. die Stadt Antwerpen, um zu seiner Armee zu kommen. Bei seinem Eintritt in Holland erließ er eine Proklamazion an das batavische Volk, welche in den unanständigsten Ausdrücken dasselbe zum Aufruhr gegen die rechtmäßige Obrigkeit reizte, und wo er mit seiner gewöhnlichen Großsprecherei sich einen Befreier der Belgier und Bataver nannte. Er hatte bald das Mißvergnügen zu erfahren, daß die Holländer alle jene Fahrzeuge, die ihnen Berneron hätte wegnehmen sollen, gerettet hatten. D'Arsson nahm nach einer viertägigen Belagerung Breda weg, hernach Klundert, und dann nach wenigem Widerstand Gertruidenberg; Deflers belagerte mit Glücke Steenberg und Bergen op Zoom; desto unglücklicher aber war Berneron in der Belagerung von Willemstadt, welche der

tapfere Kommandant Beezelaer vertheidigte; Dümouriez selbst hatte sich nach Moerdik begeben, und wollte von da über auf die Insel Dort gehen, wozu er trefliche Anstalten machte, und den Befehl gab, daß dieser Uebergang längstens bis am 10. März geschehen konnte: allein er geschah nicht.

Held Koburg fing mit Anfange des März an die Franzosen zurückzudrücken, und von der Maas zu vertreiben. Dieses machte den ganzen Plan scheitern; Dümouriez übergab die Armee, die seiner Meinung nach Holland überwältigen, und in Besitz nehmen sollte, dem General Deflers, und reisete auf Befehl des Konvents zur Hauptarmee, aber sein Herz war voll banger Ahndungen; sein Heer war zu schwach und zu muthlos gegen die Kriegsmacht der Oesterreicher; das ganze gemeine belgische Volk war wider die Franzosen aufgebracht, wegen der Härte, mit der die Kommissarien das Dekret vom 15. Dezember des vorigen Jahrs in Ausübung brachten, und durch dieses Volk mußte er seinen Rückzug nehmen; viele Bauern hatten sich bewaffnet, um wider die Franzosen mit den österreichischen Kriegern zu streiten. Bei diesen so beklemmten Umständen sah er keine andere Aushilfe, als eine grosse Schlacht zu wagen; deren Ge-

winn ihm seine Einbildung als gewiß vorstellte. Dadurch konnte er hoffen, alle seine Projekte und vorzüglich das, das Orleanische Haus auf den französischen Thron zu bringen, endlich auszuführen.

Vor der Schlacht suchte er sich das belgische Volk geneigt zu machen; er vertrieb die Konventskommissarien von Antwerpen, Brüssel, und andern Orten; trieb die zu Brüssel errichtete Legion der Sansklotten auseinander, und nahm ihren Anführer gefangen; verbot dem Klubb sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen, und bat den Magistrat daselbst, dem Volke die Verirrungen einzelner Personen nicht zur Last zu legen. Von Brüssel ging er zur Armee, die bei Löwen in einer schlechten Stellung stand; er gab ihr eine bessere, und ließ das Dorf Gotzenhofen, das auf einer Anhöhe liegt, und die ganze Gegend beherrscht, besetzen; ferner zog er das schwere Geschütz an sich, und rief jene Mannschaft zurück, die schon das Heer verlassen, und nach Frankreich gehen wollte. Und nun wagte er den 18. März wirklich die grosse Schlacht bei Neerwinden. Der Angriff geschah auf fünf Punkten, und überall wurden die Franzosen zurückgeschlagen; das hartnäckigste Gefecht war zwischen dem General Dümou-

ließ, und dem berühmten Clerfait; der erstere verlohr ein Pferd unter seinem Leibe; die Franzosen büßten an Todten und Verwundeten, ohne die Gefangenen zu rechnen, über 5000 Mann ein, nebst mehr dann 30 Kanonen; die ganze Armee rückte, oder vielmehr floh zurück. Nach dieser Schlacht zog sich die französische Besatzung von Diest nach Mecheln zurück; Dümouriez wollte sich bei Löwen halten, und ließ verschiedene gute Stellungen rings herum nehmen: allein Clerfait griff sie am 21. und am 22. dieses Monats an, überwältigte sie allenthalben, und zwang sie, sich hinter Löwen zurückzuziehen. Den letztern Tag focht Dümouriez selbst in der Uniform eines Nazionalgardisten mit, um die übrigen Soldaten anzufeuern.

Den 25. eben dieses Monates zog er durch Brüssel, und nahm, nachdem die Oesterreicher wieder im Besitze von Namur und Antwerpen waren, seine Stellung hinter Mons auf französischem Boden, wodurch er Maubeuge, Le Quesnoi, Conde, und Valenciennes zu decken suchte. Um diese Zeit ließ er auf Befehl des Konvents den General Miranda verhaften, und nach Paris führen. Bald darnach hielt er zu Ath eine Unterredung mit dem damaligen

Obersten, nunmehrigen F. M. L. von Mack worinn er den österreichischen Befehlshabern schöne Anträge machte; allein er war der Mann nicht, dem man trauen konnte. Bald darnach mußte er das Lager bei Mons aufheben, und bezog ein anderes bei Dornik. In dieser Stadt fand er die Madame de Genlis, mit der Tochter des Herzogs von Orleans; er verwendete sich für dieselben bei den österreichischen Generalen, und erhielt ihnen zu Mons eine Freistätte. An eben diesem Orte kamen drei Abgeordnete der Jakobiner zu ihm, die ihm einen Brief vom Minister Le Brun überbrachten, eigentlich aber nur gekommen waren, seine Gesinnungen über verschiedene Gegenstände auszuforschen; er aber verbarg ihnen seine Denkungsart nicht im mindesten. Bald darnach erhielt er einen Brief von den Konventskommissarien, die in Lille waren, in dem sie ihn aufforderten nach Lille zu kommen, um sich über verschiedene Vorwürfe zu rechtfertigen, die man ihm machte: er antwortete ihnen aber, die Umstände erlaubten ihm nicht diesen Weg zu machen, vielmehr sollten sie sich zu ihm begeben; wenn er aber nach Lille käme, so würde er mit der Armee hinziehen, seine Verleumder zu bestrafen.

Er fand sich abermal bemüssiget, das Lager bei Dornik aufzuheben, und bezog wieder jenes bei Maulde. Hier erforschte er die Gesinnungen seiner Armee, und hatte das Vergnügen zu sehen, daß die vorzüglicheren Theile derselben auf seiner Seite wären: jedoch die Emissarien der Jakobiner wußten dieselben bald, theils durch prahlerisches Zureden, theils durch Geld und Verheissungen umzustimmen; Generale und Staabsoffiziere bezeigten ihm Abneigung, und unter dem gemeinen Volke fanden sich wohl gar Komplotte wider sein Leben, oder wenigstens für seine gefängliche Ueberlieferung nach Paris; er aber machte die besten Anstalten für seine Sicherheit. Er dachte aber auch zugleich auf die Rettung der vier erhabenen Gefangenen im Tempelthurme, was noch immer in seinem Plane lag. Zur Erreichung dieser Absicht suchte er Geissela zu bekommen; aus dieser Ursache ließ er den Sohn des Konventsdeputirten Lecointre arretiren, und bestimmte dazu die vier Konventskommissarien, und den Kriegsminister, die von Paris zu ihm sollten geschicket werden, wie ihm Pariser Freunde geschrieben hatten.

Am 2. April Abends kam der Kriegsminister mit den vier Kommissarien, Camus,

Bancal, Lamarque und Quinette im Hauptlager beim Dümouriez an. Kaum sahen sich der Obergeneral und der Kriegsminister, so erwachte in beiden die alte Freundschaft, und sie umarmten sich auf das Feurigste; weil aber in diesem Zimmer der General Valence, und die Offiziere vom Generalstabe gegenwärtig waren, so verlangten die Kommissarien in ein anderes Zimmer zur Unterredung geführet zu werden; er weigerte sich lang, gab aber doch endlich nach. Nun zeigte ihm Camus das Dekret des Konvents, das ihn vor die Schranken vorforderte: er sagte, die Umstände liessen es nicht zu, daß er die Armee jetzt verlasse, die Kommissarien sollten bei ihm bleiben, bis die Armee wieder organisirt sey, damit sie selbst das, was vorgeht, sehen, und ihn, wenn er strafbar wäre, absetzen könnten; aber auch dann, setzte er hinzu, werde er nicht nach Paris gehen, noch sich vor dem Revoluzionstribunale stellen, das er, wenn er genugsame Macht hätte, gewiß abschaffen würde. Man versicherte ihm, daß ihm kein Leid widerfahren würde, man legte ihm viele andere Gründe vor, um ihn zur Reise nach Paris zu bewegen; er aber blieb unbeweglich, und rieth ihnen nach Valenciennes zurückzukehren: hätten sie ihm

gefolget, so würden sie nicht arretirt worden seyn.

Hierauf entfernten sich die Kommissarien, um sich zu berathschlagen, was nun zu thun sey. Unterdessen redete Dümouriez mit dem Kriegsminister, der ungeachtet seiner Freundschaft für ihn, dennoch mit der Wahrheit zurückhielt, und ihn nur bat, sein Schicksal von jenem der Kommissarien nicht zu trennen, das Dümouriez auch versprach. Dieser hatte, da ihm die Ankunft dieser Herren schon vorher war berichtet worden, das Husarenregiment Berchiny zu seinem Schutze bereit gehalten, und war immer mit einiger Mannschaft desselben umgeben. Da nun nach geendigter Berathschlagung die Kommissarien wieder eintraten, fragte ihn Camus, ob er nach Paris gehen wollte, und er antwortete: Nein. Hierauf sagte Camus, er suspendire ihn von seinem Amte, und verbiethe den Soldaten ihm ferner zu gehorchen; einige gegenwärtige Offiziere bezeigten hierüber ihren Unwillen: Camus aber drohete ihnen, er wolle sie verhaften lassen. Kaltblütig öffnete Dümouriez die Thüre, rief die im Hofe aufmarschirten Husaren herein, und befahl ihnen, daß sie die vier Kommissarien und den Kriegsminister nach Dornik zu dem öster-

reichischen General Clerfait führen sollten, wohin er auch alle jene bringen ließ, die er bisher zu verhaften befohlen hatte. Er schrieb zugleich einen Brief an Clerfait, worinn er ihn bat, diese Personen als Bürgen für das Leben der königlichen Familie in Empfang zu nehmen, den Bournonville aber mit Auszeichnung zu behandeln.

Nun wollte er die Soldaten vorbereiten, um sie zur Ausführung seiner Zwecke zu gebrauchen, allein die Jakobinerkommissarien hatten sie fast alle verführet, und von ihm abspenstig gemacht, er mußte dann den 4. schon sein Heil in der Flucht suchen, wo er mit wenigstens 10,000 Flintenkugeln begleitet wurde. Zwei Husaren und zwei Bedienten wurden erschossen; sein Sekretair, Cantin, wurde gefangen, und mußte nachher sein Leben unter der Guillotine lassen. Am 5. begab er sich in Begleitung seiner zwei Brüder, des Herzogs von Chartres (des jüngern Egalite), der zwei Obersten Thouvenot und Montjoye, und einiger andern Staabsoffiziere nach Dornik zum General Clerfait. Eine Stunde später folgten ihm 50 schwere Reiter, eine halbe Eskadron Husaren vom Regiment Sachsen, und das ganze Husarenregiment Berchiny. Bald nach diesen kamen auch die Generale Neuil-

ly, Bouille, de Bannes, Second, Damas, Maraſſe, Ruault und Berneron zu ihm. Man hatte auch verſuchet, die Kriegskaſſe mitzunehmen, allein der Verſuch mißlang.

Dümouriez und alle andern übergetretenen Soldaten wurden in dem öſterreichiſchen Lager ſehr gut aufgenommen; die Stadt Leuze und die umliegende Gegend war ihnen zum Sammelplatze angewieſen; ſie erhielten von der Stunde an den Sold wie andere öſterreichiſche Soldaten, und Dümouriez verſprach die Gelder, wenn günſtigere Umſtände wieder eintreten ſollten, getreu zu erſetzen. Er ſah bald ein, daß er nun ſeine Plane, die immer ins Abentheuerliche fielen, noch nicht ausführen könne, daher verließ er am 10. die kaiſerliche Armee, und begab ſich nach Brüſſel, wo er von dem öſterreichiſchen Miniſter Grafen von Metternich freundſchaftlich empfangen wurde. Von da reiſete er von einem Orte zum andern, und wurde nirgends aufgenommen; überall war er verdächtig, überall verhaßt. In Paris wurde er für vogelfrei erkläret; ſeine Sachen wurden konfiſziret; jenem, der ihn arretiren oder tödten würde, wurden 300,000 Livres verſprochen, und alle, die man im Verdacht hatte, mit ihm ein-

verstanden zu seyn, wurden verhaftet. In Brüssel setzte er eine Rechtfertigung seines Betragens auf, die man aber verlachte, für falsch angab, und in den Städten Belgiens, wo sie angeschlagen war, herabriß.

Er reisete in die Schweiz, und wollte sich zu Solothurn oder Bern niederlassen, allein die Schweizer Obrigkeiten wollten es nicht gestatten, und er mußte fürchten, die 300,000 Livres möchten einem der dort sich aufhaltenden Emigranten Lust auf seine Freiheit, oder seinen Kopf machen; er reisete daher nach Würtemberg, konnte aber die Erlaubniß, sich nur 6 Stunden zu Stuttgard aufzuhalten, nicht erlangen. Er kam nach Würzburg, erhielt aber sogleich die Erinnerung, daß er in 3 Tagen das ganze Land müsse geräumet haben. Der König von Preussen schlug ihm die Erlaubniß ab, im Anspachischen oder Baireuthischen leben zu dürfen. Er wollte in Mergentheim seinen Wohnort aufschlagen, aber auch hier wurde er von dem Kurfürsten von Köln als ein verwegener und gefährlicher Mann abgewiesen. Er reisete hernach wieder nach Brüssel, allein weil das batavische Volk zu sehr wider ihn aufgebracht, und sein Leben daher in Gefahr war, so erhielt er vom Erzherzoge Karl die Anweisung Belgien zu

verlassen; zugleich aber auch einen Paß, um ungehindert nach London reisen zu können, wo er auch unter dem Namen Peralta ankam.

Doch in England durfte er nicht bleiben, er kehrte also nach Deutschland zurück. In Ostende stieg er ans Land, und war in Gefahr ermordet zu werden. Nach den neuesten Berichten lebt er nun in der Gegend von Kiel. Im Jahre 1794 kam zu Hamburg von ihm heraus: Memoires du General Dumouriez ecrits par lui même. (Denkwürdigkeiten des Generals Dümouriez von ihm selbst beschrieben.) Im Jahre 1795 sein Leben in 3 Bänden, nebst einigen andern kleineren Schriften. Im Jahre 1797 erschien von ihm: Recueil de traités politiques, und Reponse au rapport du Deputé Camus. (Sammlung politischer Abhandlungen. — Antwort auf den Bericht des Deputirten Camus.)

Dümouriez ist klein von Person, hat feurige Augen, und seine Bewegungen sind heftig. In Gesellschaften ist er munter und scherzhaft; sein Verstand ist hell und durchdringend; sein Geist listig; sein Herz muthig und kühn. In Gefahren ist er unerschrocken; in Widerwärtigkeiten geduldig; im Umgange mit Menschen weiß er sich in

die Umstände zu schicken. Er hat viele Kenntnisse; redet nebst der französischen mehrere andere Sprachen, und unter diesen auch die deutsche. — Der Enthaltsamkeit wegen kann man ihm keine Lobrede halten, zwei auch drei Gesellschafterinnen auf der Bahne dieser Eitelkeit mußten ihm oft die Bitterkeiten seines Lebens versüssen, und er wußte es so anzufangen, daß keine Eifersucht sich unter ihnen regte. Sein größter Fehler aber ist Stolz, und eitle Großsprecherei.

Pitt.

William Pitt, dieser junge und so aufserordentlich berühmte Premierminister des englischen Hofes ist der zweite Sohn des eben so berühmten Staatsministers Chatham, und am 8. May des denkwürdigen Jahres 1759 gebohren, in welchem der Ruhm der Administrazion seines Vaters den höchsten Gipfel erreicht hatte, wo die brittische Flagge allenthalben triumphirte, Englands Waffen siegten, sein Handel blühte, und die auswärtigen Besitzungen gesichert waren. An seinem ältern Bruder, dem jetzigen Lord Chatham, sah sein Vater keine grossen Fähigkeiten zu einem öffentlichen Redner; an ihm aber bemerkte er die Keime von Talenten, die ihn einst fähig machen würden in dieser Sphäre zu glänzen. Auf die Bildung eines Sohnes, dessen Genie dem seinigen so ähnlich zu seyn schien, legte er sich also mit grossem Eifer, und fand Ursache mit dem Erfolge zufrieden zu seyn. Ein

ernsthaftes Wesen, Aufmerksamkeit, Fleiß und Genauigkeit in Vollbringung der verschiedenen Tagwerke, die man ihm auflegte, um seinen jungen Verstand mit den Elemente der Wissenschaften zu bereichern, zeichneten ihn schon in seinen Jugendjahren aus.

Nicht sobald aber ward seine Kenntniß der klassischen Gelehrsamkeit für hinlänglich gehalten, um ihn zu den höhern Gefilden der Litteratur und der verschiedenen Zweige der Philosophie zu führen, als er, in dieser Absicht, auf die Universität zu Cambridge geschickt wurde. Hier war es, wo sein Charakter sich zu bilden anfing, und wo die Lehren, die sein Vater ihm gegeben hatte, ihre erste Wirkung äußerten. Was für Proben seiner Beredsamkeit oder politischen Geschicklichkeit er gegeben, ist nicht allgemein bekannt; aber die Lehrer der Universität hegten bald fast durchgängig die Meinung, daß er bestimmt sey, einer der Ersten zu seyn, welche Bahn des Lebens er immer zu betreten geneigt sey. So jung und unerfahren er damals noch war, so brachten ihn doch viele seiner vertrautesten Bekannten als kein unschickliches Subjekt zum Repräsentanten dieses alten und gelehrten Kollegiums in Vorschlag. Da indessen

die-

diese Wahl ihm streitig gemacht wurde, so war er so höflich sie abzulehnen, worauf er zum Parlamentsgliede für Poole erwählt wurde.

Im Hause der Gemeinen machte er bald, sowohl durch seine Beredsamkeit als durch seine Grundsätze, Aufsehen. Er trat unverzüglich und entschieden auf die Seite der ruhmvollen Schaar von Patrioten, die verbunden durch die grossen und nahen Gefahren des Vaterlandes, und beseelt durch den Enthusiasmus für das allgemeine Wohl des Staats, so lange, so eifrig und so großmüthig rangen, um den gefallenen Kredit und die schwindende Jugendkraft des brittischen Reichs wieder herzustellen. Die erste Rede, die er im Parlamente hielt, fesselte die Aufmerksamkeit, und erwarb ihm das theilnehmende Gefühl dieser ehrwürdigen Versammlung in bewundernswürdig hohem Grade. Nichts that je eine schönere oder schnellere Wirkung. Das ganze Haus fühlte sich in Erstaunen hingerissen und überwältigt. Man erkannte gewissermassen den Geist seines unsterblichen Vaters wieder, man fühlte diesen in der bilderreichen Sprache, den kühnen Ideen, der geschmackvollen Manier, den lebhaften geistvollen Gedanken und den

verfassungsmäßigen Gesinnungen des Jünglings.

Zur Vergeltung für die Gefälligkeit des Volkes, welches in ihm den verstorbenen Vater bewunderte, und ihm den Namen: Retter des sinkenden Staats, zujauchzte, nahm er sich mit Wärme seiner Sache an, und warf sich öffentlich zum Verfechter seiner Rechte auf. Seine Motion, daß das Haus sich in eine Comite verwandeln möchte, um über die dienlichsten Mittel, eine gleichmäßigere Repräsentazion des Volks im Parlamente zu bewerkstelligen, zu berathschlagen, verschaffte ihm den größten Kredit. Der Vorschlag, wie sichs nicht anders erwarten ließ, ward verworfen, hatte aber die gute Folge, daß dieser Gegenstand von dem Augenblick an die allgemeinste und angelegentlichste Aufmerksamkeit erweckte, wiewohl die mit der französischen Revoluzion eingetretenen veränderten Umstände den einsichtsvollen Minister fest bestimmten, diese Sache nicht nur ruhen zu lassen, sondern sich auch ganz gegen ihre Ausführung zu erklären, da jetzt gerade der unschicklichste Zeitpunkt wäre, dergleichen Konstituzionsveränderungen vorzunehmen.

Pitt bewies seinen Scharfsinn und das Bewußtseyn seiner eigenen Wichtigkeit zur

Genüge bei jener Veränderung der Administrazion, welche eine Folge von Lord Norths Entlassung war. Er sah diese Revoluzion vorher, und trug alles bei um sie zu beschleunigen; gleichwohl nahm er in dem allgemeinen Arrangement, welches darauf erfolgte, die ihm angebothene Stelle eines Lords der Admiralität nicht an. — Das politische System, welches die nun herrschende Rockinghamische Partei angenommen hatte und befolgte, war von dem System seines Vaters, und dem, wozu er sich bekannte, nur in sehr unwesentlichen Stücken verschieden, und doch stimmte er nie herzlich mit derselben überein. Die Ursache davon ist sehr ungewiß. — Der Tod des Marquis von Rockingham machte keine unerhebliche Epoche in der politischen Geschichte Großbrittaniens, und Pitt gelangte bald nachher zu einem ehrenvollen Posten in der Administrazion.

Er wurde nemlich im Juny des Jahres 1782 zum Kanzler und Unterschatzmeister der Exchequer ernannt, und als Mitglied des königlichen Raths beeidigt. Dieses Departement ist eines der wichtigsten unter der Krone; sein Gegenstand sind die Finanzen des Landes, und es begreift daher alle Res-

sourcen desselben unter sich. Es verbindet dem zufolge mit einer wichtigen und weit ausgedehnten Patronatsschaft, ein ganz besonders verwickeltes und unermeßliches Geschäft. Die mancherlei Emolumente, die ihm zufliessen, steigen zu einer sehr grossen Summe, und sind eine angemessene Belohnung für den unermüdeten Fleiß, und die grosse Verantwortung, die es voraussetzt.

Ein Kanzler der Exchequer von 22 Jahren! Dieß war natürlicher Weise ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde und Spekulazion. Der Pöbel staunte ihn als ein übernatürliches Wesen an, das mit der Kraft Wunder zu thun begabt sey. Doch auch der vernünftigere Theil des Publikums billigte seine Wahl; man setzte alles Zutrauen in ihn, und er trat sein mächtiges Amt zu einer Zeit an, da die Finanzen der Nazion nicht in dem blühendsten Zustande waren. Genie und Klugheit waren daher nie nothwendiger als gerade itzt; doch man täuschte sich in ihm nicht. Pitt übertraf sogar alle Erwartungen.

Die Verhandlungen seiner Administrazion sind gewiß wichtig. Der allgemeine Friede, welcher den amerikanischen Krieg beschloß, zeichnete sich gleich Anfangs darunter besonders aus; und der junge Staats-

mann ließ sich weder durch die vielen Urtheile dagegen, noch durch manche Verfügungen des Parlaments ausser Fassung bringen. Und obwohl er bald darauf das Kabinet wieder verlassen mußte, so diente dieß vielmehr, um einestheils die Sehnsucht nach seiner baldigen Rückkehr desto stärker zu machen, anderntheils aber ihn späterhin in desto hellerem Glanze wieder hervortreten und seinen erhabnen Posten desto länger und ehrenvoller behaupten zu lassen. Ehe er zum zweitenmale ins Ministerium berufen wurde, brachte er wie gewöhnlich seine ganze Zeit mit Studieren und Reisen hin.

Was Pitt seitdem für seine Nazion gewesen ist, wie er mit weiser Hand das Ruder des Staatsschiffes, selbst wenn die gefährlichsten Stürme es aufs heftigste zu erschüttern drohten, lenkte; wie er jeden seiner Schritte mit der in seiner Lage so nöthigen Vorsicht abzumessen wußte, und wo er erst ein Unternehmen wagte, dieses mit aller Entschlossenheit und unerschütterlichen Beharrlichkeit ausführte; wie er die Faktionen zu stören, den öffentlichen Kredit aufrecht zu erhalten, und in der Abbezahlung der Staatsschulden bis zum Anfange des itzigen Kriegs gegen die französische Republik mehr leistete, als selbst seine Freun-

de erwarteten und seine Feinde je hatten zugeben wollen; wie er endlich, da er sein Vaterland auch zur Theilnahme an dem itzigen schrecklichen Kriege bewog, immer noch Hilfsquellen findet, um ihn mit Nachdruck fortzusetzen, und sich selbst, ungeachtet aller Gegenbemühungen der Oppositionspartei, an deren Spitze Fox und andere berühmte Männer stehen, doch auf seinem Posten zu behaupten weiß; — dieses alles und noch vieles andere was Pitt that, wissen meine Leser ohnehin so gut, daß es überflüssig wäre, noch mehr davon zu sagen.

Die Beredsamkeit dieses jungen Staatsmannes, den sein Posten so oft in den Fall setzet, das Wort zu führen, hat von ihrem Zauber noch nichts verlohren; vielmehr tritt er selten auf, ohne Bewunderung zu erregen, und immer hört man ihm mit Aufmerksamkeit zu. Seine Diktion ist ausnehmend rein und klassisch, seine Reden zeichnen sich durch starke treffende Züge aus, sein Räsonnement hat eine ungewöhnliche Energie, und seine Deklamazion eine besondere Schärfe.

In seinem Aeussern herrscht Würde und edler Anstand; und wenn ihm Mangel an einem gefälligen, einnehmenden Wesen, vorzüglich gegen das schöne Geschlecht, vor-

geworfen wird, so muß man dieß auf Rechnung seiner stäten Beschäftigungen mit den ernsthaftesten, wichtigsten Gegenständen, auf Rechnung seines Temperaments, und seines ganzen Charakters, der schon in frühen Jahren ganz zu männlicher Ernsthaftigkeit und Gesetztheit gestimmt war, schreiben. — Seine Zeitgenossen erkennen in ihm den grossen Sohn eines grossen Vaters, und die Nachwelt wird ihn gewiß an jene grossen Männer anreihen, welche sich um ihr Vaterland die ausgezeichnetesten Verdienste erwarben, und für ihre Namen ein immerwährendes, unvergängliches Ehrengedächtniß stifteten.

Kaunitz.

Wenzel Anton des heil. Röm. Reichs Fürst von Kaunitz und Graf von Rietberg, des goldnen Vliesses Ritter, des königl. St. Stephansordens Großkreuz, k. k. wirkl. geheimer Rath, Konferenz- und Staatsminister, auch Kanzler des militärischen Marien-Theresienordens, wurde am 2. Februar 1711 zu Wien gebohren. Er war unter 19 Kindern seines Vaters der fünfte Sohn, und daher dem geistlichen Stande gewidmet; da aber seine Brüder alle, theils vor dem Feinde, theils im Krankenlager starben, so verließ er den geistlichen Stand, um die von seinen Voreltern so ruhmvoll eröffnete Bahn der Staatsdienste zu betreten.

Er studirte Anfangs zu Wien, und hierauf zu Leipzig, ward im Jahre 1737 Reichshofrath, und zwei Jahre darauf zweiter kaiserl. Kommissär am Reichstage zu Regensburg. Als aber schon im folgenden Jahre Kaiser Karl VI. starb, und sein Amt

dadurch aufhörte, begab er sich auf seine Güter in Mähren; doch genoß er hier nicht lange der Ruhe. Schon im Jahre 1742 erhielt er eine neue Bestimmung; er wurde nämlich als bevollmächtigter Minister an den Sardinischen Hof gesandt, der eben mit dem Oesterreichischen in eine neue Allianz getreten war, und legte die letzte Hand an diese Verbindung.

Der günstige Begriff, den Kaunitz schon damals von seinen Einsichten und seinen Ministerialfähigkeiten gegeben hatte, verschafte ihm bald einen noch wichtigern Beruf. Der Erzherzog Karl von Lothringen und die Erzherzoginn Maria Anna, Generalgouverneure der Oestr. Niederlande vermählten sich zu Wien, am 7. Jäner 1744, und Kaunitz wurde zu derselben obersten Hofmeister, und an des Grafen von Königsegg Stelle zum königl. ungar. böhm. Minister an demselben Hofe ernannt. Er kam den 17. Oktober nach Brüssel, um die Leitung aller Geschäfte zu übernehmen, die damals um soviel bedenklicher waren, da der König von Frankreich bereits den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande am ersten den französischen Einfällen ausgesetzt waren. Im Februar 1745 ward er zum bevollmächtigten Minister ernannt; da aber 1746 die

Franzosen einen sehr grossen Theil der Niederlande besetzten, so ging er nach Aachen, wo er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, die Kaiserinn wiederholt um seine Entlassung bat, die er denn auch erhielt.

Kaunitz erschien jedoch bald wieder auf dem politischen Schauplatze, da nämlich im Jahre 1748 zu Aachen die Präliminarien des Friedens geschlossen wurden. Bei diesen Unterhandlungen, wobei er als k. k. ausserordentlicher Bothschafter und bevollmächtigter Minister auftrat, erwarb er sich durch seine ausgezeichneten Geistesgaben sowohl, als durch sein edles und offenes Benehmen, womit er sich in den Unterhandlungen über alle die kleinlichen Spitzfindigkeiten hinaussetzte, welche man so oft unverdientermassen mit dem Namen der Staatsklugheit beehret, die Hochachtung aller anwesenden Minister, und legte hier den Grund seines nachher allgemein ausgebreiteten Ministerialruhmes.

Nachdem der Aachner Friede geschlossen war, verlieh ihm die Kaiserinn Maria Theresia zu Anfang des Jahrs 1749 zum Beweise ihrer Zufriedenheit den Orden des goldnen Vliesses, und ernannte ihn zugleich zum k. k. Bothschafter in Paris, wo er bis zu Ende des Jahrs 1752 blieb, und die vollkommne Achtung des Hofes und der

Nazion gewann. Während dieser Gesandtschaft legte Kaunitz den Grund zu der Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich, die später erfolgte. Da indeß der Hof- und Staatskanzler Graf Uhlfeld seine Entlassung verlangt hatte, so wurde Kaunitz zu dessen Nachfolger ausersehen. Daher ward er zu Ende des Jahrs 1752 von Paris abgerufen, erhielt aber zugleich den Auftrag, die Rückreise über Brüssel zu nehmen, um daselbst wo möglich den Verhandlungen ein Ende zu machen, die wegen der Barrieren schon ein ganzes Jahr ohne Erfolg gedauert hatten. Kaunitz kam zwar im Jäner 1753 nach Brüssel, und hatte dort mit dem Bevollmächtigten der Generalstaaten, Grafen von Bentink, einige Konferenzen; aber die Unterhandlungen zerschlugen sich sehr bald.

Nach seiner Ankunft in Wien im Jahre 1753 trat Kaunitz sogleich die Stelle eines Hof- und Staatskanzlers, in Verbindung mit der obersten Leitung der Niederländischen und Lombardischen Geschäfte und mit der Würde eines wirklichen Konferenz- und Staatsministers an, welche Würde er bis an sein Lebensende bekleidet hat. Im Jahre 1764 wurde er in den Reichsfürstenstand mit seinen männlichen Erben, nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben. Sein

erstes und vorzüglichstes Ministerialgeschäft war die im Jahre 1756 zu Stand gekommene Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich, zweier Staaten, bei denen die gegenseitige Feindschaft und Erniedrigung seit Jahrhunderten zur Staatsmaxime geworden war. Seitdem hatte er alle auswärtigen Staatsangelegenheiten allein geleitet, in die inneren einen starken Einfluß gehabt, und dabei das unbegränzte Vertrauen der Kaiserinn Maria Theresia, so wie später Kaiser Josephs II. Leopolds II. und Franz II. genossen.

Die letzte Zeit seines Lebens hinderte ihn sein hohes Alter noch Theil an den Staatsgeschäften zu nehmen, und er genoß selbe in philosophischer Ruhe: Reiten, in welcher Kunst er Meister war, blieb bis an sein Ende eine seiner Lieblingsneigungen. Sich immer gleich starb er endlich am 27. Junius 1794 an Entkräftung im 84. Jahre seines ruhmvollen Alters, mit dem seelenerhebenden Bewußtsein, seine Pflichten genau und mit dem wärmsten Eifer für das Beste des Vaterlandes erfüllt zu haben.

Herzberg.

Ewald Friederich Graf von Herzberg, königl. Preussischer geheimer Staats- Kriegs - und Kabinetsminister, Ritter des schwarzen Adlerordens, Kurator der königl. Akademie der Wissenschaften, Chef der königl. immediaten Land - Seidenbau - Kommission, Oberkurator der sämmtlichen Anstalten der königl. Realschule zu Berlin, Erbherr zu Britz, Lottin u. s. w. wurde den 2. September 1725 auf seinem altväterlichen Gute Lottin in Pommern gebohren. Sein Vater war ehemals Major in Sardinischen Diensten gewesen, und hatte sich im Spanischen Successionskriege rühmlich ausgezeichnet.

Die ersten Jahre seines Lebens nahmen seine Eltern den größten Theil seiner Bildung über sich; von seinem sechsten Jahre an wurde dieß Geschäft einem Prediger auf dem Lande Namens Rhens übertragen, bei dem er schon als Kind eine grosse Neigung zu den Wissenschaften bezeigte. Im

14. Jahre besuchte er das Gymnasium zu Altstettin, wo er sich besonders mit dem Studium der Geschichte und anderer Wissenschaften beschäftigte. Um Ostern 1742 bezog er die Universität Halle, wo er sich besonders auf die Kenntniß des Staatsrechts legte. Hier erwarb er sich durch ein paar akademische Schriften den Beifall des Kabinets, und wurde gleich nach seiner Zurückkunft von der Universität in königl. Dienste genommen, und im August 1745 als Legationssekretär auf den kaiserl. Wahltag nach Frankfurt am Mayn abgeschickt. Im Jahr 1750 brachte er das geheime Staats- und Kabinetsarchiv, welches seit dem Kriege eingepackt gewesen, wieder in Ordnung, und erwarb sich dadurch eine vollständige Kenntniß von allen Rechten und Angelegenheiten des Hauses Brandenburg.

Seine tiefgegründete, allgemein verbreitete diplomatische Kenntniß brachte ihm den seltnen Vorzug zuwege, daß er im Anfange des siebenjährigen Krieges, und ferner in allen Staatsangelegenheiten des Berliner Hofes, während eines Zeitraums von einem halben Jahrhunderte, alle Staatsschriften und Dedukzionen seines Hofes in grosser Zahl selbst verfertigte, und zugleich Autor und Staatsminister seines Hofes war.

So zahlreich, so weitläufig und vielfältig auch die diplomatischen Werke des Grafen von Herzberg waren, so machten sie doch nur einen Theil seiner Schriftstellerei aus. Schon im Jahre 1752 erhielt er von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den Preiß der Aufgabe: Ueber die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg. Er wurde in der Folge ein Mitglied dieser Akademie, und der verstorbene König ernannte ihn zum Kurator derselben, eine Ehre, welche er ausserordentlich schätzte. Mit ununterbrochener Thätigkeit erwarb er sich um diese berühmte gelehrte Gesellschaft vielfache Verdienste. Sehr viele Abhandlungen, welche er in den öffentlichen Versammlungen der Akademie ablas, besonders an dem Geburtsfeste des Königs, zeigten den Staatsminister als einen Gelehrten in andern Fächern, in der Staatsökonomie, in der Statistik, in den Fächern der alten deutschen Geschichte, auch in den praktischen Kenntnissen des Landbaues.

Wie beispiellos die Thätigkeit dieses grossen Mannes gewesen sey, kann man daraus ermessen, daß er noch als Staats- und Kabinetsminister, im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welche hohe Stelle die Belohnung des Hubertsburger Friedenstrak-

tats, den er 1763 abschloß, war, drei Jahre lang die vorher gehabten Bedienungen als Staatssekretär und Schlesischer geheimer Sekretär, wie auch das Archiv = Kabinet, und eine Zeitlang auch die alleinige Expedizion der Reichssachen versehen hat.

Friedrich II. ehrte noch sterbend die Verdienste seines gelehrten und thätigen Kabinetsministers auf eine eigene würdige Art; er wählte sich ihn zum Gesellschafter in den von Arbeit und von Schmerzen freien Stunden, und Herzberg war es, der dem grossen Friedrich die Augen zudrückte.

Der nun auch verstorbene König Friedrich Wilhelm II. ertheilte ihm gleich beim Antritte seiner Regierung mehrere Gnadenbezeigungen. Er gab ihm den schwarzen Adlerorden, erhob ihn nachher in den Grafenstand, und machte ihm den Auftrag, für ihn in den Provinzen Pommern und der Neumark die Huldigung einzunehmen; und so war Herzberg bis zum Jahre 1790 noch für das preussische Haus unermüdet thätig. Im Juli 1791 aber bat er um Dispensazion von seiner Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und erhielt sie. Er behielt den Sitz im Staatsrath als Staatsminister und seinen vollen Gehalt von 5000

Tha-

Thalern, welchen er sich anfänglich zu behalten weigerte, und nur durch die gnädigsten Aeusserungen des Königs zur Annahme bewogen wurde.

Von dieser Zeit an lebte der thätige Mann ganz für die Wissenschaften und die Beförderung der Seidenkultur, die seine Schöpfung und eine seiner angelegentlichsten Betriebsamkeiten war. Die letzten zwei Jahre litt Herzberg stark an krampfhaften Zufällen, die ihn immer mehr abmatteten, und so starb er zu Berlin den 27. Mai 1795 im 70. Jahre seines Lebens an Entkräftung, von der ganzen Nazion bedauert.

Potemkin.

Gregor Alexandrowitsch Fürst von Potemkin wurde im Monat September 1736 auf einem kleinen Landgute, 20 Werste von Smolensk gebohren. Sein Vater war Hauptmann eines Garnisonregiments, und nahm, als er lange gedient hatte, als Major seinen Abschied, und lebte mit seiner Mutter, die aus einer moskowitischen adelichen Familie abstammte, dann von seinen eigenen kleinen Mitteln bald in Moskow, bald auf obigem kleinen Landgute. Außer ihm hatten sie noch zwei Töchter. Potemkin wurde mit möglichster Sorgfalt erzogen, und seine guten Anlagen liessen schon damals vieles hoffen. Mit reifern Jahren fühlte er Beruf zum Soldatenstande; sein Vater hingegen, der vielleicht Ursachen haben mochte, nöthigte ihn den geistlichen Stand des russischen Glaubens anzunehmen. Potemkin gehorchte, und kam in ein moskowitisches Kloster.

Sein Vater starb und bald verließ er diesen Stand, ging nach Petersburg und wurde durch Unterstützung einiger Verwandten in dem Regimente der Garde eingeschrieben. Hier zeichnete er sich sowohl durch seine schöne Gesichtsbildung als auch durch sein Betragen vor seinen übrigen Mitgarden aus, und wußte auch gleich Anfangs mit seiner einnehmenden Beredsamkeit sich mehrere Höflinge zu Freunden zu machen. Dieses verschafte ihm bald darauf den Vortheil, der Kaiserinn Katharina empfohlen zu werden, und dadurch Gelegenheit, sie öfter zu sehen. Er wurde daher leicht für ihr Interesse gewonnen, und als die Revoluzion am 9. Juli 1762 ausbrach, war er einer der ersten, der Katharinen zur Selbstherrscherinn aller Reussen ausrief. Er war diesen ganzen Tag nahe um die Person der Monarchinn, und unter denen, die ihre Wache ausmachten. Drei Tage nachher wurde er als Courier nach Stockholm geschickt, um dem dortigen russischen Gesandten diese Regierungsveränderung zu melden.

Da die Monarchinn in diesen Tagen seine Treue gesehen hatte, so gewann er von nun an ihren ganzen Beifall, und durfte auch auf ihre volle Gnade von der Stun-

de an rechnen. Sie verschafte ihm daher nicht nur Gelegenheit sich nach eigener Wahl in allen Wissenschaften auf ihre Kosten zu bilden, sondern sie erkundigte sich auch sehr oft nach seinen Bedürfnissen. Bei einer dieser Gelegenheiten entdeckte er der Kaiserinn seinen Trieb zu einer höhern Laufbahn, und den Wunsch von der Garde befreiet zu werden. Letzteres geschah, und die Monarchinn verschafte ihm Gelegenheit, sich sowohl in den Geschäften des Kabinets, als in der höhern Kriegskunst zu üben.

Und so erreichte er einen Posten nach dem andern, und schwang sich in kurzer Zeit zum Fürsten, Minister, Feldmarschall, Oberbefehlshaber der ganzen russischen Kriegsmacht, und Haupt der ganzen regulirten und nicht regulirten Kavallerie; dann hatte er das Oberkommando über die Flotten im asovischen, kaspischen und schwarzen Meere; war Präsident der höchsten Kriegsstelle in Petersburg; Generalgouverneur von Katharinoslaw, von Taurien und von der Tartarey; Generaladjutant und Kammerherr, wie auch Generalinspektor der ganzen Kriegsmacht in Rußland; war Oberster des Preobraschenzkischen Garderegiments, und das Haupt aller übrigen Garden; Inhaber eines Kürassierregiments seines Namens;

Befehlshaber der Petersburger Dragoner und der Grenadiere von Katharinoslav; Inspektor aller Zeughäuser, aller Gewehrfabriken und aller Kanonengiessereien im russischen Reiche; war grosser Hettmann aller Kosaken, die unter russischer Bothmässigkeit standen; er hatte die russischen Orden von Alexander Newsky, von St. Georg, von St. Anna, und von St. Wlodimir der ersten Klasse; auch den königl. preussischen schwarzen Adlerorden; ferner den dänischen Elephanten- und den schwedischen Seraphinenorden. Mit einem Worte: Potemkin war der größte Mann in Rußland und führte das Staatsruder! —

Die Erwerbung der Krimm, die den Namen Taurien bekam, war sein Werk; und die Kaiserinn legte ihm dafür aus Dankbarkeit den Namen: der Taurier, bei. Im letzten Türkenkriege erwarb er sich um Rußland noch mehr Verdienste, aber derselbe war auch das Ziel seiner Thaten; denn als schon an den Friedenspunkten mit den Türken zu arbeiten Anstalt getroffen wurde, befiel ihn ein kaltes Fieber, er verließ nun den vorgehabten Congreßort Galaz und begab sich nach Husch; als er aber auch hier keine Linderung fand, entschloß er sich nach einem seiner Güter unweit Oczakow abzu-

reisen, um daselbst den Winter hindurch seine Gesundheit zu pflegen. Er übergab daher das Kommando förmlich an den Fürsten von Reppnin, überreichte ihm die geheimen Schriften, wie der Friede abzuschliessen sey, und machte sich auf die Reise. Da er in die Gegend des Klosters Nicoláwo kam, schrieb er in der Hütte eines Bauern einen sehr langen Brief an seine Monarchinn; dann setzte er seine Reise fort, ließ aber bald anhalten, und um seine Schmerzen zu lindern, sich aus dem Wagen heben und auf die Erde legen, wo er bald darauf seinen Geist in den Armen seiner Niece, der Kron-Großfeldherrinn Branika, die er vorzüglich liebte, im 56. Jahre seines Lebens am 16. Oktober 1791, aufgab.

Er war groß und stark von Person, und hatte eine sehr vortheilhafte Gesichtsbildung, nur mit dem linken Auge schielte er etwas einwärts. Er sprach nicht viel, war tiefdenkend, ernsthaft, ehrgeizig und stolz. Wenn er in Petersburg war, begegnete man ihm mit ungemeiner Achtung; man erwies ihm die nemliche, oft mehr Ehrfurcht als der Monarchinn. Die ältesten Generale krochen vor ihm; Grauköpfe mit blauen, gelben, schwarzen und rothen Ordensbändern machten ihm, wenn er bei

Hofe erschien, drei tiefe Verbeugungen, die er gewöhnlich nur mit einem mässigen Kopfnicken erwiederte. Vor seinem Pallast standen oft fünfzig und mehr Kutschen, deren Inhaber ihm zugleich die Aufwartung machten. Sein Vermögen und seine hinterlassenen Güter schätzte man auf fünfzig Millionen Thaler.

Laudon.

Ernst Gideon Freiherr von Laudon, K. K. Feldmarschall, gebohren auf seinem Familiengute Toozen in Liefland den 10. Oktober 1716, wurde streng in der evangelischen Religion erzogen, und ließ schon frühzeitig viele Neigung zum Soldatenstande blicken. Sein Vater nährte ihn mit den vorbereitenden Studien, Geschichte, Geographie, Mathematik, und hielt ihn itzt schon zum Studium der alten und neuen Taktiker an. Nachdem er sein 16. Jahr erreicht hatte, nahm er russische Kriegsdienste, machte den pohlnischen Krieg mit, und zog dann mit den pohlnischen Hilfstruppen an den Rhein. Darauf focht er vier Jahre unter Münnich gegen die Türken, erstieg mit ihm die Wälle Oczakows, war in der berühmten Schlacht bei Rabutschann, und sah Choczim und Jassi erobern.

Nachdem der Friede wieder hergestellet war, verließ er die russischen Dienste, und

bot sich Friedrich dem Grossen an, aber dieser konnte ihn nicht gut leiden, und wies ihn ab. Nun trat er als Hauptmann unter Trenks Kroaten, empfing zwei Wunden und Heldenruhm; aber es wurde Frieden, und Laudon ward vergessen. Eine Freyinn von Hagen ward seine Gemahlinn. Im Frieden studirte er die Feldzüge der Helden, behing sein Zimmer mit Landkarten und Schlachtentwürfen, machte Plane zum Angriff und Rückzug, und bereitete sich so zu den Thaten des siebenjährigen Krieges.

Anfangs drückte ihn Verachtung, weil er kein Geld hatte, aber der Wechsler Weidenhiller traute dem Helden, und rüstete ihn zum Kriege aus. Im Winter 1757 überfiel er mit Glück ein preussisches Bataillon bei Hirschberg, war in der berühmten Schlacht bei Prag, und unter den Eingeschlossenen in dieser Festung, machte darauf die blutigen Züge alle mit, bis Friedrich mit der grossen Schlacht bei Leuthen den Feldzug endigte. Bald war er Befehlshaber über 6000 Mann, mit welchen er einen preussischen Transport schlug, und den König zwang, die Belagerung von Olmütz aufzuheben.

Mit dieser Heldenthat errang er sich den Feldherrnstab, eroberte bald die Festung

Prizz, und war dem König von Preussen immer zur Seite. Der Sieg bei Hochkirchen war sein Werk; Daun führte nur aus, was Laudon entwarf. In der Schlacht bei Kunnersdorf war nicht Soltikow, sondern Er der Mann, der den grossen König in die verzweiflungsvollste Lage versetzte. Im Jahre 1760 schlug er einen der ersten preussischen Feldherren, Fouquet, bei Landshut aufs Haupt, und richtete sein ganzes Heer zu Grunde. Nun nahm er Glatz mit Sturm ein, und ging auf Breslau los, wurde aber zurückgeschlagen. In der Schlacht bei Liegnitz, den 15. August 1760, traf ihn des Königs Arm schwer, aber auch hier hielt er sich groß, und zog sich meisterhaft zurück. Bei Nonnenbusch riß er den österreichischen Feldherrn Nauendorf aus der Schlinge. Ein kühnes Meisterstück, über das selbst Friedrich staunte, wars, als Laudon 1761 die starke Festung Schweidnitz im Sturm erstieg; seine elenden Neider nannten diese rasche Eroberung ein Kroatenstückl, aber der grosse Mann schwieg, und handelte fort.

Nach dem Hubertsburger Frieden begab sich der belorbeerte Held in die Einsamkeit, und ging dadurch seinen Neidern aus dem Wege. Kaiser Franz und die ersten Männer im Staate schützten ihn. Als König Friedrich II. den Kaiser Joseph besuchte, war grosse

Tafel, wozu die vornehmsten Offiziere geladen wurden; da sich Laudon unten an setzen wollte, rief ihm der König zu: „Kommen Sie, Herr „General Laudon, setzen Sie sich hieher, ich „habe Sie allemal lieber mir zur Seite, als „mir gegen über." Noch sagte da der König zu Joseph: „Mit diesem werden Sie einst „die sieben Thürme erschüttern." —

Im baierschen Erbfolgekriege wurde er zum Feldmarschall ernannt, stand gegen Heinrich, und drückte ihn und die Sachsen aus Böhmen. Nach dem Teschnerfrieden zog sich der Held wieder auf sein Landgut Hadersdorf zurück, ein Todfeind alles Geräusches und aller Ränke des Hofes, und ganz Freund der kriegerischen Minerva und des häuslichen Glücks. Der Neid wurde müde seine Lorbeern zu benagen, und im letzten Türkenkriege, der im Februar 1788 ausbrach, trat der Held abermals auf, als unbeschränkter Feldherr, eroberte Dubiza, Novi, Berbir ohne grossen Verlust, und schloß den zweiten Feldzug, worinn Fürsten ihm als obersten Heerführer gehorcht hatten, mit der Einnahme von Belgrad, die am 8. Oktober 1789 erfolgte.

Eine solche Reihe von immerwährenden Siegen brachte dem Held Laudon die Würde eines Generalissimus der österreichischen Trup-

pen zuwege. Diese hohe Würde war seit Prinz Eugens Zeiten nicht in diesem Umfange bekleidet worden. Dadurch stand er einzig und allein unter dem Kaiser, hatte allen Generalen und selbst dem Hofkriegsrath zu befehlen. Nach dem Tode Kaiser Josephs 1790 bestätigte ihn Leopold in allen seinen Würden; der neue Kaiser setzte den Krieg noch eine Weile fort, und Laudon reiste den 18. Junius 1790 zur Armee nach Mähren ab, um die dortigen Kordons zu bereisen; weil auch ein Krieg mit Preussen auszubrechen drohte. Er bekam bald hernach ein Fieber, wovon er zwar wieder hergestellt ward; allein nach einem Spazierritt, den er gegen den Rath seines Arztes gemacht, entstand eine Harnverstopfung, welche ihm bald hernach, am 14. Julius 1790 zu Neutitschein, das Leben raubte.

Laudon wurde von den Soldaten als Vater geliebt, weil er sie nicht plagte, noch weniger mit ihnen barbarisch umging. Er verlangte die strengste Subordinazion, wie im Felde, so auch zu Hause von seinen Hausgenossen und Unterthanen. Er war kein Freund von glänzenden Gesellschaften, am wenigsten von dergleichen Gallatagen bei Hofe. Sein Temperament war sichtbar das cholerisch-melancholische. Seine Miene war immer ernsthaft, verschlossen und nachden-

kend; selten verbreitete sich ein Lächeln über seine düstere Stirne, und laut lachen hörte man ihn nie; er sprach wenig und langsam. Bei allen Gefahren behielt er stets jene unerschütterliche Gegenwart des Geistes, jene rasche Entschlossenheit, die ihn oft aus einer Verlegenheit herausriß, und ihn auch zuweilen siegen ließ. Unter den österreichischen Helden wird er immer einen der ersten Plätze einnehmen

Mirabeau.

Gabriel Honorius Riquetti, Graf von Mirabeau, stammte aus einer adelichen Familie in der Provence, und war 1749 zu Egreville gebohren. Sein Vater, der berühmte Marquis de Mirabeau, bestimmte ihn dem Militärstande, und schickte ihn 1769 nach Korsika, wo sich damals französische Truppen befanden, welche die Insel erobern sollten. Mirabeau kam dahin, und diente als Unterlieutenant, machte sich bei allen Offizieren, die um ihn waren, verhaßt, kehrte nach der Provence zurück, und gab seine Offiziersstelle auf. Im Jahr 1772 heurathete er die junge und liebenswürdige Mademoiselle de Marignane, deren Vermögen auf eine Million Livres geschätzt wurde, machte nun grossen Aufwand, zehrte sein eigenes und seiner Frau Vermögen auf, und war in kurzer Zeit über 300,000 Livres schuldig. Er mißhandelte seine Frau so gröblich, daß sie zu ihren El-

tern zurückkehrte, und der Marquis von Mirabeau erklärte nun seinen Sohn für einen Verschwender, und wirkte einen Verhaftbrief gegen ihn aus.

Er wurde nach dem Staatsgefängnisse Chateau Dif, unweit Marseille, gebracht, dann nach dem Schlosse zu Joux in der Franche Comte, und weil er hier Erlaubniß erhielt, die benachbarte Stadt Pontarlier zu bewohnen, so verführte er daselbst die liebenswürdige Gattinn des Präsidenten von Monnier, floh mit ihr nach der Schweiz, und dann nach Holland. Hier lebte er mit derselben von ihrem Gelde anfangs sehr verschwenderisch, und nachher sehr dürftig. Inzwischen wurde er im Monat Mai 1777 gefangen nach dem Schlosse Vincennes zurückgebracht, und Madame de Monnier mußte in ein Kloster. Zu Vincennes brachte Mirabeau drei Jahre und sieben Monate zu, und wurde erst am 17. Dezember 1780 aus dem Gefängnisse losgelassen. Während dieser Zeit unterhielt er einen Briefwechsel mit seiner Geliebten de Monnier, der in der Folge (aber sehr verfälscht) gedruckt worden ist.

Nach seiner Befreiung wollte er sich mit seiner Gemahlinn wieder aussöhnen, aber sie drang auf die Ehescheidung, und da

Mirabeau seinen Prozeß verlohr, so wandte er sich nun an die berühmte Sängerinn, Madame Huberti, und lebte auf ihre Kosten, so lange sie dieß zugeben wollte. Dann reisete er mit einer französischen Dame von leichter Tugend nach England, lebte daselbst kümmerlich, und nährte sich vom Bücherschreiben. Aus England kam er nach Paris zurück, und da die Regierung eben zu der Zeit eines Spions an dem preussischen Hof bedurfte, so bot er sich dazu an, und wurde gewählt. Von seiner Anmassung und unglaublichen Eitelkeit gab er während seines Aufenthalts zu Berlin die deutlichsten und auffallendsten Beweise. Während seines Aufenthalts in Deutschland sammelte er Nachrichten und Beiträge zu einem Werk: über die preussische Monarchie, welches nachher gedruckt worden ist, aber im Ganzen höchst unvollkommen, fehlerhaft und unrichtig ist.

Mirabeau mußte mit seinem Gehülfen, dem Marquis de Luchet, Berlin verlassen. Er reisete nach Paris zurück, und nunmehr floß eine Brochüre nach der andern aus seiner fruchtbaren Feder. Er schrieb gegen den neuen Vorschlag, die Stadt Paris mit Trinkwasser zu versorgen: gegen den Wucher

mit

mit dem Papiergelde; gegen die Taktik des Grafen Guibert; gegen Herrn Ceruti u. s. w. Endlich erschien auch seine geheime Berliner Korrespondenz, ein Gewebe der frechsten und schändlichsten Verleumdungen über Personen, welche zu erhaben waren, als daß so ungegründete und niedrige Schmähungen bis an sie hinauf hätten reichen können. —

Indessen rief der König die Stände des Reichs zusammen, und da eröffnete sich dem Herrn Mirabeau ein neues Feld für seine unermüdete Thätigkeit. Er ging nach der Provence, und nahm eine Stelle in der Versammlung des Adels ein, ob er gleich dazu kein Recht hatte. Da er hier sein Glück nicht machen konnte, so erschien er plötzlich unter einer neuen Gestalt, als Vertheidiger der Rechte des Bürgerstandes. Das Volk in der Provence glaubte an ihm seinen Retter zu sehen, und erwies ihm die größten Ehrenbezeigungen. Seit der Zeit war er einer der ersten Theilhaber an den wichtigsten Auftritten der Revoluzion, bis ihn der Tod unvermuthet am 2. April 1790 von der Erde abrief.

In seiner letzten Krankheit litt er unbeschreiblich viel. Seine Schmerzen vermehrten sich so, daß sie ihm unerträglich

waren, besonders in der letzten Nacht. Sein Leichnam wurde in der Kirche der heiligen Genovefa feierlich beigesetzt. Der Leichenzug bestand aus mehr als 100,000 Menschen, worunter einige 1000 bewaffnete Bürger in Uniform waren. Vor der Leiche ging ein Piquet Kavallerie, und ein Detaschement der Nazionalgarde, ihr folgten die meisten Glieder der Nazionalversammlung, die Municipalität, die fünf Minister, der größte Theil des Jakobiner-Klubbs, und unzählig viel Volk.

Ueberhaupt hatte seit langer Zeit zu Paris der Tod keines Mannes so allgemein und in einem so hohen Grade die Theilnehmung rege gemacht, als der Tod Mirabeaus; seine Freunde sowohl als seine Feinde beklagten seinen Verlust, weil sie alle fühlten, daß der Verlust sehr groß sey, indem ein ausserordentlicher, ein talentvoller Mann gestorben sey. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein richtiger Verstand und sein dreister Charakter bestimmten ihn, eine wichtige öffentliche Rolle zu spielen. Freiheit war seine Leidenschaft, und was der Freiheit entgegen war, das konnte er nicht vertheidigen. Er wollte nicht bloß Geld, er wollte auch Ruhm; und er fühlte das Bedürfniß, seinen schlechten Ruf gegen einen bessern zu

vertauschen. Ein Hauptzug in seinem Charakter war Feigherzigkeit und Furchtsamkeit; niemals hat er eine Herausforderung zum Zweikampfe angenommen, sondern sich lieber prügeln lassen.

Daß er sich bezahlen ließ, um für oder gegen einen Beschluß in der Nazionalversammlung zu sprechen, ist ausser Zweifel, da er in der letzten Zeit beständig einen fürstlichen Aufwand machte, und ein ungeheures Vermögen hinterließ. Auch besaß er eine sehr grosse Bibliothek, die er in weniger als 15 Monaten zusammen brachte; er faßte den Plan zur Sammlung derselben erst 1789, da die Bibliothek seines kürzlich verstorbenen Vaters versteigert wurde; er kaufte zu seiner schon beträchtlichen Sammlung die ganze Bibliothek der Gräfinn Büffon. Alle Fächer der Litteratur sollten seine Bibliothek umfassen, besonders aber eins, das ihm bis itzt allzusehr vernachlässigt schien, — die orientalische Litteratur. Mitten im Strudel der vielen Geschäfte, welche ihm die Revoluzion verursachte, und welche die gesammten Kräfte mehrerer Männer hinlänglich würden beschäftigt haben, dachte dieser ausserordentliche Kopf immer auf Vermehrung seiner Bibliothek, und

sein bewundernswürdiges Gedächtniß führte ihm immer das Jahr einer seltenen Edizion, oder sonst einen Umstand, durch den ein Buch zur Rarität wird, zur günstigen Stunde wieder herbei. Oft unterbrach er sich im Lesen und sogar im Schreiben, um einen interessanten Aukzionskatalog zu durchlaufen und auszuzeichnen, was er darinn für sich fand; der Ankauf eines vorzüglichen Buches erregte ihm die größte Freude, an der alle seine Freunde Theil nehmen mußten. Wer hätte es denken sollen, daß dieser fleißige und passionirte Büchersammler eben der Mann wäre, der eine Stunde vorher, in der Versammlung der Nazionaldeputirten, seine Gegner zum Zittern gebracht hatte! Dereinst sollte diese Bibliothek allen Gelehrten zum freien Zugang eröffnet werden.

Sein grosser Plan war, daß der Katalog derselben einmal ein Handbuch des Litterators werden sollte, mehrere Gelehrte sollten unter seiner Leitung daran arbeiten. Schon waren die Vorbereitungen zu diesem Katalog gemacht, der zugleich ein Monument von typographischer Schönheit geworden wäre; denn alle Titel der Bücher und die Auszüge aus ihnen sollten mit den jeder Sprache eigenthümlichen Charakteren gedruckt, und überdieß viele historische und

kritische Bemerkungen beigefügt werden; und so wollte dieser unaufhörlich thätige Geist zu seinem übrigen Ruhm auch noch dieses grosse litterarische Denkmal hinzufügen.

Die meisten Schriften, welche Mirabeau unter seinem Namen herausgegeben hat, sind nicht von ihm selbst geschrieben worden; er besaß in einem vorzüglichen Grade die Kunst, Andere für sich arbeiten zu lassen, und ihrer Arbeit seinen Namen zu leihen. In seinem politischen Leben bewies er, daß er gar keine festen Grundsätze hatte, nach denen er sprach, schrieb und handelte: daher die unaufhörlichen Widersprüche in seinen Reden und Schriften.

Robespierre.

Maximilian Robespierre war zu Arras 1759 gebohren. Sein Vater war Advokat daselbst, und seines Hochmuthes wegen berüchtigt; er wanderte, da er einen wichtigen Prozeß verlohr, nach Indien, und ließ seine Frau mit vier Kindern in Stich. Der Bischof der Stadt nahm dann aus Menschlichkeit die Erziehung des jungen Robespierre auf sich, und verschaffte ihm eine Stelle unter den Chorknaben der Kathedralkirche, und in der Folge, als der Jüngling seine Studien auf der hohen Schule zu Paris trieb, ein Stipendium im Kollegium Ludwigs XIV. In den neun Jahren, die er da zubrachte, hat er sich stäts ausgezeichnet, und einen nicht gemeinen Vorzug vor fast allen übrigen Schülern behauptet. Indessen machte er sich schon in dieser Periode seines Lebens durch seine Eifersucht, seinen Undank, seine Rachgierde, sein kaltes, finsteres, hartnäckiges und unangenehmes Be-

tragen verhaßt, und alle seine Kammeraden verabscheuten ihn; wenn ihm jemand widersprach, gerieth er in Zorn und in eine Wuth, die sich immer durch heftige Schlägereien endete; er schlug sich gewöhnlich mit Muth, und nur die Uebermacht konnte ihn zum Weichen bringen. Bei einem solchen Kampfe war es, wo er einmal seinem Gegner, der schon lag, so wüthend auf den Leib trat, daß dieser in der heftigsten Angst aufsprang, ihn niederstürzte, und mit solcher Stärke ihm auf die Nase trat, daß der Knochen entzwei ging; Robespierre mußte eine lange Kur aushalten, und seine Nase blieb platt.

Ohngeachtet alle, die sein Glück wollten, ihm riethen, in den geistlichen Stand zu treten, widmete er sich doch der Rechtswissenschaft. Er studirte mit Auszeichnung, erhielt den Grad eines Parlaments-Advokaten, und kehrte nach Arras, seinem Geburtsorte, zurück, wo er sich durch seinen Starrsinn und den Fluß seiner Suade bekannt machte, aber ohne die Revoluzion gewiß unbekannt geblieben wäre. Als aber diese ausbrach, wurde er durch des Bischofs Empfehlung zum Deputirten gewählet; hier machte er vor Mirabeaus Tode kein Aufsehen, aber von dieser Zeit an bis zur Flucht

des Königs gründete er seinen Ruf und seine Gewalt. Er schmähte unaufhörlich auf den Hof, prophezeihte dessen Untreue, und stand wie der Sieger da, als der König entfloh. Von itzt an war er der Mann des Volks, der Abgott des schlechten Haufens. Einige Männer, und besonders Weiber, die er gewonnen hatte, brachten ihn noch in grösseres Ansehen, denn sie waren unaufhörlich beschäftiget ihm Triumphe zu erwerben; dieser Bande gab man den Namen der Jäger des Robespierre, und sie stand unter der Leitung des Tischlers Dupleix, dessen Frau, Sohn und zweier Töchter.

Er wohnte in dem Hause dieses Tischlers, und beherrschte die ganze Familie wie ein Despot, nur die Weiber gewannen ihrerseits wieder die Herrschaft über ihn durch List; sie wußten, daß seine Eigenliebe alles verwarf, was nicht von ihm selbst herrührte: diese feuerten sie daher durch Lob immer mehr an, und forderten nun alles von ihm, was sie nur haben wollten. Seine schlechte Wohnung, sein geringes Vermögen, und sein einfacher Anzug stachen sehr gegen seine despotischen Ideen ab; aber all dieses geschah aus Heuchelei. — Sein Herz war für alle Freuden und alles Gute verschlossen, selbst für seinen Bruder fühlte

er keine Freundschaft; seine Schwester, welche ihm seine erste Erziehung gegeben hatte, machte ihm einst Vorwürfe über seine grausamen Befehle, allein ohne sie anzuhören, jagte er sie gleich zum Hause hinaus.

Am 10. August 1792 verschwand er, sobald aber der Sieg entschieden war, zeigte er sich unter den Siegern; und von diesem Tage an beherrschte er die Sekzionen nnd die Munizipalität ganz, und seine Partei im Konvent bildete sich zu jenem drohenden Kolosse, bekannt unter dem Namen des Berges; bei den Jakobinern galt nur, was er geltend haben wollte. So wie die böse Volksmasse in Paris durch den Zufluß des Gesindels, der Verbrecher und Gebrandmarkten aus den Provinzen vermehrt wurde, so wuchs auch seine Partei; als er sich nun mächtig genug fühlte, fing er an aufzuräumen. Er hatte an der grausamen Hinrichtung des unglücklichen Königs am 21. Jäner 1793 die meiste Schuld; dann folgten am 31. Mai die Girondisten, die er ihrer Beredsamkeit wegen haßte; später die Herbertisten, die unglückliche Königinn, Danton nebst seiner Partei; die Gelehrten und Reichen füllten die Zwischenräume dieser Hauptperioden aus; die Guillotine ruhte nie. Robespierre hatte dem Volke ver-

sprochen, daß in der Folge kein Franzose über 3000 Livres Einkünfte besitzen sollte, und er that das Seinige, um Wort zu halten. Kaufleute, Generalpächter, Kapitalisten und Rentiers aller Art mußten das Schafott besteigen, damit der Mord erben konnte.

Allein nun kam auch die Reihe an ihn. Er erschien längere Zeit nicht mehr im Wohlfahrtsausschusse, und suchte durch Schmeichelei die Jakobiner auf seine Seite zu bringen, um durch ihre Hilfe den Tod von mehrern Mitgliedern des Konvents und des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses, die ihm im Wege standen, zu bewirken. Zu diesen gehörten vorzüglich: Bourdon de l'Oise, Merlin von Douai, Dubois-Crance, Tallien, Freron, Lindet u. s. w. Als diese sahen, daß der Sturm gegen sie losbrechen würde, sannen sie auf Mittel ihm zu entgehen, und vereinigten sich mit Collot d'Herbois, Billaud-Varrennes, und Barrere. Als daher Robespierre sie am 27. Juli 1794 anklagen wollte, verliessen ihn auf einmal der Berg und die meisten seiner Anhänger, und er ward in derselben Sitzung für einen Tyrannen und ausser dem Gesetze erklärt. Er sollte ins Gefängniß Luxenburg gebracht werden, aber er kam auf das Ge-

meindehaus, welches ganz mit seinen Kreaturen besetzt war, und hier glaubte er nochmal den Konvent stürzen zu können. Der Kommandant Henriot war überall, um Robespierren Anhänger zu verschaffen, endlich griff er an der Spitze eines zahlreichen Haufens die Vorposten der Thuillerien an, und nun schien der Sieg des Robespierre entschieden zu seyn; aber plötzlich änderte sich die Szene. Die Entschlossenheit des Konvents flößte Zutrauen ein; die Dekrete, welche die Anführer der Verschwornen und die Mitglieder der Gemeinde auch ausser dem Gesetze erklärten, verbreiteten grosses Schrecken; und die Konventskommissäre, welche sich in die verschiedenen Gegenden von Paris begaben, redeten so nachdrücklich und mit so vieler Wirkung zum Volke, daß sich endlich die Majorität für den Konvent erklärte, und alles gegen Henriot auftrat. Augenblicklich wichen nun die Anhänger des Robespierre, und versammelten sich auf dem Platz von Greve. Hier griff sie Leonard Bourdon an der Spitze mehrerer bewaffneter Sekzionen an, und verjagte sie gänzlich.

Die beiden Robespierre, St. Just, Couthon, Lebas und noch einige Vertraute waren in einem Zimmer, welches an den

Saal des Hotel de Ville stieß, versammelt, und sahen jetzt selbst die Niederlage ihrer Partei. Auch kamen nun einige, die ihnen anzeigten, daß ein grosser Haufe das Gemeindehaus angreife und heraufkäme, um sie gefangen zu nehmen. Robespierre zog gleich ein Pistol heraus, und indem er es vor den Kopf setzte, sagte er: Sie sollen wenigst nur meinen Leichnam guillotiniren. Und als zwei Gens d'Armes herzusprangen um ihn zu ergreifen, drückte er das Pistol los, und lag in seinem Blute. Sein Bruder stürzte sich zum Fenster hinaus; Couthon brachte sich drei Stiche mit dem Dolche bei, die aber nicht tödtlich waren; Lebas erstach sich auch und blieb gleich todt; St. Just war auch im Begriff sich den Dolch in die Brust zu stossen, als ihn ein Gens d'Arme ergriff. Robespierre aber war schon halb todt, als man ihn zur Guillotine schleppte, unter welcher er den 27. Juli 1794, Abends um 7 Uhr, seine schwarze Seele aushauchte.

Robespierre war klein von Statur, nur 5 Fuß 2 Zoll hoch. Er trug sich in der Kleidung stets sauber und sogar zierlich. Nie unterließ er sein Haar sorgfältig zu putzen. Seine Gesichtszüge zeichneten sich nicht besonders aus; seine Farbe war schwarz-

gelb und galligt; das Auge trüb und tief eingedrückt. Sein stetes Blinzeln mit den Augenliedern schien von einer convulsivischen Bewegung herzurühren. Er konnte nie ohne krampfstillende Mittel seyn. Durch ein gewisses Zusammenziehen der Nerven pflegte er oft seine Hände zu falten und in einander zu winden. Mit Schultern und Hals machte er häufig krampfhafte Bewegungen, den Hals insonderheit drehte er öfter von einer Seite zur andern. Seine Stimme war von Natur rauh und schreiend, aber er konnte sie mildern, und seinem Provinzialaccent Annehmlichkeit geben. Man bemerkte an ihm, daß er nie einem Mann gerade ins Gesicht sah. Die Deklamazion hatte er ziemlich in seiner Gewalt, auch als öffentlicher Redner war er nicht ungeschickt in der Komposizion. Sein Ausdruck war jetzt rauh, dann melodisch, oft glänzend, und oft gemein. Seine Reden waren immer besäet mit Gemeinplätzen über Tugend, Verbrechen und Verschwörungen. An Sophismen und spitzfindigen Räsonnements fehlte es ihm nicht; aber bei einem in der That eingeschränkten Gesichtskreise war er überhaupt arm an Ideen, wie es denen gewöhnlich geht, die zu sehr mit selbst beschäftiget sind.

Eitelkeit war die Grundlage seines Charakters. Er durstete sehr nach literarischem Ruhme, noch mehr nach politischem. Die Vorwürfe der englischen Journale waren seiner Eitelkeit eine köstliche Speise; indem er sie denunzirte, zeigten Gebärden und Ausdruck, wie sehr er sich geschmeichelt fand. Es ergötzte ihn die französischen Armeen die seinigen nennen zu hören. Er sah sich gerne auf der Liste der Tyrannen verzeichnet. Unternehmend und zu gleicher Zeit feige, zog er einen Vorhang vor seine Werke, und war oft unbehutsam, indem er seine Opfer bezeichnete. — Machte einer der Repräsentanten einen Vortrag, der ihm mißfiel, so wandte er sich schnell gegen ihn, und warf ihm drohende Blicke zu. — Schwach und rachgierig, mäßig und sinnlich, keusch aus Temperament, und unordentlich durch die Wirkungen der Phantasie, suchte er etwas darin, der Weiber Blicke auf sich zu ziehen. Er ließ sie einstecken, bloß um das Vergnügen zu haben, sie wieder zu befreien. Wenn er seine Betrügereien spielte, suchte er besonders auf zarte und schwache Gemüther zu wirken.

Nächst der Eitelkeit war Verstecktheit der schärfste Zug seines Charakters. Nur höchst strafbare Menschen umgaben ihn:

diese konnte er mit einem Worte der Ahndung der Gesetze übergeben. Er beschützte und erschreckte zu gleicher Zeit einen Theil des Konvents. Verbrechen verwandelte er in Irrthümer, und Irrthümer in Verbrechen. Im höchsten Grade war er argwöhnisch und mißtrauisch. — Ohne Genie gebohren konnte Robespierre die Umstände nicht herbeiführen, aber wohl geschickt benutzen. Nach dem Gepränge, womit er das Dasein des höchsten Wesens proklamirte, sollte man schwören, er habe gewähnt, Gott würde ohne ihn nicht existirt haben. — Mit Cromwells tiefliegender Heuchelei verband er Syllas Grausamkeit, ohne das kriegerische Talent von jenem, noch das politische von diesem zu besitzen.

Danton.

Georg Jakob Danton, der in der französischen Revoluzion eine der ersten Rollen spielte, war zu Arcis für Aube den 26. Oktober 1759 gebohren, und kam frühe nach Paris, um hier die Rechte zu studiren. Er war arm, aber wenige Jahre nachher setzte ihn eine vortheilhafte Heurath mit einer schönen und bemittelten Frau in den Stand, bequem leben zu können.

Dieser Mann war ein sonderbares Wesen, ein Zwitter im moralischen Sinn, ein Phänomen als Mensch und Unmensch. Verstand, Geist, Kühnheit; Unvernunft, Indolenz, Schwäche; Grausamkeit, Rachsucht, Wuth; Mitleiden, Theilnahme, Sanftmuth; — alles hat Danton gezeigt, oft im überspannten Grade gezeigt. Sein Wille war in demselben Augenblicke gut, da seine gräßlichen Maßregeln, gräßliche

Fol-

Folgen brachten. Er wollte nicht selten menschlich seyn, und handelte gewöhnlich abscheulich.

Danton würde wahrscheinlich, so wie mehrere seiner Kollegen, der Welt unbekannt geblieben seyn, wenn die Revoluzion nicht ausgebrochen wäre. Ein Mann, wie er, fand bei solchen Auftritten natürlich seinen Platz ohne Mühe. Er trat auf unter den Wahlherren von 1789 und ward gleich zu Anfang bemerkt. Mirabeau brauchte ihn gegen la Fayette, dem er bei allen Gelegenheiten seine schneidende, beleidigende Beredsamkeit fühlen ließ. Nach Mirabeaus Tode leistete er den nämlichen Dienst an Orleans.

Der Plan, Frankreich in eine Republik zu verwandeln, kommt von Danton her; er sahe keinen andern Weg, eine seinem Ehrgeize angemessene Stelle, da alle schon eingenommen waren, zu erlangen, als den Umsturz der Monarchie. Um diesen Uebergang zu bewirken, mußte die Anarchie zum Steg dienen. Er brachte sie hervor, und warf mit Kühnheit und der ganzen Gewalt seiner imponirenden Talente alles durcheinander.

Zu den Auftritten des 10. August 1792 hat vielleicht Niemand mehr beigetragen,

als Danton. Er ward an diesem Tage Justizminister; unter seiner Vormundschaft der Gerechtigkeit wurden im September desselben Jahrs die Greuel in den Gefängnissen verübt. Der Justizminister war während drei voller Tage der Protektor des Mordes, und was noch widersprechender scheint, Danton, der die Mörder zurüstete, bevollmächtigte und besoldete, rettete was und wo er konnte.

Bei Eröffnung des Konvents am 20. September 1792 legte er seine Stelle als Minister gegen die eines Volksrepräsentanten nieder. Hier war er, wie schon vorher bemerkt worden, einer der ersten, der auf Errichtung einer Republik, Abschaffung des Königthums, und überhaupt immer auf die heftigsten Maßregeln drang: wie denn auch die allgemeine Insurrektion, welche alle waffenfähigen Franzosen an die Gränzen gegen die Feinde trieb, ganz sein Werk war. Er und Lacroix spielten in Brabant, wohin sie als Kommissarien gesandt worden waren, die einträglichsten Rollen, und Danton soll dabei gegen vier Millionen zusammengerafft haben. Im Konvente hatte er einen starken Anhang. Seine Reden waren kurz, gediegen, und trafen den Fleck, wohin sie gerichtet waren. Er war fast ohne Kenntnisse

im Gebiete der Wissenschaften und der Literatur; aber reich an natürlichen Fähigkeiten. Ein treffender Blick, starke Vorstellungskräfte, viel Erfahrungsklugheit, gepaart mit einer Stentors-Stimme, einer drohenden Miene, einer dringenden nervenfesten Gestalt, und einer gebietenden Gebärdensprache, ersetzten den Mangel künstlicher Beredsamkeit, der Philosophie und theoretischen Einsichten. Sein heller rascher Geist fieng selbst in der höchsten Aufwallung der Leidenschaften Wahrheiten auf, die allgemeines Zutrauen und Gehör fanden. Er hat nie etwas geschrieben, er war sich seiner Unfähigkeit bewußt, die Energie seiner Gedanken, den Instinkt seiner Größe in anpassende Formen zu bringen.

Danton schlug zu unachtsam um sich, er erregte zu viel Furcht, seine Feinde nahmen zu, und sahen in ihm den unvermeidbaren Diktator, als er bloß eine feste Regierung forderte. Seine anwachsenden Gegner blieben ihm nicht unbekannt, er sahe sich und seine Partei bedroht. Er arbeitete gegen die Gefahren, wobei er jede Maßregel der zügellosesten Leidenschaften ergriff, und selbst die bösesten Mittel nicht ungenutzt ließ.

So entstand das Revoluzionstribunal, die revoluzionären Comites, die Revolu-

zions-Armeen, die Auftritte des 31. Mais und des 2. Junius 1793. Nachdem er sich durch diese Maßregeln gegen die Folgen seiner Verbrechen gesichert hielt; nachdem er alles niedergedonnert hatte, wollte er alles wieder retten: aber es war zu spät. Robespierre thronte auf den Blutgerüsten, die Danton errichtet hatte, und lenkte mit fester Faust die Zügel des Todes. Die Gironde ward hingerichtet. „Ich werde sie nicht retten können," rief Danton im tiefen Schmerze, als Garat ihn zu dieser Menschlichkeit aufforderte. Solche ächte Gefühle einer großmüthigen Seele überraschten Danton mehrmalen. Als ein von dem Justizminister im Konvente vorgelesener Brief diesen um Aufschub eines Todesurtheils bat, welches das revoluzionäre Gericht über einen unwissenden Gesetze-Uebertreter ausgesprochen hatte, und der Konvent das seltene Wort Gnade aussprach, war Danton der erste, der hinausstürzte, um die Vollstreckung des Urtheils zu hindern.

Danton sahe sich nach der Hinrichtung der Gironde isolirt, als das einzige Augenmerk Robespierres, an. Er mußte seine durch Barbarei errungene Popularität durch immer neue Exzesse der Grausamkeit zu erhalten suchen, oder er unterlag der Tyrannei

Robespierres. In diesem Gedränge, diesem Zustande einer geängstigten Seele, floh Danton auf das Land. Hier brachte die Natur in seinem Herzen Gerechtigkeit und Menschlichkeit zurück, welche ursprünglich darin gewohnt hatten, und welche entflammte Leidenschaften, und die feindlichen Drohungen seiner inconsequenten Gegner, daraus verbannt hatten. „Wohl zwanzigmal, sagte er, habe ich ihnen Frieden angeboten (den Girondisten), aber sie wollten ihn nicht, wollten mir nie glauben, um das Recht, mich zu stürzen, nicht zu verlieren. Sie haben uns zu dem Sansculottismus gezwungen, der sie aufgezehrt hat, der uns alle, und endlich sich selbst aufzehren wird."

Er kam mit einem Verschwörungsplan zurück, der seinen Zwecken nach vielleicht der einzige gerechte von allen Verschwörungen in der französischen Revoluzion war, und wahrscheinlich nur um dieses Vorzuges willen unausgeführt blieb. Die Hauptabsichten desselben waren: die Konstituzion von 1793 unmittelbar einzuführen; eine allgemeine Amnestie ergehen zu lassen; der ganzen Welt den Frieden anzubieten; den Handel unbedingt frei zu geben; alle Sperrungen aufzuheben; alles, was Inquisition heißt, zu verbannen; und das Reich der

Gesetze einzuführen, und wirken zu lassen. Um diese Zwecke zu erreichen, wollte er die beiden Seiten des Konvents zu vereinigen suchen, seinen Feinden, selbst Barrere und Robespierre, die Hand zur Versöhnung bieten. Wäre ihm dieser Plan geglückt, sicher hätte er dadurch manchem folgenden Uebel vorgebeugt, und einen Theil der bösen Rechnung durchstrichen, die er verschuldet hatte. Er hatte eine Unterredung mit Robespierre über seine Absichten; sie war vergeblich; der unversöhnliche Tyrann hatte während Dantons unvorsichtiger Abwesenheit alle Leitseile zusammengegriffen, und behandelte seinen umgarnten Feind mit der Hohnmiene der triumphirenden Bosheit. Die konnte der stolze Danton nicht ertragen; empört und unwillig verließ er seinen siegfrohen Nebenbuhler mit dem Ausrufe: „Gut, ich bin verloren, aber mein Tod wird dein Verderben seyn.“

Bald darauf ward Danton vor das Revoluzionstribunal gebracht, das ihn verurtheilte, weil er mit Orleans, Mirabeau und Dümouriez conspirirt, und da er aus dem Wohlfahrtsausschusse entfernt ward, sich geäußert habe: „Ich werde nicht böse, ich hege keinen Groll, aber ich habe ein gutes Gedächtniß.“ Der Angeklagte vertei-

digte sich mit so dreister Kühnheit, daß die Richter sich genöthigt sahen, ein Dekret vom Wohlfahrtsausschusse zu erbitten, nach welchem jeder Angeklagte, der seinen Richter verhöhnt, auf der Stelle dem Henker übergeben werden sollte. Nun mochte Danton sich nicht weiter mit seiner Vertheidigung bemühen: „Ihr kennt mich seit vorgestern, sagte er, morgen hoffe ich im Schooße des Ruhms zu schlummern; nie habe ich um Gnade gebeten, und werde mit der Heiterkeit eines guten Gewissens das Blutgerüste besteigen." — Robespierre und St. Just wagten es nicht beim Tribunal ihm gegenüber zu erscheinen, obwohl sie als Kläger dazu berufen waren. Danton starb mit großem Muthe, sein Gang zum Tode, dem er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit entgegen ging, glich eher einem Triumph, als einer Hinrichtung. Das Volk war still und niedergeschlagen; wo ein schamloser Spötter laut werden wollte, da bannte Danton ihn mit unwilligen Blicken zur Ruhe: „Ehe sechs Monate vergehen, rief er einem tobenden Haufen zu, werdet ihr meine Hinrichter in Stücken zerreißen, die euch in Ketten halten, und täglich morden."

So endigte dieser grausame Mann von Gefühl sein unmoralisches Leben am

5. April 1794 in seinem 35. Jahre unter der Guillotine. Er war zweimal verheurathet. Seine erste Frau, sagt man, starb aus Gram, in ihrem Manne den Anstifter der Morde vom 2. September des Jahres 1792 zu sehen. Er war untröstlich über ihren Tod, und nur mit Gewalt von dem Entschlusse sich zu entleiben abzubringen. Seine zweite Frau heurathete er einige Tage nach dem 31. Mai 1793. Sein Aeusseres war wild und gebietend; sein Körper von starkem Knochen- und Muskelbau, ohne schwerfällig zu seyn; seinen kleinen runden Kopf mit krausen braunen Haaren trug oder warf er rückwärts; seine kleinen braunen Augen sprühten Feuer; sein häßliches Gesicht zeigte von Kraft und Energie.

Was sein moralisches Leben betrifft, so war er Schwelger und Wollüstling. Körperbau und Temperament verführten ihn dazu. Uebrigens galt er für einen wackern Sohn, braven Vater und Ehegatten, und hatte zwanzigjährige Freundschaften: seine Freunde nannten ihn einen guten Kerl. Er wußte wenig von Haß oder Rache; war offenherzig, dienstfertig und freigebig, aber roh; starker doch keiner zarten Eindrücke fähig. Er war populär aus Umgangsgewohnheit, Bequemlichkeitshalber, und um

selbst ungenirt zu seyn; übrigens schmeichelte ihm der Beifall der Menge wenig, aber gern strebte er nach dem günstigen Urtheile der denkenden Klasse, und es lag ihm daran, für einen Mann von Geist gehalten zu werden. Seine zusammengerafften Reichthümer führten ihn zum Luxus, und dieser spannte, ihm selbst unbemerkt, allmählig die Triebfedern seiner Thätigkeit ab; er wurde gegen alles gleichgültig, und daher war ihm auch sogar der Tod willkommen.

Marat.

J. P. Marat, dieser berüchtigte Mensch, wurde 1743 in einem kleinen Dorfe im Fürstenthum Neufchatel gebohren. Schon in seinem Kindesalter zeichnete er sich durch ein seltsames Betragen, vorzüglich aber durch seine Wuth in Vertheidigung seiner Meinungen und Behauptungen aus, welche immer sonderbar und höchst übertrieben waren.

Marat, sagt Herr von Archenholz, der ihn persönlich kannte, in seiner Minerva, ist eine kleine, breite, aber auch magere Figur, zwischen deren Gesicht und einer Gattung englischer Bullenbeisser eine Dame sehr richtig viel Aehnlichkeit fand; sein schwarzes Auge sprüht Feuerfunken, und ist der Thermometer des siedenden Queckssilbers, das in seinen Adern rollt, und Kopf und Gliedern die Regsamkeit des Schwanzes einer Bachstelze giebt.

Er war Arzt der Gardes des Corps des Grafen d'Artois, und machte sich in der Me-

dizin durch Marktschreierkünste, in der Physik durch lächerliche Hipothesen berüchtigt, die er mit Gewalt zu behaupten sich bemühte. So suchte er einigen Journalisten Prozesse an den Hals zu werfen, weil sie seine vorgeblichen Entdeckungen entweder nicht lobten, oder anzuzeigen sich weigerten, und zog eines Tages beim Herausgehen aus einer Vorlesung des Professor Charles, der seine physikalischen Abgeschmacktheiten widerlegt hatte, den Degen gegen ihn; die Szene fiel zu Paris in der Strasse l'Arbre sec vor. Professor Charles, auf diese Provokazion keineswegs gefaßt, hatte von allen physischen Instrumenten nur gerade das simpelste zur Hand; indeß da er keinen grossen Apparat gewohnt war, und Marat das Experiment auf der Stelle verlangte, so gab er es ihm zwischen die Ohren mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß Marat wahrscheinlich da auf seine neue Theorie des Lichts gerieth. Er glaubte Newton überwunden zu haben; dem zufolge übergab er zwei Preise, jeden von 50 Louisd'or, einen der Akademie zu Lyon, den andern der zu Rouen.

Die Akademiker zu Rouen, weil keiner von ihnen Physik verstand, und auf die vorgelegten Fragen Niemand als Marat selbst geantwortet hatte, standen ihm den Preis

zu, womit er nicht ermangelte, sich in allen inn- und ausländischen Journalen bekannt zu machen. Die Akademie von Lyon hingegen, besser mit der Materie bekannt, gab die 50 Louisd'or einem Andern, so daß Marat nicht einmal das Accessit bekam. Cholerisch, wie der kleine Mann war, ergrimmte er nothwendig darüber; beschuldigte die Akademie, nach Gunst gehandelt zu haben, um seine neue Theorie zu unterdrücken, und forderte gerichtlich sein Geld zurück, welches ihm aber von den lächelnden Richtern abgeschlagen wurde.

Für diesen Verlust hielt ihn eine Wasserkur, seine Erfindung, schadlos, mit der er bei den Damen von Versailles sein Glück machte. Die Kur besaß eine Schönheit und Jugend verlängernde Kraft, und kostete sechs bis acht hundert Livres, während der drei Wochen, die sie dauerte. Das Wasser diente nicht nur zum Trinken und Baden, sondern Gabeln, Messer, Teller, alles Leinenzeug bis auf die Servietten, Tisch- und Betttücher mußten damit gewaschen und die Speisen darinn gekocht werden. Eine Dame, bei der das Kurbedürfniß und der Glaube noch kräftig waren, als letzterer schon bei allen übrigen zu sinken begann, nahm ihn ins Haus, um daraus zuerst

ihren Gemahl, nachher sich selbst vertreiben zu lassen.

Marat, dieses seltsam organisirte Unthier, besaß eine unerhörte Stärke, physischen Schmerz zu ertragen. Im März 1792, da ihm die Häscher an allen Ecken auflauerten, ohne ihn unglücklicher Weise zu ertappen, und er jede Nacht sein Lager wechselte, bald auf einem Heuboden, bald in einem Keller hausete, wurde ein katalonischer Dentiste zu einem Unbekannten gerufen. Es war Marat, der sich ihm auf Ehre und Gefahr zu erkennen gab, er fand ihn mit einem aufs scheußlichste angefaulten Kinnbacken, und sah sich genöthigt eine Operazion vorzunehmen, deren unsäglichen Schmerz Marat mit einer Kaltblütigkeit ertrug, von welcher der Wundarzt, der nicht selten Knochen zersägt hat, mit Bewunderung redet. Seine Mätresse glich ihrem Liebhaber von dieser Seite vollkommen.

Im Anfange der Revoluzion machte Marat wenig Aufsehen, ob er sich gleich bald durch phantastische Revoluzionsschriften auszeichnete. Aber zur Zeit der konstituirenden Versammlung hielt man sie für zu toll, als daß sie auf irgend einen vernünftigen Menschen Eindruck machen sollten; darüber

zu lachen, glaubte man, sey das beste Mittel sie unwirksam zu machen. In der That fand auch damals Marat selbst unter der gemeinen Volksklasse noch nicht vielen Beifall, jemehr aber die Nazion und besonders das gemeine Volk erhitzt wurde, desto mehr fand auch Marat Eingang. Oefters warnte man ihn zwar, seine Verleumdungen und grausamen Rathschläge zu unterlassen, ja mehr als einmal wurde er selbst deswegen gerichtlich belangt, und sollte gefangen genommen werden, er aber wußte immer seinen Verfolgern zu entgehen. Seinetwegen wollte man die Preßfreiheit nicht einschränken, und so schrieb Marat seinen Volksfreund, der besser Volksfeind geheissen hätte, mit immer grösserer Unverschämtheit fort, je mehr sich sein Anhang vergrösserte. Sein Einfluß wurde 1792 immer mehr sichtbar. Von Robespierre und einigen andern Häuptern der Sanskülottenpartei unterstützt, suchte er anfänglich den von Brissot und seinem Anhange gegen Oesterreich entworfenen Krieg zu verhindern. Er hoffte dadurch nicht nur dem Pöbel zu gefallen, sondern er mußte auch befürchten, durch den wahrscheinlichen Zug des größten Theils seiner Anhänger in den Krieg, seine Partei in Paris zu sehr geschwächt zu sehen,

und dadurch auf den Nothfall ihrer Unterstützung entbehren zu müssen. Ein besonderes Geschäft machte er sich auch um diese Zeit daraus, den General la Fayette zu verleumden, weil er sich den Absichten der Jakobiner entgegensetzte.

Marat war es, der öffentlich rieth, den größten Theil der Nazionalversammlung aus dem Wege zu räumen. Als er dafür gestraft werden sollte, hielten ihn seine Freunde versteckt, und er schrieb seinen Volksfreund fort, und bereitete dadurch die Szenen des 10. Augusts vor. Er veranlaßte als Mitglied des Aufsichtsausschusses der Stadt Paris jene nächtlichen Haussuchungen, bei welchen eine ungeheure Menge Menschen gefänglich eingezogen wurden, und als die abscheulichen Septembertage, die in der Geschichte ewig unvergeßlich bleiben werden, erschienen, als von einigen gedungenen und bezahlten Mördern mehrere tausend Menschen mit kaltem Blute gewürgt wurden, da spielte das Ungeheuer Marat, in Verbindung mit Robespierre und anderen, eine wichtige Rolle. Man kann ihn nach allen Nachrichten als einen der Haupturheber dieser Greuelszenen ansehen; er schäumte vor Wuth darüber, daß man endlich dem Niedermetzeln ein Ende machte.

Indessen erhob sich eine mächtige Partei gegen Marat und seinen Anhang, die Brissotiner. Diese hatten bald das Glück, sowohl durch ihre überlegenen Talente, als durch die Güte ihrer Sache den größten Theil der Departements auf ihre Seite zu bringen; nicht so gut aber gelang es ihnen in Paris, wo ihre Gegner, Robespierre, Danton und Marat, in Vereinigung mit der Municipalität, die Oberhand erhielten, und es endlich dahin brachten, daß die Brissotiner größtentheils das Blutgerüst besteigen mußten.

Den Prozeß Ludwigs des Unglücklichen betrieb keiner mit größerm Eifer und stärkerer Wuth als Marat. Er konnte seine teuflische Freude gar nicht verbergen, als Ludwig vor dem Konvente zum Verhör erscheinen mußte. Die Hinrichtung dieses guten Monarchen lag ihm so sehr am Herzen, daß er sich mit seinen Genossen verschwor, falls der Konvent ihm nicht das Todesurtheil spräche, die Ermordung desselben mit Gewalt durchzusetzen. Nach dem Tode des Königs wüthete Marat sowohl vermöge seines Einflusses in die Berathschlagungen des Konvents, als durch seine scheußlichen Broschüren, in denen er einst unter andern die Hinrichtung von noch wenigstens zweimal hundert tausend Menschen

schen verlangte, unaufhörlich fort. Seinen fluchwürdigen Bemühungen vorzüglich schrieb man die am 23. Februar 1793 vorgefallene Plünderung der Waarenlager und Kramläden in Paris zu; er erregte im Konvente oft die entehrendsten Auftritte, und als die Versammlung es wagte, ein Arrestdekret gegen ihn zu geben, war sein Gang zum Gefängniß, und von da zum Verhör ein wahrer Triumphzug, und der Jubel des Pöbels wurde allgemein, als Marat freigesprochen wurde.

Endlich aber kam die Stunde dieses Frevlers. Die Hinrichtung, Einkerkerung und Verjagung einer Menge von Deputirten aus den Provinzen, am 31. Mai, brachte viele Departements, besonders in Bretagne und der Normandie, gegen den Konvent auf; sie beschlossen eine bewaffnete Macht nach Paris zu senden; und die Stadt Caen im Calvados-Departement sollte der Mittelpunkt ihrer Vereinigung seyn.

Charlotte Corday, ein junges heldenmüthiges Mädchen aus Saturnin les Vigneaux, war hier Augenzeuge von den mannigfaltigen Auftritten des regen Eifers der dortigen jungen Mannschaft, gegen die Anarchisten in Paris loszubrechen; ihr Unwille

gegen den Urheber all des Unglücks, Marat, stieg auf das höchste, sie nahm sich vor, durch die Hinrichtung des Ungeheuers den verheerenden Bürgerkrieg abzuwenden, reisete nach Paris, und machte am 13. Juli 1793 dem Leben des Unmenschen, der eben im Bade saß, durch einen gut ausgeführten Messerstich ins Herz ein Ende.

Nach seinem Tode wurde er von seinen Anhängern allgemein betrauret und fast vergöttert. Nun aber, da die Nazion durch die kostbarste aller Erfahrungen, durch Schaden, belehrt worden ist, wird er auch als der schrecklichste Prediger des Terrorismus allgemein verflucht.

Eulog Schneider.

Eulog Schneider wurde den 20. Oktober 1756 zu Wipfeld, einem kleinen fünf Stunden von Würzburg in Franken entlegenen Dorfe, gebohren. Seine Eltern waren Bauersleute, und da sein Vater zugleich kein guter Hauswirth war, so gerieth er mit seinen Kindern bald in die bitterste Armuth. Unter diesen Umständen wurde seine Erziehung dem Zufalle überlassen, nur der Kaplan des Dorfes, ein Mönch aus einer nahen Abtei, nahm sich des Knaben an, und unterrichtete ihn sorgfältig, weil er Fähigkeiten an ihm bemerkte. Nach einigen Jahren kam er auf das Gymnasium nach Würzburg, wo er von den Jesuiten unterrichtet wurde. Hier lebte er in der drückendsten Armuth, doch gelang es ihm endlich, in das Juliusspital aufgenommen zu werden, welches er aber nach einigen Jahren seines ausschweifenden Lebens wegen wieder verlassen mußte.

Nun überließ er sich ganz einer zügellosen Lebensart, und stürzte sich dadurch ins tiefste Elend. Plötzlich aber entschloß er sich eine andere Lebensbahn anzutreten, und ließ sich in das Noviziat der Franziskaner zu Bamberg aufnehmen. Aber bald wurde es ihm da verhaßt, weil er so manche Verfolgung von seinen Mitbrüdern, seines hellen Kopfes und seiner Liebe zur Poesie wegen, auszustehen hatte. Ihren unversöhnlichen Haß aber zog er sich vollends durch seine Predigt über die Toleranz zu, die er am Tage der heil. Katharina 1788 zu Augsburg, wohin er versetzt worden war, hielt. Itzt dachte er aber auch darauf, wo möglich sich seiner Fesseln zu entledigen, und es gelang ihm durch die Unterstützung des churfürstl. Trierischen Statthalters zu Dillingen, und Weihbischofs von Augsburg, Barons von Ungelter, als Hofprediger des regierenden Herzogs von Würtenberg angestellt zu werden. Er gab sich Mühe, um in der Gnade des Herzogs sich zu befestigen; allein es wollte ihm damit nicht recht gelingen. Ein schöner Zug während seines Aufenthaltes in Stuttgard ist, daß er den größten Theil seines Einkommens dazu verwendete, seine armen Eltern und Geschwister zu unterstützen.

Im Jahre 1789 erhielt er den Ruf nach Bonn, und wurde als Professor der griechischen Sprache und der Grammatik am Gymnasium angestellt. Hier zog er sich bald durch sein unüberlegtes Betragen mächtige Feinde zu. Anfangs warnte ihn der edle Churfürst Maximilian, und ersuchte ihn ja doch nicht jeden seiner Gedanken dem Publikum zur Schau zu tragen. Allein des Fürsten Warnen war vergeblich, und die Stimme seiner Freunde hörte er auch nicht. Er ward also genöthigt Bonn zu verlassen, und begab sich im Jahre 1791 nach Straßburg, wo er bald Vikar des neuen Bischofs Brendel ward.

Nach seiner Ankunft in Frankreich scheint er sich Anfangs recht gut betragen zu haben; er schrieb als Dekan der theologischen Fakultät, und Professor der Pastoral, Rechtsgelahrtheit und Beredsamkeit zu Ende 1791 ein hübsches Programm: de novo rerum theologicarum in Francorum imperio ordine. Aber nach und nach veränderte sich sein Betragen, und er ward dann öffentlicher Ankläger beim Kriminalgerichte im Departemente des Niederrheins, und Civilkommissär bei der Revoluzionsarmee desselben Departements. Seit der Mitte des Jahres 1792 schrieb er ein Tagblatt: Argos, oder

der Mann mit hundert Augen; woraus man sein grausames Revoluzionsverfahren so ziemlich wahrnehmen kann. Schon längst war er in Straßburg seiner Ausschweifungen wegen verhaßt, und seine Feinde warteten nur auf Gelegenheit ihn zu stürzen. Als er daher am 13. Dezember 1793 eben von Barr in Revoluzionsgeschäften zurückkam, und der Wagen, worinn er, seine Braut und ihre Verwandte saßen, von sechs Pferden des schlechten Weges wegen gezogen wurde, auch einige Nazionalreiter ihn als Hochzeiter nach Landesgebrauch zu Ehren begleiteten: so ward ihm dieß als ein Verbrechen gegen die Gleichheit angerechnet, und er mußte am 15. desselben Monats von zehn Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags auf dem Schaffot der Guillotine ausgestellt stehen. Damit waren die außerordentlich nach Straßburg abgesandten Volksrepräsentanten Lebas und St. Just, auf deren Befehl er auch obige Strafe ausstand, nicht zufrieden; sondern er wurde nach Paris in das Gefängniß der Abtei abgeführt, daselbst einer Menge von Verbrechen beschuldigt, und am 1. April 1794 guillotinirt. In seinem Gefängnisse schrieb er eine feurige Vertheidigung, die ihm aber nichts half, und wenig bekannt wurde.

Alle Unannehmlichkeiten, die er Zeit seines Lebens erfahren mußte, waren Folgen seiner Unbesonnenheit und seines unzeitigen Freimuths. Er suchte nicht zu belehren, sondern aufzuräumen durch Spott. Seine Schüler machten nur geringen Fortgang in den Wissenschaften bei ihm — er erzählte ihnen Anekdoten; amüsirte sie auf Kosten der Mönche u. s. w., und darüber ging ihre Sittlichkeit zu Grunde. Von seinen Talenten zeugen seine Gedichte, seine Predigten und andere kleine Schriften. — Wie ehrenvoll hätte er enden können, und wie gräßlich war sein Abtreten von der Bühne! Keine Thräne floß auf sein Grab, als die des Jammers, den er stiftete.

Franklin.

Benjamin Franklin war den 6. Jäner 1706 zu Boston in der Provinz Massachusets gebohren. Sein Vater war ein Färber. Durch Schulunterricht und eigene Forschbegierde mit mancherlei Kenntnissen ausgerüstet, kam er in seinem 12. Jahre bei seinem ältern Bruder, der ein Buchdrucker war, in die Lehre. Hier benutzte er jede Freistunde zum Lesen, zur Verfertigung schriftlicher Aufsätze und Gedichte, verwandte sein übriges Geld auf Bücher, und noch ehe er sein 16. Jahr erreicht hatte, waren Lockes Versuch über den menschlichen Verstand und Xenophons Denkwürdigkeiten seine Lieblingsschriften. Im Jahre 1723 verließ er die Druckerei seines Bruders und ging nach Philadelphia in Arbeit, wo er hungrig und lumpig ankam. Hier erlangte er gute Konnexionen, und ging dann 1724 nach London, wo er anderthalb Jahre in einer Druckerei arbeitete, kehrte hierauf wieder

nach Philadelphia zurück, und errichtete daselbst 1728 eine eigene Druckerei in Kompagnie mit einem Mitgesellen Meredith.

Seine Industrie, die Schönheit und Genauigkeit seines Drucks, und die Unterstützung seiner Freunde verschaften ihm bald viele Geschäfte. Er gab mit Beifall eine politische Zeitung heraus, wurde Drucker der Regierung in Philadelphia, errichtete 1731 eine Buchhandlung, und fing im folgenden Jahre an, jährlich ein Taschenbuch unter dem Titel: Almanach des armen Richards herauszugeben; eine Schrift, die allerlei nützliche ökonomische, moralische und andere Aufsätze enthielt, und so stark gelesen wurde, daß zuletzt 10,000 Exemplare davon gedruckt wurden. Voll Begierde, den Namen eines Gelehrten zu verdienen, lernte er itzt erst, und zwar ganz für sich, die lateinische und französische Sprache. Mit Eifer betrieb und unterstützte er alle litterarischen Einrichtungen seines Vaterlandes, und erhielt 1743 den Auftrag, den Plan der philosophischen Gesellschaft von Amerika bestimmter zu entwerfen.

Im Jahre 1736 betrat er seine politische Laufbahn. Er wurde zum Sekretär bei dem Parlamente von Philadelphia und einige Jahre hernach zum Repräsentanten

für die Stadt Philadelphia bei demselben erwählt; schon 1737 erhielt er die Stelle eines Postmeisters von Philadelphia. Bei den öftern Feuersbrünsten daselbst, machte er zuerst den Plan zur Errichtung einer Feuerkompagnie, auf diese folgte auch bald auf seinen Vorschlag eine Brand-Assekuranzgesellschaft. — Bei dem ersten Anfange der Streitigkeiten der Kolonien mit England, die wegen der Auflagen entstanden, wurde er 1764 als Unterhändler nach London geschickt, wobei er zugleich 1766 eine Reise nach Deutschland machte. Als nachher diese Streitigkeiten in einen offenbaren Krieg ausbrachen, wurde Franklin nach Paris geschickt, wo er im Dezember 1775 ankam. Die Achtung, mit der man ihn empfing, entsprach seinen Verdiensten. — Ohne fremde Unterstützung wäre Amerika nicht frei geworden, und Franklin wars, der den Allianztraktat mit Frankreich zu Stand brachte, und ihn auch am 17. Februar 1779 unterzeichnete; und vier Jahre darauf den 20. Jäner 1783 schloß er den Frieden, wodurch Nordamerika für eine freie Republik erklärt wurde.

Und dieser Mann, der um seine Mitbürger sich dadurch so unsterblich verdient gemacht hat, bereicherte zugleich auch Künste

und Wissenschaften mit den wohlthätigsten und angenehmsten Erfindungen. Vorzüglich wichtig sind seine Entdeckungen in der Elektrizität, und vorzüglich die so praktische Anwendung der Lehre von der Elektrizität auf die Theorie der Gewitter. Der kühne Gedanke, man müsse den Blitz, wie die Elektrizität ableiten können, gehört ganz Franklin, und er setzte uns dadurch in den Stand, dem Feuer des Himmels seine Bahne vorzuschreiben. Aber das feine Gefühl des überall wirksamen Mannes und sein vielfältiges Originalgenie dehnte sich auch über schöne Künste und Literatur aus. Jenes Toninstrument, das an Zartheit und Süssigkeit nichts neben sich leidet, die Harmonika, ist von Franklins Erfindung. Auch hat man von ihm einige theoretische Betrachtungen über die Tonkunst, über den Gesang und das Versmaas eines Volksliedes, u. s. w. Von ihm ist der mit Recht so bewunderte Aufsatz: der arme Jakob, der im zweiten Theile von Engels Philosophen für die Welt, frei übersetzt steht; so wie noch andere kleine Schriften.

Am 24. Julius 1785 verließ dieser merkwürdige Mann Frankreich, und kam am 15. September zu Philadelphia an; sein Empfang war so feierlich, wie es der

Stifter der Freiheit seines Vaterlandes verdiente. Er lebte nachdem in einer glücklichen Ruhe des Alters, die aber noch immer durch nützliche Thätigkeit für seine Mitbürger ausgezeichnet war. Er hatte seit mehreren Jahren an Steinschmerzen gelitten, diese wurden so heftig, daß er gegen ein Jahr lang bettlägerig war; er behielt indessen den vollen Gebrauch seiner Sinne, und zeigte in guten Augenblicken der Krankheit noch immer die Laune und Munterkeit, die ihm im freundschaftlichen Umgange eigen war; endlich kam ein Lungengeschwür dazu, er hatte nicht die Kraft, alle Materie von sich zu geben, und starb den 27. April 1790 in einem Alter von 84 Jahren. Sein Leichenbegängniß wurde mit einem Pomp gehalten, der in Philadelphia noch ungesehen war.

Angebohrne und erworbene Eigenschaften vereinigten sich, diesen Mann achtungswerth zu machen. Menschenliebe und Freimüthigkeit waren die Grundlagen seines Charakters; eine ungetrübte Heiterkeit, eine einnehmende Gefälligkeit im gemeinen Leben, und eine beständige Gleichmüthigkeit in grossen Unternehmungen, verbanden sich in ihm mit der größten Vorsicht in seinem Betragen. In allen Dingen, bei allen politischen

oder philosophischen Untersuchungen hatte er es sich eigen gemacht, immer die einfachste Ansicht der Sache aufzufassen und sie darnach zu prüfen. Sein System von Lebensweisheit war eben so einfach, er suchte Schmerz und Langeweile durch Mässigkeit und Arbeit zu entfernen. Ohne gleichgültig gegen den Ruhm zu seyn, verachtete er doch ungerechte Urtheile, und wenn ihn Dankbarkeit erfreute, so wußte er doch auch dem Neide zu verzeihen. Sein Umgang war äusserst anziehend; er drang gern in die Kleinigkeiten des bürgerlichen und häuslichen Lebens ein, und setzte sie durch die Fülle seines Geistes und seiner Erfahrungen in ein neues Licht. — Als Nachkommen hinterließ er einen Sohn und eine Tochter, die den größten Theil seines Vermögens erbten; seinem Enkel, William Temple Franklin aber, vermachte er seine Bibliothek und alle seine Papiere, und verschiedene Landesbesitzungen — so wie auch mehreren Stiftungen ansehnliche Legate.

Cook.

James Cook, der berühmte Weltumsegler, ward in der Grafschaft York 1728 gebohren. Sein Vater war ein Landmann in ziemlich dürftigen Umständen. Nach einem sehr dürftigen Schulunterricht gab ihn sein Vater einem Schiffer, der Steinkohlen von Newkastle nach London zu führen pflegte, auf 7 Jahre in die Lehre, und nach Verfluß derselben diente er auf etlichen Reisen von Newkastle nach London als gemeiner Matrose. Jetzt überzeugte er sich von der Unentbehrlichkeit der Mathematik beim Seedienste, daher verwandte er seine ganze kleine Baarschaft auf den mathematischen Unterricht, und las mit unbeschreiblicher Begierde die besten Bücher über das Seewesen. Mit guten Kenntnissen bereichert, machte er nun weitere Reisen nach der Ostsee, St. Petersburg und Wiburg, auch eine nach Norwegen.

Als England 1759 die Eroberung von Quebek beschloß, so bekam er eine Stelle als Schiffsmeister bei der Flotte des Admirals Saunders, und war mit bei der Partei, die auf der Insel Orleans landete. Bei der Unternehmung auf Quebek selbst, in seinem 31sten Jahre, bewies er eben so viel Muth als Pünktlichkeit. Nach Wiederherstellung des Friedens nahm er auf Befehl der Regierung von England in den Jahren 1764 bis 1767 die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste von Neufoundland auf, und gab nach und nach Specialkarten davon heraus. Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London wollte 1768 den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachten lassen, und erhielt deßwegen von dem Könige ein Schiff mit einer sehr ansehnlichen Summe. Kapitän Wallis, der gerade seine Reise um die Welt zurückgelegt hatte, schlug zur Beobachtung der Erscheinung eine von ihm neuerlich in der Südsee entdeckte Insel, St. Georg, als den vortheilhaftesten Ort vor.

Die Ausführung des Unternehmens übertrug Lord Hawke dem Schiffmeister und Landmesser Cook, den er zum Schiffslieutenant und Commodore ernannte. Aus eigenem Triebe reiste der nachherige Präsident

der königlichen Gesellschaft, Joseph Banks, und der Doktor Solander, nebst verschiedenen Malern und andern Künstlern mit. Das Schiff that die Reise nach O-Taheiti: Cook umsegelte diese Insel, nahm sie auf, und brachte sie nebst allen benachbarten Inseln in Karten. Auf der Reise von hier aus nach Süden entdeckte er die Meerenge zwischen den zwo Inseln von Neu-Seeland; er sah auch die ganze östliche Küste von Neu-Holland in einem Strich von beinahe 30 Graden Breite, und entwarf darüber sehr genaue Seekarten. Nach seiner Rückkunft wurde er dem Könige vorgestellt, und sehr gnädig empfangen, auch zum kommandirenden Schiffsmeister ernannt. Mittlerweile hatten auch die Franzosen neue Entdeckungen auf dem Meere gemacht, und aus den aufgenommenen Karten zeigte sich, daß in den südlichen Meeren noch viele Länder verborgen gewesen.

Zur Erweiterung der Erdkunde schickte der König von England nach diesen unbekannten Weltgegenden zwei Schiffe, welche Cook und Fourneaux anführten. Anstatt der Herren Banks und Solander machten jetzt die beiden Herren Forster, Vater und Sohn, und Doktor Sparrmann, als Naturkundige,

ge, die Reise mit. Diese Reise dauerte von 1772 bis 1775, und war zwar mit mancherlei Gefahren und Beschwerden verbunden, bereicherte aber die Naturgeschichte und Erdbeschreibung mit einer Menge der nützlichsten und wichtigsten Kenntnisse. Eine kurze Zeit nach seiner Rückkunft wurde Cook nunmehr zum wirklichen Kapitän der Flotte erhoben, und bekam eine Stelle beim Hospital zu Greanwich, wo er nun sein übriges Leben in Ruhe zuzubringen hoffte. Allein während seiner Abwesenheit hatte der Kapitän Pipps, nachheriger Lord Mulgrave, auch eine Fahrt gegen den Nordpol gewagt, und da dieselbe eben nicht glücklich abgelaufen war, so beschloß der Hof, die nördlichen polarischen Gewässer, besonders zwischen Europa und Asien, näher untersuchen zu lassen.

Zu dieser Unternehmung wurde Cook bestimmt, und er erhielt dazu zwei Schiffe, die alte Resoluzion und die Discovery, welche der Kapitän Clerke unter Cook kommandirte. Im Julius 1776 stachen sie in die See, und den 6. Nov. verliessen sie das Vorgebürge der guten Hoffnung. Vom Cap wendete sich Cook nach Neuholland, Neuseeland und den Societätsinseln. Gegen

Ende des Jahrs segelte er nordwärts, und erreichte im März des Jahrs 1777 die Küste von Amerika. Längs dieser Küste fuhr er hinauf, verbesserte manche Fehler der bisherigen Karten, und fand die Meerenge, die Amerika von Asien trennt. Seit seiner Durchfahrt heißt sie Cooks Meerenge, nicht mehr die Strasse Anian. Er fuhr darauf an der asiatischen Seite wieder zurück, worauf er in dem 22ten Grade der Breite einen neuen Archipelagus von Inseln entdeckte. Auf einer dieser Inseln O-Why-He ankerte Cook.

Die Einwohner erwiesen ihm fast göttliche Ehre, und trugen ihm alle Erfrischungen im Ueberfluß zu. Kaum segelte er ab, so trieb ihn ein heftiger Windstoß, der seinen Vordermast zerschmetterte, wieder nach O-Why-He zurück. Nun fand er die Einwohner ganz verändert, frech, dreist und diebisch. Er schien anfangs auf diese Veränderung nicht viel zu achten, sondern schrieb sie lediglich auf Rechnung der nunmehr schon genauern Bekanntschaft dieser Wilden mit seinem Schiffsvolke. Als es aber endlich so weit ging, daß man sogar das Boot des Kapitän Clerke in der Nacht hinweg raubte, so entschloß er sich, in eigener Person zu landen, und es wieder zu fordern. Ein Lieutenant, ein Sergeant, und 11 Soldaten

begleiteten ihn dahin. Er hatte eine lange Unterredung mit dem Könige oder Oberhaupte dieser Insulaner, welcher ihn dem Anscheine nach sehr gut aufnahm, und auch geneigt schien, ihm die geforderte Genugthuung zu verschaffen. Auf einmal entstund aber ein Tumult, ehe die Unterredung zu Ende war. Die Wilden drangen mit Gewalt auf den Kapitän Cook und seine Leute los. Man gab sich alle mögliche Mühe, sie zu besänftigen; aber alles war vergebens, und man sah sich gezwungen, auf sie zu feuern. Kapitän Cook wurde von der eindringenden Menge übermannt, und er selbst, nebst vier Seesoldaten, auf der Stelle getödtet. Dieß geschah den 14. Februar 1779.

So starb einer der größten Weltumsegler, wo nicht der größte unter allen, und einer der berühmtesten Männer der neuern Zeit mitten unter den Bemühungen, seinem Ruhme noch zuzusetzen, was ihm nur allein noch zugesetzt werden konnte — nämlich daß er die Durchfahrt aus dem stillen Meere in das atlantische suchte. In seinem Umgange war Cook nicht der angenehmste Mann. Feinheit, Artigkeit, Witz, und eine gewisse Cultur, die nöthig sind, in Gesellschaft zu gefallen, fehlte ihm gänzlich. Er war nichts

weniger als gesprächig, und konnte Morgen- Mittag- und Abend- Brod in Gesellschaft der Schiffleute genießen, ohne ein anderes Wort als: guten Morgen und guten Abend hören zu lassen. Eine seiner vorzüglichsten Tugenden war Enthaltsamkeit. Er trank sehr wenig Wein, und aß nichts anders als Böckelfleisch, wie der gemeinste Matrose, des ihm einst so große Unverdaulichkeiten zuzog, daß er in ein tödtliches Gallenfieber fiel. Allein oft war auch die Ursache seiner Enthaltsamkeit — Geiz; so trank er nie Thee mit dem gewöhnlichen Speisezucker, sondern mit schwarzem Syrup; brannte statt der Talglichter, die ihm die Regierung doch vergütete, Thran. Während seiner dreijährigen Reise um die Welt pfiff und sang er ein einzigesmal. Wenn er ja lustig war, so war es Sonnabends Abends, wenn er im Zirkel der Schiffleute saß, und beim Saturday night ein Glas Punsch leerte, oft lächerliche Histörchen erzählte, und sogar auch Zotten riß, obwohl er sich nie mit Frauenzimmern abgab. In Gefahren hatte er beides, Vorsicht und Muth: nur will man oft nicht genug entschlossene Kühle an ihm bemerkt haben.

Er war ein dürrer, hagerer Mann, von breiten Schultern, starkem gesunden Kno-

chenbau, und wenigstens 5 Fuß 11 Zoll bis 6 Fuß lang. Er ging, wie alle Seefahrer von beträchtlicher Leibeslänge, stark gebückt, um nicht an die Cajütendecke zu stossen. An seinem Gange, zumal wenn er geschwind gehen wollte, erkannte man noch immer den gemeinen Matrosen: er war lang gespalten, und daher seine Schritte, selbst in Vergleich mit seinem Körper, groß. Der herrschende Charakter seines Gesichtes war ein finsteres, störrisches, zurückhaltendes Wesen. Seiner Wittwe, welcher man einen Gnadengehalt von 1200 Thalern jährlich bewilligte, hinterließ er ein Vermögen von fast 70,000 Thalern, und drei Söhne, einen von 17, einen von etwa 15, und einen von 4 Jahren. Seine erste Reise um die Welt ist von Hawkesworth beschrieben, und auch in das Deutsche und Französische übersetzt; die zweite sowohl von dem ältern Herrn Forster, als auch von ihm selbst; die dritte und letzte wurde erst 1784 in London fertig, und 1788 von dem jüngern Herrn Forster verdeutscht.

Mohamed.

Mohameds Vaterland ist das glückliche Arabien, das seiner Fruchtbarkeit wegen diesen Namen führet; sein Geburtsort, die darinn gelegene Stadt Mekka. Er wurde gebohren im Jahre der christlichen Zeitrechnung 571. Die Einwohner des Landes bildeten schon damals mehrere kleine Republiken, die man Stämme nannte, und zu ihrem Oberhaupte den Aeltesten ihrer vornehmsten Familien hatten. Der Stamm, zu dem Mohamed gehörte, hieß Koraisch, und seine Familie war die vornehmste in diesem Stamme, die ihr Geschlechtsregister bis zum Ismael, dem Sohne Abrahams hinaufführte. Sie wohnte an der Küste des rothen Meeres, und Mohameds Großvater Motaleb war Priester im Tempel zu Mekka, Oberhaupt dieses Stammes, Fürst über das dazu gehörige Gebieth, und war im Stande wider benachbarte Völker Kriege zu führen. Sein ältester Sohn war Ab-

dallah, der Vater unsers Mohamed, der schon starb, da Mohamed noch sehr jung war.

Hier sey mir erlaubt anzumerken, daß in diesen Zeiten in Arabien vier Religionsparteien waren: die erste machten die Sabäer oder die Verehrer der Gestirne aus, denen nach dem höchsten Wesen göttliche Ehren erwiesen wurden, und diese Partei war die herrschende, folglich auch die zahlreichste; zur zweiten gehörten die Magier oder die Verehrer des Feuers, welche so, wie die Perser und Indier, zwei Urwesen annahmen, ein gutes und ein böses; die dritte Partei waren die Juden, und die vierte endlich die Christen.

Mohamed wurde nach dem Tode seines Vaters von seinem Großvater selbst erzogen, der bei seinem Tode dieses Geschäft seinem andern Sohne Abutaleb anvertraute. Dieser, vermuthlich um seinen jungen Neffen von dem Rechte auf die Regierung, auf die er vermöge der Geburt Anspruch machen konnte, zu verdrängen, führte ihn zur Handlung an; nahm ihn mit sich nach Syrien, da er nur erst dreizehn Jahre alt war, und empfahl ihn bald hernach einer reichen, und noch nicht alten Wittwe zu Mekka, die Chadischah hieß, und einen starken Han-

del nach Syrien trieb. Mohamed betrieb die Geschäfte dieser Wittwe mit sehr vielem Fleisse, und grosser Geschicklichkeit; und erwarb sich dadurch ihre Zuneigung, die, da er eine schöne Bildung nebst einem gefälligen Betragen hatte, bald in Liebe sich umwandelte, so, daß sie ihm in seinem dreissigsten Jahre ihre Hand schenkte, und ihn dadurch zu einem der reichesten und angesehensten Männer seiner Vaterstadt machte. Freilich würde Chadischah diesen Schritt nicht gethan haben, wenn sie seine epileptischen Zufälle gewußt hätte: allein er verbarg ihr dieselben dadurch, daß er sich immer unter dem Vorwande wichtiger Geschäfte, oder einer besonderen Andacht entfernte, wenn er einen Anfall verspürte.

Seine Reichthümer reizten seinen Ehrgeiz, und erweckten in ihm den Entschluß eine neue Religion einzuführen, welche seinen Worten nach in der reinen Anbethung des einzigen wahren Gottes bestehen, und der Abgötterei, dem Judenthume und Christenthume zugleich entgegengesetzt seyn sollte. — Um nun zu seinem Zwecke zu gelangen, mußte er sich alle seine Landsleute, von was für einer Religion sie immer seyn mochten, geneigt zu machen suchen, und er sah bald ein, daß er das am leichtesten be-

wirken könne, wenn er sie nur auf eine gute Art zu täuschen im Stande wäre. Nun zielten alle seine Bemühungen nur allein dahin: er führte ein äusserst eingezogenes Leben, und brachte die meiste Zeit in der Einsamkeit und in stillen Betrachtungen zu, um dadurch den Schein einer besondern Heiligkeit zu bekommen, und das Volk zu seiner Nachfolge geneigt zu machen. Er hielt sich oft sammt seiner Familie auf dem nahe bei Mekka gelegenen Berg Hora auf; entfernte sich auch hier öfter von den Seinigen, und verkündigte einmal, da er nach Hause kehrte, seiner Frau mit einem feierlichen Tone, daß ihm ein Engel Gottes mit grossem Schimmer erschienen sey, und ihm gemeldet habe, daß er zu einem besondern Abgesandten Gottes an die Menschen gewählet worden sey. Seine Frau entzückt vor Freude, entdeckte das Geheimniß einem nahen Anverwandten, der im Hause wohnte, ein Christ war, und etwas von der hebräischen Sprache verstand; die erhitzte Einbildung des jungen Mannes zwang ihm bald den Beifall dieser Schwärmerei ab, die er dann kräftigst unterstützte. Dieses geschah, da Mohamed 40 Jahre alt war; darum dieses Jahr von seinen Anhängern auch das Jahr der Sendung genannt wird.

Oeffentlich getrauete er sich noch nicht aufzutreten: freundschaftliche Unterredungen unter denen, mit welchen er Umgang hatte, sollten anfänglich seine Erdichtung verbreiten. Die Bewohner seines Hauses waren bald auf seiner Seite, unter diesen zeichnete sich ein junger Vetter aus, der Ali hieß, und sich aus allen Kräften verwendete, daß andere Bekannte Mohameds ihn wirklich für einen Propheten und Abgesandten Gottes hielten. Chadischah unterstützte ihren Gemahl unter ihren Bekannten ebenfalls sehr kräftig, und zog ihm viele Anhänger zu, unter denen dann wieder viele die Sache noch mehr verbreiteten, so daß er in Zeit von drei Jahren schon ganze Familien für sich gewonnen hatte.

Nun fing er an seine Sache öffentlich bekannt zu machen. Ali mußte alle Abkömmlinge seines Großvaters zu Gaste bitten, diese versammelten sich an der Zahl mehr als vierzig; sie assen und tranken, und waren gutes Muthes. Nun fing Mohamed sehr pathetisch an: „Ich biete euch Glück„seligkeit an, sowohl für dieses, als für „jenes Leben; Gott der Allmächtige hat „mir befohlen euch zu berufen; auf welchen „aus euch ich mich also verlassen kann, wer „meine Sache vertheidigen will, der sage

„es an.“ Alle staunten, alle schwiegen; nur Ali sprang auf, erklärte sich für seinen eifrigsten Vertheidiger, und drohte allen denen, die sich ihm widersetzen würden. Mohamed umarmte den Ali auf das zärtlichste, und ungeachtet daß alle übrigen in ein lautes Gelächter und Gespötte ausbrachen, ließ er sich doch nicht aus der Fassung bringen; vielmehr fing er von diesem Augenblicke an öffentlich unter dem Volke die Erscheinungen zu erzählen, die er seinem Vorgeben nach sollte gehabt haben.

Im Anfange hörte ihn das Volk gelassen an: sobald er aber anfing den bisher üblichen Götzendienst als verabscheuungswürdig darzustellen, so wurde es wider ihn äusserst aufgebracht, und erklärte ihn für seinen Feind; es würde auch einen förmlichen Aufruhr erwecket haben, wenn sich nicht Abutaleb, des Ali Vater, ins Mittel gelegt und es verhindert hätte; dieser mußte aber auch versprechen, den Mohamed zur Verlassung seines Planes zu bereden. Er versuchte es zwar, und stellte seinem Vetter die nahe Gefahr für die ganze Freundschaft vor, allein Mohamed war entschlossen, unveränderlich bei seinem Vorsatze zu bleiben; und nun versprach Abutaleb ihn sogar wider seine Feinde zu schützen. Als die Ko-

raischiten sahen, daß sie nichts bewirkten, so brauchten sie Gewalt, und behandelten den vorgeblichen Propheten so feindselig, daß es nicht mehr rathsam war, länger in Mekka zu verbleiben; er rieth also selbst seinen Anhängern, die keinen Schutz hatten, anderswo Zuflucht zu suchen. Sechzehn seiner treuesten Anhänger flohen nach Aethiopien: unter ihnen war auch seine geliebte Tochter Fatima, die Gemahlinn des Ali; ihnen folgten noch mehrere nach, so daß die Anzahl der Flüchtlinge sich auf 83 Männer, und 18 Weiber belief, ohne ihre Kinder zu rechnen. Gerne und gut wurden sie hier aufgenommen. Die Koraischiten verfolgten sie bis dorthin, und begehrten vom Najashi, dem Beherrscher dieses Landes, daß er die Flüchtlinge ausliefern sollte: er aber verweigerte es, schützte sie vielmehr, und nahm sogar ihre Religion an.

Zwei Jahre später, nämlich im siebenten Jahre der Sendung, schlossen die Koraischiten ein förmliches Bündniß zur Unterdrückung der neuen Lehre; sie verfaßten es schriftlich, und legten es an einem Orte nieder, den sie Kaaba nannten. Abutaleb brachte eine andere Verbindung zu Gunsten seines Neffen zusammen. Nun waren also die Stämme in zwei Parteien getheilt, in

die Koraischiten und Haschemiten. So vergingen drei Jahre. Mohamed hatte unterdessen gesuchet einige von der Partei der ersten auf seine Seite zu bringen; von einem derselben hörte er, daß die in der Kaaba niedergelegte Schrift stark von Würmern zerfressen sey; er benutzte den Umstand, und hinterbrachte es seinem Onkel, als eine Sache, die ihm durch göttliche Offenbarung zu wissen wäre gemacht worden. Ohne Verzug verfügte sich Abutaleb zu den Koraischiten, machte ihnen die vorgegebene Offenbarung bekannt, erbot sich, so ferne sie falsch seyn sollte, seinen Neffen ihnen auszuliefern, mit dem Bedingnisse, daß sie allen Feindseligkeiten und der wider denselben geschlossenen Verbindung ein Ende machen sollten, wenn sie wahr wäre. Sie gingen den Vertrag ein, erstaunten nicht wenig, da sie die Sache bei näherer Untersuchung wahr fanden; hoben aber auch ihr ganzes Bündniß auf.

Bald darauf starb Abutaleb in einem Alter von 80 Jahren, und nicht lange nach ihm Chadischah: daher dieses Jahr das Jahr des Traurens genannt wird. Nun fingen die Koraischiten aufs Neue an ihn zu verfolgen, und er verließ Sicherheitshalber Mekka; kehrte aber bald wieder zu-

ruck, und wurde von einem der vornehmsten Männer der Stadt in Schutz genommen. Bei diesen Umständen verliessen ihn einige seiner Anhänger: er aber wurde dadurch nicht im mindesten bestürzet, sondern fuhr vielmehr fort den öffentlichen Versammlungen bei den Wallfahrten, die damals schon häufig nach Mekka geschahen, zu predigen. Viele wurden von seinen Predigten sehr eingenommen, und rühmten ihn nach ihrer Nachhausekunft aller Orten äußerst an, wodurch er viele Anhänger und Vertheidiger, besonders in der berühmten Stadt Medina, welche damals Yatreb hieß, bekam. Um aber auch andererseits seine Anhänger zu erhalten, so gab er im zwölften Jahre seiner Sendung vor, er habe sich von Mekka nach Jerusalem begeben, und sey dort in einer Verzuckung in den Himmel geführet, und einer göttlichen Ansprache gewürdiget worden.

Dieses Vorgeben wurde anfänglich von wenigen geglaubet, und hätte ihm beinahe sein ganzes Ansehen geraubet, wenn nicht ein angesehener und allgemein beliebter Mann, der aus dem, daß Mohamed sein Ansehen beibehielt, Nutzen zu ziehen wußte, behauptet hätte, diese Reise hätte nicht nur nichts Falsches an sich, sondern alle Umstände verbürgten

sogar die Wahrheit derselben. Die Rede dieses Mannes bewirkte so viel, daß man Mohameds Worten von dieser Zeit an allen Glauben beimaß, und sie, wenn sie noch so ungereimt waren, durchaus für wahr annahm. Dieses Jahr nannte Mohamed sein angenehmes Jahr. In eben diesem Jahre kamen 12 Männer aus Medina nach Mekka, die einen Eid schworen ihm in allen rechtmässigen Stücken strengen Gehorsam zu leisten; er schickte sie mit Masab, einem seiner vorzüglicheren Schüler, nach Medina zurück, um sie und mehr andere in den Lehren und äussern Gebräuchen seiner Religion zu unterweisen; hierdurch wurden seine Anhänger in Medina vermehrt, dagegen aber seine Feinde zu Mekka stärker. Die Einwohner von Medina schwuren ihn mit aller Macht gegen seine Feinde zu vertheidigen; er hingegen versprach ihnen dafür das Paradies, und sie waren zufrieden.

Bisher hatte er nur sanfte Mittel gebraucht seine Religion zu verbreiten, nun aber da er sich durch seinen Anhang stark genug fühlte, seinen Feinden Widerstand zu leisten, schritt er zur Gewalt, und gab vor, Gott habe ihm und seinen Nachfolgern erlaubet, sich wider die Ungläubigen zu vertheidigen; er ging bald weiter, und sagte,

er habe sogar die Macht seine Feinde anzugreifen, die Abgötterei mit Gewalt auszurotten, und den Glauben mit dem Schwerte fortzupflanzen. Dieser Freiheit gemäß zu handeln, rieth er allen seinen Anhängern zu Mekka, daß sie sich nach Medina begeben sollten; sie thaten es: er aber blieb mit Abubeker und Ali noch zurücke. Die Koraischiten fürchteten nun seine Macht, beschlossen also ihn nicht auch entfliehen zu lassen, sondern umzubringen; er aber bekam Nachricht von diesem Entschlusse, wußte ihre Achtsamkeit zu täuschen, ihren Nachstellungen zu entgehen, entkam aus der Stadt, hielt sich drei Tage in einer Berghöhle auf, und begab sich durch einen Umweg nach Medina, wohin ihm bald sein getreuer Ali nachfolgte. Dieses war die Flucht Mohameds, von der die Mohamedaner ihre Zeitrechnung herschreiben; sie fangen sie nur einen Monat früher an, nämlich vom halben Julius, da doch diese Flucht um die Hälfte des Augusts im Jahre der christlichen Zeitrechnung 622 geschah.

Zu Medina baute er einen zum Gottesdienste seiner Religion gewidmeten Tempel, und für sich ein Haus. Er schickte Streifparteien aus, um sich an den Koraischiten

schiten zu rächen, führte einige selbst an, lieferte seinen Feinden viele Schlachten, und auch seine Generale unternahmen glückliche Züge. Seine Truppen erhielt er theils durch freiwillige Beiträge seiner Anhänger, theils durch die Verordnung jedesmal den fünften Theil der gemachten Beute in eine Schatzkammer zu legen, wozu er von Gott Befehl zu haben vorgab. Seine Anhänger vermehrten sich durch den Beitritt der um Meding gelegenen Ortschaften, und er wollte auf diese Art verstärket, im sechsten Jahre nach seiner Flucht, mit 1400 bewaffneten Männern nach Mekka ziehen; da aber die Einwohner ihm zu wissen machen liessen, daß ihnen sein Besuch nicht willkommen sey, so rüstete er sich die Stadt anzugreifen; und nun baten die Einwohner um Frieden, erhielten aber nur einen Waffenstillstand auf zehn Jahre.

Im folgenden Jahre fing er an seine Religion auch ausser den Gränzen Arabiens auszubreiten, und trachtete durch Gesandte und Briefe die benachbarten Fürsten zur Annahme derselben zu bewegen; viele stimmten ihm bei, nur der König von Persien wies die Gesandten mit Unwillen und Verachtung ab. Da aber dieser bald darauf

von seinem Sohne ermordet wurde, und dieser den Mohamed gelinder behandelte, als es sein Vater gethan hatte, so fielen dem neuen Glaubensverbreiter viele angesehene Perser zu, und unter andern auch Badham, der Regent von Yaman, der bisher ein Vasall von Persien war, nun aber sich der Oberherrschaft des Mohameds unterwarf. Auch der Statthalter von Aegypten nahm seine Bothschaft gut auf, schenkte ihm nebst andern Kostbarkeiten, auch zwei sehr schöne Sklavinnen, und ließ seine Religion im Lande verbreiten.

Im achten Jahre bekam er noch mehrere Anhänger, unter denen zwei sehr vortrefliche Feldherren waren, deren einer ihm Syrien unterwarf, und darum auch das Schwert Gottes genannt wurde. Um diese Zeit brachen die Einwohner von Mekka den Waffenstillstand, durch den Angriff eines mit Mohamed im Bunde stehenden Stammes. Mohamed setzte sich alsogleich in Bereitschaft die Stadt zu überfallen; er rückte mit 10,000 Mann vor dieselbe, und die Einwohner, die einer solchen Macht nicht widerstehen konnten, mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Bei seinem Einzuge schenkte er den Koraischiten, nur wenige ausgenommen, das Leben. Die Gö-

zenbilder in der Stadt und in der herumliegenden Gegend wurden noch in diesem Jahre zerstöret; die Araber nahmen haufenweise seine Religion an, und unterwarfen sich seinen Befehlen. Im folgenden Jahre nahm der Zulauf zu seiner Religion noch mehr zu, und die Unterwerfung mehrerer ansehnlicher Länder in Asien und Afrika, die vorhin von kleineren Fürsten beherrschet waren, unter seine Macht und Religion, wurde durch seine Waffen bewirket; selbst grössere Fürsten huldigten ihm, und bekannten sich zu seiner Religion und zu seiner Oberhertschaft.

Mitten im Laufe eines so seltnen Glückes starb er, vermuthlich vom beigebrachten langsam wirkenden Gifte, im Jahre des Herrn 632, im zehnten Jahre nach seiner Flucht, und nach dem Anfange des zwei und sechzigsten seines Lebens. Er hinterließ seinem Nachfolger Abubeker ein weitläufiges Gebieth, der die Stadt Medina, die zugleich der Begräbnißort Mohameds war, zum Sitze dieses neuen arabischen Reiches wählte. Das grosse Lob, das ihm die Schriftsteller seiner Religion geben, ist in vielen Stücken augenscheinlich falsch, und eben darum in allen übrigen sehr verdäch-

tig. Daß sie ihm aber Enthaltsamkeit beizulegen sich getrauen, ist nicht zu begreifen, da er sich 21 Frauen genommen hatte, ungeachtet er andern in seinem Gesetze deren nur vier erlaubte. Er gab zwar vor, er habe als der größte Prophet diese besondere Erlaubniß von Gott selbst erhalten; so wie er überhaupt bei allen seinen Unternehmungen und Vorschriften vorgab, daß er durch sonderheitliche Erscheinungen und Offenbarungen von Gott dazu sey berechtiget worden.

Zu seiner Religion hatten sich nicht nur allein Abgötterer oder Götzendiener gewendet, sondern auch Juden, und Christen von verschiedenen Lehren; welches zum Theil dem Glücke seiner Waffen, zum Theile dem Umstande zuzuschreiben ist, daß seine Religion der Sinnlichkeit und der Rachsucht sehr günstig ist. Seine Religionsvorschriften und Lehren verfaßte er in einem Buche, das er Koran nannte, und das allen Bekennern seiner Religion stäts sehr heilig ist.

Kromwell.

Olivier Kromwell war im April 1599 zu Huntington in England gebohren; seine Familie war von altem Adel, aber in dürftigen Umständen: sein Vater Robert Kromwell, Friedensrichter in dieser Stadt, hatte zu geringe Einkünfte, um seinem Sohne eigene Lehrer zu halten, er mußte ihn also in die dasige Freischule schicken. Der kleine Olivier war leichtsinnig, unruhig, unverträglich, und oft auch schwärmerisch, und verursachte dadurch seinen Eltern und Lehrern viel Verdruß und Sorgen. In seinem achtzehnten Jahre schickten ihn seine Eltern auf die Universität nach Cambridge: allein seine Aufführung war dort so schlecht, daß seine Mutter nach dem Tode seines Vaters, der bald nach der Abreise des Sohnes zur Universität erfolget war, ihn zurückrufen mußte. Zu Hause war er ebenfalls ausschweifend, und die bekümmerte Mutter schickte ihn nach London auf die Universität,

in der süssen Hoffnung, die Hauptstadt würde ihn zu einem bessern Menschen umschaffen.

Allein der Erfolg war bitter; Wein, Spiel und Wollust waren die Elemente, in denen er lebte. Sein schmaler väterlicher Erbtheil war in kurzer Zeit verschwendet. Nun wußte er kein anderes Mittel sich zu retten, als eine Reise nach Nordamerika, die er schon beschlossen hatte, und auch ausgeführet haben würde, wenn ihn nicht seine Mutter davon abgehalten hätte. Auf Antrieb eben dieser seiner Mutter heurathete er im 21sten Jahre, ein witziges, aber äusserst stolzes Frauenzimmer, Elisabeth, die Tochter Jakob Buchiers, eines englischen Ritters, und begab sich mit ihr als Landedelmann nach Huntington. In dieser Periode seines Lebens verfiel er in einen heftigen Streit mit dem Bruder seiner Mutter, Thomas Stuart, und verklagte denselben bei dem Könige; hier erhielt er keine Genugthuung: daher er dann von dieser Zeit an einen unauslöschlichen Haß in seinem Herzen gegen das königliche Haus hegte.

Sein Onkel verfiel in eine schwere Krankheit, in der sich Kromwell mit ihm aussöhnte, und zum Erben eines ansehn-

lichen Vermögens eingesetzet wurde. Nun als reicher Mann begab er sich auf die Insel Ely, verblieb hier einige Zeit, wurde wieder in Streitigkeiten verwickelt, und ging aus dieser Ursache von da weg nach Essex. Hier verfiel er in Gewissensängstigkeiten wegen seines vorher geführten ausschweifenden Lebens, und bat beim Abzuge von Ely alle Einwohner durch eine öffentliche Kundmachung um Verzeihung, wenn er sie sollte geärgert, oder beleidiget haben; in seinem neuen Wohnorte lebte er still, eingezogen, und trübsinnig. Sein meister Umgang war mit Fanatikern, und mit Menschen jener Sekte, die man Nonkonformisten nennet, bei denen er in einem solchen Ansehen war, daß sie ihn zum Mitgliede des dritten Parlaments unter Karl dem Ersten im Jahre 1628 wählten. Er wurde da zu jener Parlamentskommission, die die Religionsstreitigkeiten untersuchen sollte, gezogen, und wandte durch seine Hitze gegen die Katholiken, die Aufmerksamkeit der übrigen Kommissäre auf sich. Nach der Aufhebung des Parlaments kehrte er wieder nach Hause.

Unterdessen war sein doppeltes Erbgut beinahe ganz aufgezehret, und er wollte nun wieder nach Nordamerika gehen, allein

er erhielt keine Erlaubniß dazu. Bald darnach machte er alle Nachbarn auf sich aufmerksam, durch seine hartnäckige Widersetzlichkeit gegen die landwirthschaftlichen Unternehmungen des Grafen Bedford; diese war aber auch Ursache, daß er im Jahre 1640 zum Mitgliede des neuen Parlamentes als Repräsentant von Cambridge, wo er einige Tage vorher noch nicht einmal Bürger war, erwählet wurde; um aber hierzu zu gelangen, wandte er verschiedene niederträchtige Mittel an. Dieses Parlament war lange beisammen, und es verstrich ein ganzes Jahr, ohne daß sich Kromwell durch etwas Merkwürdiges ausgezeichnet hätte. Er war zwar immer frei in Reden, aber doch stäts gelassen, ausgenommen wenn von der Religion die Rede war, denn alsdann gerieth er in Hitze. Aber am 14. Dezember 1641, wo die heftigsten Debatten den ganzen Tag hindurch zwischen den zwei Parteien des Parlaments, deren die eine die royalistische oder königlichgesinnte, die andere die antiroyalistische oder königsfeindliche hieß, geführet wurden, stritt keiner mit so viel rasender Wuth wider den König, als Kromwell; dadurch wurden die Häupter der antiroyalistischen Partei bewo-

gen, ihn zu allen ihren Berathschlagungen zu ziehen.

Da es endlich so weit kam, daß sowohl der König als auch das Parlament Truppen sammelten, und ein bürgerlicher Krieg förmlich ausbrach, erbot sich Kromwell zu Gunsten der Parlamentsarmee eine Truppe Reiter zu werben, und sie selbst anzuführen. Seine erste Unternehmung sollte in dem bestehen, daß er im Jahre 1642 den Bothen, welcher dem bedrängten Könige 150 Pfund Sterling, und 2065 Unzen Silber als freiwilliges Geschenk von der Universität Cambridge überbringen sollte, von seinen Reitern wollte aufheben lassen: allein die Unternehmung mißlang; der Both machte einen Umweg, und kam glücklich zum König. Dagegen nahm Kromwell die Aufseher der Kollegien in besagter Universität gefangen, und sandte sie nach London, wo sie viel Ungemach ausstehen mußten. Zwei andere Freunde des Königs ließ er lange Zeit in dem untersten Raume eines Schiffes schmachten. Seinen Onkel Olivier, der ihm dem König geneigt zu seyn schien, besuchte er unter dem Vorwande sich seinen Segen zu erbitten: unterdessen aber ließ er ihm durch seine Reiter alles Silber-

geschirr und andere Kostbarkeiten wegnehmen, und fortführen.

Die Zahl seiner Reiter wuchs von Tag zu Tage mehr an, und er ward bald Oberster von 1000 Reitern, obwohl er vorher niemals Soldat war; daher kam es auch, daß er viele militärische Fehler machte. So blieb er im Jahre 1642 bei der ersten Schlacht der königl. und parlamentarischen Armee nicht weit vom Schlachtfelde ruhig, obwohl er an der Spitze von 2000 Mann stand. Im Jahre 1643, da seine Mannschaft schon 2600 Mann stark war, fiel er in die dem Könige treu gebliebenen Grafschaften, und erlaubte seinen Reitern zum Besten der Parlamentarkasse starke Plünderungen. Bei der zweiten Hauptschlacht, die zwischen den königl. und parlamentarischen Armeen noch im Jahre 1643 vorfiel, verlohren die erstern; Kromwells Reiter hatten den Sieg erfochten.

Nach dieser Schlacht hatte das Parlament die Schotten aufgefordert, daß sie sich mit dem Grafen Essex, dem Oberfeldherrn der parlamentarischen Truppen, vereinigen, und mit ihm gemeinschaftliche Sache machen sollten. Diese waren gemengt mit den Reitern Kromwells, der unterdessen Generallieutenant geworden war, in

der dritten Hauptschlacht, die im Jahre 1644 den 3. Julius vorfiel, in welcher die Armee des Königs schon anfing zu siegen; allein die Reiterei Kromwells rettete die geschlagenen Flügel der parlamentarischen Truppen noch vom gänzlichen Untergange. Aber hier muß bemerket werden, daß nicht Kromwell sie anführte, sondern General Crawford; denn Kromwell war aus der Schlacht gegangen wegen einer sehr leichten Kontusion, die ein wahrer Soldat vielleicht nicht einmal würde bemerkt haben. Jedoch das Parlament schrieb ihm den Sieg zu, ernannte den Grafen von Manchester anstatt des Grafen von Essex zum Feldherrn mit dem Befehle, nichts ohne Vorwissen Kromwells zu thun. Das Parlament wollte ihm eine besondere Zuneigung beweisen, und nannte ihn vorzüglich den Patrioten. Diese Ehren erwies dasselbe dem Heuchler, weil es glaubte, derselbe streite nur aus Liebe und Anhänglichkeit für das allgemeine Beste, und nicht einsah, daß seine Triebfeder nur Hochmuth, Ehrgeiz und Herrschsucht sey.

Bald darnach aber zeigte er eine häßliche Blösse. Er bewirkte eine Parlamentsakte, daß die Glieder beider Häuser von den Befehlshaberstellen sollten ausgeschlossen

seyn. Seine Reiterei, die man den eisernen Arm nannte, war schon angestiftet, daß sie nicht dienen wollte, wenn Kromwell nicht ihr Anführer bliebe. Er wurde daher auch von dieser Akte ausgenommen. Nun wurde Sir Thomas Fairfax zum höchsten Befehlshaber, Kromwell aber zum Generallieutenant der gesammten Armee ernannt. Hierauf erhielt er einige Vortheile im Felde; der beträchtlichste war im Junius 1645, an dem aber mehr die Hitze des Prinzen Rupert, als die Tapferkeit Kromwells Ursache war. Dieser Prinz kommandirte den rechten Flügel der königl. Armee, und schlug den linken feindlichen Flügel, welcher floh; der Prinz, anstatt dem König nun zu Hilfe zu eilen, verfolgte die Flüchtigen: der König wurde sehr vom Kromwell gedrängt, sein linker Flügel geschlagen, und die Schlacht ging nun ganz verlohren. Das Parlament belohnte den Kromwell mit einer jährlichen Pension von dritthalbtausend Pfund Sterling. Von dieser Zeit an brütete Kromwell an seinem Plane, den er meisterhaft zu verbergen suchte.

Unterdessen wurden die Umstände des guten Königs immer trauriger; er hatte sich geschmeichelt bei den Schotten Sicherheit zu finden, und ergab sich am 25. April

1646 der bei Newark stehenden schottischen Armee. Das englische Parlament fing Unterhandlungen mit den Schotten an, und diese waren treulos genug den armen König den Engländern im Jahre 1647 auszuliefern: aber weder diese noch jene wußten, was für ein grosses Unglück demselben bereitet war. Da nun das Parlament den König in seiner Gewalt hatte, wollte es mit demselben Frieden machen, und einen Theil seiner Armee abdanken; allein Kromwell mußte dieses voraus gemuthmasset haben, denn die ganze Armee gerieth in Gährung; die meisten Offiziere derselben waren Handelsleute oder Handwerker; sie befanden sich bei der Armee besser als in ihren Werkstätten und Krambuden; sie wollten daher dieselbe nicht mehr verlassen, und widersetzten sich sammt dem Kromwell, der das ganze Geschäft leitete, und dessenthalben seine ganze Mannschaft nach London geführet hatte, der Aussöhnung des Parlamentes mit dem Könige aus allen Kräften.

Am 4. Junius dieses Jahres ließ Kromwell den König von dem berüchtigten Kornet Joyce, der im Anfange dieses bürgerlichen Krieges noch Schneider war, in Gegenwart der Bevollmächtigten des Parlaments aufheben, und zur Armee, die bei

Childerslei stand, abführen. Hier wurde der Monarch anfänglich gelind behandelt: weil der Bösewicht des Namens desselben oft nöthig hatte, um die Armee gegen das Parlament, von dem er so viel Gutes bisher genossen hatte, aufzuwiegeln. Mit dem Anfange des Jahres 1648 verjagte er mit Hilfe seiner Soldaten alle Parlamentsglieder, die ihm verdächtig und seinen Absichten abgeneigt schienen; setzte das ganze Haus in gänzliche Ohnmacht, hob alle Unterhandlungen desselben mit dem Könige auf, und schloß diesen weit enger als vormals ein.

Nun erwachten viele von denen, die sich Patrioten nannten, aus ihrem Traume, und fühlten zu spät die Stricke, die sie umschlangen; nun ergriffen sie die Waffen für ihren König; auch die Schotten, aus Reue über ihre unvernünftige Treulosigkeit gerühret, brachten eine ansehnliche Armee zu Gunsten desselben zusammen, und der bürgerliche Krieg brach vom Neuen mit grösserer Wuth aus. Da die parlamentarische Armee unter dem Kromwell, Fairfax und Lambert London verlassen, und sich in drei Theile getheilet hatte, fingen die Herren des Parlaments die Unterhandlungen mit dem Könige abermal an, und brachten es schon dahin, daß Kromwell wegen des La-

siers des Hochverraths sollte angeklaget werden; er aber, der gegen die königl. Truppen glücklicher war, als man es nur erwarten konnte, zog, nachdem auch die Schotten von dem Herzoge von Hamilton waren geschlagen worden, voll Muth mit seinem Heere nach London, jagte das ganze Parlament auseinander, besetzte es mit seinen Kreaturen, handelte dann als Chef des neuen Parlamentes nach seinem Gutdünken, und befahl demselben, den König zur Rechenschaft zu ziehen, den er unterdessen aus seinem bisherigen Aufenthaltsorte Wight nach London hatte führen lassen.

Bald darnach wurde ein förmliches Gericht zusammengesetzt, bei dem Kromwell abermal den Vorsitz hatte, und wo der König förmlich angeklagt wurde. Man legte ihm Verschiedens zur Last, aber ohne Grund: besonders beschuldigte man ihn, daß er die erste Ursache an dem bürgerlichen Kriege gewesen sey, was doch auch, wie wir gesehen haben, falsch war. Der unglückliche Monarch stand vor den Bösewichtern voll Seelenadel, weigerte sich standhaft die Gerichtsbarkeit derselben zu erkennen, und vertheidigte sich dennoch vorzüglich in Ansehung des Krieges. Das Gericht, bei dem Niemand so geschäftig war als Kromwell, un-

terfing sich den 27. Januar 1649 das Todesurtheil über den König auszusprechen, und Kromwell der Bösewicht konnte bei Unterschreibung desselben noch scherzen, und aus Scherz den, der der Nächste an ihm saß, mit Dinte bespritzen. Kromwell bekam unzählige Bitten für die Erhaltung des Königs; auswärtige Gesandte machten Vorstellungen; vier vornehme Männer vom Adel gaben sich selbst als Rathgeber des Königs an, und erklärten, daß, wenn er gefehlt hätte, so seyen sie schuldig und strafwürdig; allein alles war vergebens: Karl mußte sterben, und wurde am 30. Januar 1649 zu Whitehall auf dem öffentlichen Blutgerüste enthauptet.

Fünf Tage darnach ward das Oberhaus aufgehoben, und ein Staatsrath von lauter dem Kromwell ergebenen Leuten errichtet. Nun beugte sich freilich ganz England unter seine Tirannei, aber in Irrland herrschte noch eine mächtige Partei, die ihm abgeneigt war. Diese zu demüthigen, ging er mit 17,000 Mann dahin ab, und hatte bis in den Julius 1650 fast die ganze Insel unterjocht. Er übergab die Armee seinem Schwiegersohne Jarton, ging nach England zurück, und zog in London im feierlichen

Tri-

Triumphe ein. Um eben diese Zeit wurde Karl der Zweite zum Könige von Schottland ausgerufen, und daselbst Anstalt gemacht, in England einzufallen. Kromwell widersetzte sich ihnen mit einem Heere von 20,000 Mann, das anfänglich durch die Schlauheit der Schotten, und durch den Mangel der Lebensmittel in grosse Gefahr kam; aber am 3. Oktober bei Dunbar den Sieg über die Armee des jungen Königs davon trug. Der Krieg dauerte den Winter und das folgende Jahr mit abwechselndem Glücke fort: aber die Schlacht bei Worcester am 3. September 1651 war entscheidend, und Karl der Zweite auser Stand gesetzet, wieder im Felde zu erscheinen.

Bald darnach zog Kromwell in London im Triumphe ein; erhielt den Titel eines Lordgenerals und obersten Befehlshabers in England, und eine abermalige grosse Erhöhung seiner Einkünfte. Die folgende Zeit gab es noch viel Berathschlagungen und Streitigkeiten im Parlamente. Kromwell merkte, daß die Macht desselben wieder wachse: er ging daher mit einigen hundert Soldaten nach Westmünster, erklärte dort laut, daß er zur Ehre Gottes und zum Besten der Nazion das Parlament trenne; rief

bei der Widersetzlichkeit desselben seine Soldaten herzu, und ließ durch sie die Glieder desselben ohne Umstände aus dem Hause jagen. Er setzte auch den ganzen Staatsrath ab; suchte sich aber dagegen die Flotte, und das Kriegsheer immer geneigter zu machen. Die Befehlshaber derselben traten im Dezember des Jahrs 1653 zusammen, und erklärten am 16. d. M. den Kromwell zum Protektor des englischen Freistaates mit dem Titel: Hoheit. Noch hatte er viele Feinde, noch drohten ihm viele Gefahren; allein er wußte diesen zu entgehen, jene von sich entfernt zu halten. Er handelte unumschränkt wie ein König, und besaß ausser dem Namen alles, was nur ein König besitzen kann.

Nun richtete er seine Hauptsorgfalt auf die Verwaltung öffentlicher sowohl einheimischer als auswärtiger Geschäfte; brachte die Holländer zu einem für England rühmlichen Frieden; den Kronen Frankreich und Spanien zeigte er sich so wichtig, daß sie um seine Freundschaft buhlten, und sich sogar lächerlicher Mittel bedienten, um in Erlangung derselben einander den Rang abzulaufen. Der König von Frankreich nannte ihn Vetter; er aber schlug diesen Titel aus, weil er stolz genug war, den Titel Bruder zu erwarten, den er aber umsonst

hoffte. Den öffentlichen Schatz gebrauchte er nur mit äußerster Sparsamkeit. Er hatte zwar nach der Akte, die ihn zum Protektor machte, alle drei Jahre ein freies Parlament zusammen rufen müssen; allein das konnte ihm in keinem Stücke hinderlich seyn, weil er stäts ein starkes Kriegsheer zu seinem Befehle an seiner Seite hatte. Durch eine wohlgeordnete Kriegsmacht sowohl zur See als zu Lande machte er seine Nazion bei Auswärtigen furchtbar. Am 26. Julius 1657 wurde er noch einmal in Westmünsterhall mit aller möglichen Pracht als Protektor der drei miteinander verbundenen Königreiche ausgerufen.

Bei diesen Umständen war er nicht nur allein den königlich Gesinnten, sondern auch dem ganzen Volke verhaßt, weil dasselbe unter ihm weit mehr Bedrückungen erfuhr, als unter dem gemordeten Könige. Täglich geschahen neue Verschwörungen wider ihn, welche er zwar durch gut bezahlte Kundschafter zeitig genug entdeckte; aber niemals gänzlich unterdrücken konnte. Auch bei der Armee entstanden Meutereien, und selbst in seiner Familie war man mit ihm unzufrieden; seine liebste Tochter Lady Cleipole machte ihm noch auf seinem Krankenbette

bittere Vorwürfe. So war der Bösewicht bei allem Schimmer des Glückes unglücklich, und konnte zuletzt seine Angst und Furcht nicht mehr bergen; überall begleiteten ihn starke Wachen, unter seinen Kleidern trug er stäts einen Harnisch, ging von keinem Orte auf dem geraden Wege zurück, schlief selten drei Nächte nacheinander in eben derselben Kammer, und war gegen jedes fremde Gesicht argwöhnisch. Sein Körper mußte endlich seiner qualvollen Unruhe unterliegen. Im Sommer des Jahrs 1658 verfiel er zu Hamptoncourt in ein langsames Fieber. Er ließ sich von da nach London bringen, und starb daselbst an diesem Fieber aller angewandten Mittel ungeachtet am 3. September desselben Jahrs, da er 59 Jahre und fast 5 Monate alt war.

Sein Leichenbegängniß wurde auf öffentliche Kosten veranstaltet, und mit königlicher Pracht vollzogen. Eine Menge Lobgedichte kamen nach seinem Tode heraus, eine Sache, die nichts zu seinem Ruhme beweiset; denn was ist wohl Grosses geschehen, selbst in der Linie der abscheulichsten Schandthaten, was nicht Dichter mit Enkomien besungen hätten? Bald erschienen aber auch andere Schriften, die seine niedrigen Handlungen mit den gehörigen Schatten schilder-

ten. Sein ältester Sohn Richard folgte ihm in der Würde eines Protektors der drei Nazionen nach: allein sanft, friedfertig, entfernt von allem Ehrgeitze, ein Feind der Ungerechtigkeit, legte er die Regierung nieder, ehe er sie noch ein ganzes Jahr geführt hatte, und lebte auf einem Landgute ganz ungestört, weil er Niemanden beleidiget hatte, noch 50 Jahre. Auf den Brittischen Thron kam der Sohn des ermordeten Königs als rechtmäßiger Erbe, Karl der Zweite. Unter dessen Regierung wurde die Leiche Kromwells drei Jahre nach seinem Tode der Erde wieder entrissen, und öffentlich an den Galgen gehängt.

Johanne d'Arc,
oder das Mädchen von Orleans.

Johanne von Arc oder du Lys, gewöhnlich das Mädchen von Orleans genannt, wurde um das Jahr 1412 zu Domremi bei Vaucouleurs in Lothringen gebohren, wo ihr Vater Jaques d'Arc ein Bauer war. Sie war noch in der Blüthe des Alters, als sie sich einbildete, St. Michael, der Schutzengel von Frankreich, sey ihr erschienen, und habe ihr befohlen, nach Orleans zu gehen, um die Belagerung aufzuheben, und den König Karl VII. zu Rheims salben zu lassen. Ihre Erscheinungen veranlaßten ihre Aeltern, sie dem Gouverneur von Vaucouleurs Baudricourt vorzustellen. Dieser lachte anfänglich über das Mädchen, und schickte sie darauf, als er etwas ausserordentliches an ihr zu finden glaubte, an den König.

Der König befand sich damals zu Chinon in grosser Verlegenheit, und ver-

zweifelte fast, Orleans entsetzen zu können. Er war von der Ankunft des Mädchens schon benachrichtiget, und ließ sie in sein Zimmer kommen, das voll von jungen Herren war, die zum Theil besser gekleidet waren, als er. Sie wandte sich an den König, und grüßte ihn bescheiden und ehrfurchtsvoll; er wollte sie täuschen, und sagte zu ihr: Ich bin nicht der König, dieser hier ist es, und zeigte dabei auf einen seiner Höflinge. Aber sie versicherte ihn, daß sie ihn wohl kenne, ob sie ihn gleich nie gesehen habe, und sprach mit so viel Geist, Muth und Anstand mit ihm, daß der ganze Hof etwas Göttliches an ihr zu finden glaubte. Sie versprach mit Zuverlässigkeit, Orleans zu entsetzen, und den König zu Rheims salben zu lassen, und um sich Zutrauen zu erwerben, sagte sie dem Könige in Gegenwart seines Beichtvaters, des Herzogs von Alencon, und Christophs von Harcourt, geheime Dinge, die sie nie einem Menschen mitgetheilt hatte: Sire! sprach sie zu ihm, Sie erinnern sich, daß Sie am letztverflossenen Allerheiligen-Tage, ehe Sie kommunicirten, Gott um zwei Dinge baten; eins, Ihnen die Lust und den Muth zum Kriege zu nehmen, wenn Sie nicht rechtmässiger Erbe des Königreichs

wären; und das andere, allen seinen Zorn lieber auf Sie, als auf Ihr Volk fallen zu lassen. Der König erstaunte darüber. Er glaubte, man müsse, um von der Wahrheit versichert seyn zu können, vor allen Dingen wissen, ob sie noch Jungfrau wäre. Man ließ sie von verständigen Weibern untersuchen, welche sie noch als Jungfrau fanden. Nach dieser Untersuchung verständiger Weiber untersuchten sie die Aerzte. Alle schlossen, Gott könne wohl Mädchen Plane anvertrauen, die gewöhnlich nur von Männern ausgeführt würden. Das Parlament aber, an welches der König unsere Begeisterte schickte, war etwas weniger leichtgläubig, behandelte sie als eine Närrin, und verlangte ein Wunder von ihr. Johanne antwortete, sie habe es jetzt noch nicht in ihrer Gewalt, würde aber zu Orleans nicht ermangeln, deren zu thun.

Orleans war nahe daran, in die Hände der Engländer überzugehen. Karl, der mit dem Verluste dieser Stadt seine letzte Ressource verlohren hätte, glaubte den Muth eines Mädchens benutzen zu müssen, das den Enthusiasmus einer Begeisterten, und den Muth eines Helden zu haben schien. Johanne von Arc, als Mann gekleidet, als Krieger bewaffnet, und von geschickten Offi-

zieren angeführt, unternahm es, dem Platze zu Hülfe zu kommen, sprach im Namen Gottes zur Armee, und theilte derselben das Vertrauen auf ihn mit, womit sie selbst erfüllet war. Nun rückte sie gegen Orleans vor, brachte Lebensmittel hinein, und drang selbst im Triumphe in die Stadt. Ein Pfeil, der sie bei der Attaque in die Schulter verwundete, hielt sie vom Vorrücken nicht ab. Es kostet mir etwas Blut, sagte sie, aber diese Unglücklichen werden der Hand Gottes nicht entrinnen! Und sogleich erstieg sie die Verschanzungen der Feinde, und pflanzte selbst ihre Standarte auf. Die Belagerung von Orleans wurde bald darauf aufgehoben; die Engländer wurden in Beauce geschlagen; das Mädchen von Orleans zeigte sich überall als eine Heldinn. — Als der erste Artikel ihrer Mission erfüllt war, wollte sie auch den zweiten vollbringen. Sie zog nach Rheims, ließ 1429 daselbst den König salben, und war mit ihrer Standarte in der Hand bei der Ceremonie zugegen.

Karl, der Gefühl für die wichtigen Dienste dieses kriegerischen Mädchens hatte, erhob ihre Familie in den Adelstand, gab ihr den Namen du Lys, und Ländereien, um diesen Namen behaupten zu können,

Johanne von Arc hörte nun auf glücklich zu seyn; sie wurde bei der Attaque vor Paris verwundet, und bei der Belagerung von Compiegne in einem Ausfall gefangen genommen. Nun verschwand das Erstaunen, und die Ehrfurcht, womit sie die ganze Welt, und selbst ihre Feinde für sich erfüllt hatte. Man entschloß sich, sie dem Geiste des Jahrhunderts gemäß als Zauberin anzuklagen. Die Prediger predigten es überall, und die Universität zu Paris bestättigte es. Cauchon, Bischof von Beauvois, fünf andere französische Prälaten, ein englischer Bischof, ein Dominikanerbruder, Vikar der Inquisizion, und einige fünfzig Doktoren verhörten sie zu Rouen. Cauchon, der an die Engländer verkauft war, suchte alles hervor, sie schuldig zu machen, und verschwieg selbst im mündlichen Vortrage das Verlangen des Mädchens von Orleans, vor den Pabst gebracht zu werden. Hierauf sagte Johanne zu ihm: Ihr wollt nichts schreiben, als was gegen mich, und nichts von dem sagen, was für mich ist. — Als das Verhör zu Ende war, führte man sie auf den Kirchhof St. Ouen zu Rouen, wo sich das Volk versammelt hatte. Ein Prediger hielt eine schlechte Rede gegen den König Karl und seine Heldinn; Johanne unterbrach ihn, und strafte ihn

mit lauter Stimme Lügen. Diese Geistesstärke in einem schwachen Mädchen erbitterte ihre Richter noch vielmehr; man verurtheilte sie im Jahre 1431 als Zauberin, Wahrsagerin, Kirchenschänderin, Lästerin des Namens Gottes und der Heiligen, als eine die nach Menschenblut durstete, alle Scham ihres Geschlechtes abgelegt hätte u. s. w. zum Scheiterhaufen.

Johanne erschien mit eben der Festigkeit auf dem Scheiterhaufen, als auf den Mauern von Orleans; man hörte sie bloß den Namen Jesus ausrufen; die Engländer selbst beweinten ihren Tod. Karl VII. that nichts, sie zu rächen, sondern ließ bloß zehen Jahre nachher ihren Anverwandten hinterbringen, sie möchten die Revision des Prozesses vom heiligen Stuhle verlangen. Kallixtus III. setzte ihr Andenken wieder in Ehren; er erklärte sie zur Martyrin ihrer Religion, ihres Vaterlandes und ihres Königs. Ihre Richter schändeten durch Johannens Verbrennung ihre Vernunft und Billigkeit, verletzten das Völkerrecht, indem sie dieselbe als eine Kriegsgefangene zum Tode verdammten, und die Regeln des gesunden Menschenverstandes, indem sie sie als eine Zauberin verbrannten.

Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten, dieser edle deutsche Mann, der als ein Flüchtiger, Lebensunsicherer, Vertriebener, starb; der nichts hatte, wo er sein Haupt hinlegte; bei dem man nach seinem Tode nur eine Schreibfeder und einige Briefe an seine Freunde fand; wurde im Jahre 1488 zu Stackelberg, unweit Fulda, einem seiner Familie zugehörigen Schlosse gebohren; und machte seine ersten Studien zu Fulda, Köln, und Frankfurt an der Oder, wo der Churfürst Johann Cicero von Brandenburg, vor Kurzem (im Jahre 1495) eine hohe Schule gestiftet hatte.

Als er noch zu Fulda war, sollte er Mönch werden. Tunc hoc ingenium perderes? sagte der verdiente Ritter Eitelwolf von Stain zum Abbte, und errettete den fähigen Knaben; dafür aber hing Huttens Herz zeitlebens an diesem edlen Mann, seinem Erretter, dem er nachher die Gunst

des Churfürsten von Mainz, seine Reise nach Italien und sein erstes blühendes Hofglück zu danken hatte, mit dessen Tode aber auch seine erste Stütze ihm entging. Köln war damals, wie wir aus Luthers Geschichte wissen, ein Hauptnest von Philosophastern und Theologastern, und der Eckel, den Hutten an diesen Menschen fand, gab ihm, noch unbestimmt wie er ausbrechen würde, den Stoff zu seinen nachherigen Epistolis obscurorum virorum, (Briefe dunkler Männer) dem Heldenwerke seines Lebens. In Fulda war Crotus Rubianus, sein nachmaliger Mitarbeiter an diesen Briefen, sein Mitschüler gewesen, ein Freund, der ihm auch treu blieb bis an das Ende. In Köln lebten nun alle die Originale, die das künftige Heldengedicht galt. — Abermals ein Beweis, daß das meiste, was wir in unserm Leben thun, von denjenigen Verbindungen und Umständen herrührt, in welche uns früh die Vorsehung setzt. Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — sie machen meistens den Anklang unserer Bestimmung: sie weben das Grundgewebe, in welches spätere Schicksale und reifere Vernunft uns den Einschlag geben.

Von Köln ging Hütten überdrüssig nach Frankfurt, dessen reizende Lage er, vermuthlich für seinen Eitelwolf, in Versen beschrieb. Bald trieb ihn seine jugendliche Unruhe in seinem 20sten Jahre 1508 auch von hier weg; und so wie er sein ganzes Leben durch, die Liebe der Musen mit der Leidenschaft zu ritterlichen Thaten verband, so traf es sich auch itzt, daß er in eben diesem Jahre nach Italien in den berühmten Venezianischen Krieg ging, wo der unternehmende Geist, die Eifersucht und die Politik der Fürsten, die damals das Steuerruder von Europa führten, der Welt ein so seltsames Schauspiel gaben. Maximilian belagerte eben damals Padua. Hutten brachte den größten Theil der Zeit, während diese Händel dauerten, von 1508 bis 1517 in Italien zu, wo er sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine litterarischen Talente eben so sehr, als durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervorthat.

Unter die Begebenheiten seines Lebens in Italien gehört auch diese, daß er einst auf einer Fahrt von Rom nach Viterbo in den Fall kam, sich ganz allein, denn seine Gefährten waren davon gelaufen, mit fünf Franzosen, mit denen er zufälliger Weise Han-

del bekommen hatte, herumzuschlagen. Ungeachtet er nur sehr klein von Person war, und fünf gegen Einen eine ziemlich ungleiche Partie ist, wehrte er sich so verzweifelt, daß die Franzosen endlich ihr Heil in der Flucht suchten mußten. Inzwischen fand sich der rastlose Jüngling nicht oft in dem Falle, in diesem Kriege seinen Muth auf eine so ausgezeichnete Art zu zeigen, und das Schicksal schien ihm nicht so gewogen gewesen zu seyn, als die Natur. Sein Aufenthalt in Italien gab ihm weniger Anlaß, seinen Heldenmuth in Kriegsthaten, als in Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweisen, denen, nach der dermaligen Weise Krieg zu führen, uud zu leben überhaupt, ein Rittersmann, der nichts als seinen Namen und seinen Degen hatte, noch weit mehr als heutiges Tages bloß gestellt war.

Er kam nach Deutschland zurück, und ein Landedelmann, sein Vetter, der an ihm einen fleissigen mühsamen Juristen, nach damaliger Juristenzeit in Deutschland erwartete, fand gar nicht was er suchte.— Der arme junge Mensch schrieb seinen Nemo. (Niemand) Beim ersten Auftritt war er auch ein Niemand, und ist gewissermassen zeitlebens einer geblieben. — Vorher hatte er unter mancherlei Schicksalen ganz Deutsch-

land durchkrochen und durchflogen, und genoß nun auch den Vortheil, es in allen seinen Provinzen zu kennen. In Wittenberg schrieb er sein Werkchen: de arte versificatoria, (von der Verskunde) Zeichen des Brodstudiums, worinn er Unterricht geben mußte, aber doch mit viel Wärme. In der Schweiz nahm ihn der Reformator Vadian auf, und so kam er zum zweitenmale, itzt ein edler Jurist zu werden, nach Italien. Eben aber, als er hier den Gesetzen oblag, kam bald ein Umstand ganz anderer Art, Hutten als den, der Er war, zu zeigen und zu üben. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte seinen Vetter Johann von Hutten im Beblinger Walde umgebracht: und nun folgten aus Italien des Huttens, der so sehr Edelmann und Geschlechtsvertheidiger, als Deutscher und Freiheitsvertheidiger war, Klagen, Briefe, Deplorazionen und endlich fünf Invectiven gegen den Mörder — wahre Demosthenesreden von Herz und Seele, nicht Schulübungen, die wahre Sprache der Unschuld und Rache. Als aber die Sache durch thätige Mitwirkung der Huttenschen Familie und anderer Feinde des jungen ausgelassenen Fürsten zu einer gemeinen Sache aller Fürsten wurde,

die

die sich durch den berühmten schwäbischen Bund des Herzogs Ulrich Gewaltthätigkeiten und Uebermuthe entgegen setzten, so zog unser Hutten nun auch den Degen, den er eben so muthig und fertig zu führen wußte, als die Feder, und half ritterlich Thaten thun; wie sie denn nicht eher vom Herzoge Ulrich abliessen, als bis sie ihn von Land und Leuten verjagt hatten.

Bei Gelegenheit dieser grossen Fehde entstand Huttens Freundschaft mit dem berühmten Franz von Sickingen, Götzens von Berlichingen Schwager, der es werth war, dieses Mannes Bruder zu seyn. Zwischen ihnen beiden war eine natürliche Verwandtschaft, welche durch die Gleichheit ihrer Gesinnungen in bürgerlichen und Religionssachen, denn auch der tapfere Sickingen war in der Folge einer von Luthers ersten und wärmsten Freunden, noch inniger wurde. Hier bemerken wir noch, daß die Stimme, die sich itzt für ein schreiendes Bruderblut erhob, bald zu Kaiser und Reich gegen den Pabst rufen sollte, und sich hier an einem so sonderbaren tragischen Vorfalle zu etwas erproben mußte, was sie noch nicht einsah.

In diesem Jahre 1515 war es, wo ihm sein Freund, Erretter und Beförderer, Ei-

telwolf von Stain starb, und nun ging seine zweite Laufbahn an. Die Beklemmung, in welcher sich damals die Ehre und das Licht Deutschlands, ein verdienter Mann von manchen noch unbekannten Seiten, Reuchlin befand, ging ihm zu Herzen: er machte sich mit seinem Schul- und Busenfreunde Crotus auf, ihm gegen den Ketzermeister Hogstraaten und seine Spießgesellen, durch ein Mittel, was mehr als eine Deduktion wirkte, zu helfen: er schrieb die Epistolas obscurorum virorum. Daß Crotus daran Theil gehabt habe, ist unläugbar; sie unserm Hutten aber deswegen, weil Crotus mitgeholfen hat, absprechen zu wollen, ist so thöricht, als sie gar Erasmus zuzuschreiben, der unter allen Sterblichen sie wohl am wenigsten schreiben konnte und wollte.

Diese Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf so scharf, schied Mark und Bein, zeichnete so genau, daß die Pfefferkorne, Ortuini und alle ihres Gelichters in ihrer ganzen Blösse da standen, und da galts weiters keines Leugnens. Unglaubliche Wirkung hat diese Schrift hervorgebracht; sie ist für Deutschland unendlich mehr geworden, als der Hudibras für England, und Gargantua für Frankreich, und viel etwas nützlichers, als der Junker von

Mancha für Spanien seyn konnte — eine Nazionalsatyre voll Geist, Feuer, Witz und äusserst genauer treffender Detailwahrheit.

Als Hutten 1517 zum drittenmale aus Italien kam, war ohne Zweifel die Knospe seines Ruhms in der schönsten Blüthe. Da jauchzten ihm alle schönen Geister zu; Erasmus fröhnte ihm, selbst wo es nicht hingehörte, vor seinem N. Testamente, als einem Manne, desgleichen nicht gewesen; Hutten fand allenthalben, besonders aber in dem gastfreundlichen Hause des berühmten Konrad Peutinger in Augsburg, dieses edlen Freundes aller Talente und Verdienste, eine liebreiche, schmeichelhafte Aufnahme, und auf die Empfehlung dieses braven Mannes, so wie des redlichen Pirkhaimer, Nürnbergs verdienten Patriziers, Albrecht Dürers und der Freunde alles Guten, erhielt er hier die Ehre, vom K. Maximilian zur Belohnung seiner im Venezianischen Kriege bewiesenen Mannheit und ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt zu werden; zu welchem Ende Peutingers Tochter, Konstanzia, das schönste und artigste Mädchen ihrer Zeit in Augsburg, den Kranz mit eigenen Händen geflochten hatte. — Von die-

ser Zeit an ging ein Bildniß Ulrichs von Hutten, gewaffnet und mit einem Lorbeerzweige um die Scheitel, in Deutschland herum: eine Ehre, worüber er, da sie damals noch ungewöhnlich war, ein gar grosse Freude gehabt haben soll.

Nach dieser Zeit begab sich Hutten an den Hof des Churfürsten Albert von Mainz, wo er sich einige Jahre aufhielt. Eine Frucht davon ist sein Gespräch de Aula (vom Hofleben) an Heinrich Stromer, einen verdienstvollen Arzt aus Leipzig und seinen vertrauten Freund, der damals bei Churfürst Albert in Diensten war. Im Jahre 1518, begleitete Hutten seinen Herrn, den Erzbischof Albert nach Augsburg auf den Reichstag, wo K. Maximilian von Fürsten und Ständen Abschied nahm, und wo auch von Herzog Ulrich von Würtemberg und von Dr. Martin Luthers Sache die Rede war. Der arme Hutten, dem sein Schicksal überall Streiche spielte, hatte diese ganze Zeit über das Fieber. Aber weder Schicksal noch Fieber, noch irgend etwas in der Welt konnte über seinen guten Muth Meister werden.

Unser Hutten stand, wo er konnte, stets an der Spitze jener Männer, die, in ewiger Theilnehmung an Allem, was sie,

weil sie Menschen sind, als sie angehende Dinge betrachten, wenn gleich nicht unmittelbar um ihr eigen Fell gespielt wird, immer bereit und fertig stehen, sich für die gute Sache des ersten besten Unbekannten, der ihnen in den Wurf kommt, mit der ganzen Welt herum zu tummeln. Man kann sich also leicht vorstellen, daß er bei den grossen Bewegungen, welche Luthers Lehre im Jahre 1517 verursachte, keinen müssigen Zuschauer abgegeben haben könne; und schwerlich wird jemand einen Augenblick zweifelhaft seyn, welche Partei ein Mann von Huttens Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. Jacta est alea! Ich hab's gewagt! war sein Wahlspruch. Hutten bahnte in der That ohne es selbst zu wissen Luthern den Weg, und half ihm nachher als er ihn kannte treulich. Nachdem er den Feldzug gegen Ulrich von Würtemberg abgethan hatte, vollendete er auf seinem Schlosse zu Stackelberg seine Dialogen über Glück, Fieber, und Pabst; er schrieb gegen Pabst Leo X. und seine Courtisanos, wie er sie nennt, und gegen Alle, welche sich einer Sache, die seinem Gefühle nach Sache der Menschheit war, widersetzten, eine Menge heftiger Broschüren, in Latein und Deutsch, in Prosa und Ver-

sen; munterte Luthern in einem Briefe öffentlich auf, muthig fortzufahren; gab die Bulle vom Jahre 1520 mit sehr beissenden Randglossen heraus, und schrieb in deutscher Sprache eine historische Deduktion über den steten Ungehorsam der Röm. Päbste gegen die Kaiser.

Aber es dauerte nicht lange, so kam der schärfste verweisendste Befehl aus Rom nach Mainz: „daß ein so frecher Sünder, als Hutten, gegen den die Theologen in Köln längst die Bulle über die epistolas obscurorum virorum gehabt, und der immer fortführe, von der römischen Dreieinigkeit (so hieß sein letzter Dialog) in Mainz zu schreiben, nichts anders, als in Ketten nach Rom geführt zu werden verdiente." Zu diesem Werke war alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beschützer. Albert konnte und durfte es nicht seyn: zum Herzog Ferdinand schrie Hutten laut, aber vergebens: noch lauter an Kaiser Karl, an die ganze deutsche Nazion, aber vergebens! Er hatte Muth genug, an Kaiser Karls Hof nach den Niederlanden zu gehen, aber umsonst, er fand nirgends Gehör: und doch blieb Hutten immer unerschütterlich. Man schauert, wenn man die Briefe, oder vielmehr die Reden und Auffor-

derungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friederich von Sachsen, an alle Stände des Reichs, lieset. Laut beschwert er sich über das ihm vom römischen Hofe zugefügte Unrecht, behauptet seine Sache und fordert Gerechtigkeit. Alle fünf Klagschriften sind ins Deutsche übersetzt mit dem Beiworte: „Ein grosses Ding die Wahrheit! stark über Alles!" Er hätte aber lange rufen mögen, wenn ihm nicht sein alter Freund, Franz von Sickingen, ein Mann, dessen Namen Deutschland zu den edelsten Römern stellen und vielleicht sagen kann: „Weichet diesem!" wenn der ihm nicht ungerufen, mit gewohnter Hand Schutz und Freistaat gegeben hätte.

Hier geht leider der dritte Abschnitt von Huttens Leben an, und Gottlob! daß auch der nicht lange dauert. In seines Sickingens Schlosse, Ebernburg am Main, fand der also eine Freistatt, der sie nirgends, und auch auf seinen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte sein Deutschland nicht verlassen, dessen Sache er eben am eifrigsten betrieb. Jetzt machte er mit Luthern gemeinschaftliche Sache, munterte ihn auf, bot sich und seinen Sickingen zu allem an. Er ließ den Ergiessungen seines Herzens

gegen alle diejenigen freien Lauf, die er als Feinde der literarischen, bürgerlichen und geistlichen Freiheit ansah. Er verfolgte sie mit den bittersten Stachelschriften, und that ihnen besonders auch durch deutsche Lieder, die auf allen Gassen gesungen wurden, grossen Abbruch.

Das Jahr darauf fingen Sickingens Sachen an übel zu gehen, und 1523 im Mai starb dieser edle Held. Wie alle Guten den Tod dieses Edlen betrauert haben, bedarf keiner Erwähnung. Die meisten Aufklärer des Süddeutschlands hat er geschützt, ernährt, beherbergt, verfochten: Aquilä, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Oekolampadius; selbst Luthern lud er mehr als einmal: sein Freund Hutten überlebte ihn nur drei Monate.

Hutten hatte durch seinen Feuereifer eine Welt voll Feinde gegen sich in Harnisch gebracht, vor deren Macht, Bosheit und Nachstellungen er nun, da er seinen einzigen noch übrigen Freund verlohren hatte, in Deutschland keinen Augenblick mehr sicher war. Mit gebrochenem Herzen ging er der Schweiz zu, um Rettung zu suchen. Ufnort heißt die kleine Insel im Zürchersee, wo er im Gebiete des Zürcher Raths Schutz, und bei einem armen Prediger Pflege, War-

tung und — Ruhestätte fand. Ein Höherer entriß ihn dem Banne und der Acht, Feinden und falschen Freunden aus dem Rachen: er starb zu Ende des Augusts 1523 im sechs und dreißigsten Jahre seines Alters.

Ulrich von Hutten war klein von Person, wiewohl von starkem Bau; abgehärtet zur Ertragung alles Ungemachs, ein Verächter aller Vortheile und Wollüste, die er mit der geringsten Beugung seiner freien Seele, der mindesten Gefälligkeit auf Kosten seines Charakters hätte erkaufen müssen; von einem unternehmenden kühnen Geiste, der allem Widerstande trotzte, und durch nichts zu bändigen war; heftig in Thaten und Worten; unveränderlich standhaft bei der Partei, die er einmal genommen hatte; treu in seinen Verbindungen; aber immer bereit, sich um Wahrheit und Recht von dem unentbehrlichsten Freunde oder Beschützer loszureissen. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf einer Seite, und den unzähligen Feinden, die ihm seine Wahrheitsliebe und seine Hitze auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit gesetzt, die zuweilen in Anstösse von wirklicher Härte ausbrach; demungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das

Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes; edelmüthig, bieder, offen und treuherzig; ein tödtlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bei allen diesen Tugenden eines ächten Ritters, einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit, und zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen emporhielten, welche jeden gewöhnlichen Menschen zu Boden gedrückt hätten.

Petrarca.

Franz Petrarca wurde den 20. Julius 1304 zu Arezzo in Italien gebohren. Seine Eltern waren durch die innerlichen und äusserlichen Unruhen, welche damals Florenz erschütterten, aus dieser Stadt verjagt worden, und hatten Arezzo zu ihrem Aufenthalte gewählt. Nach einiger Zeit verliessen sie auch diesen wieder, und begaben sich nach Avignon, welches damals dem Pabste gehörte.

Als er zum Jünglinge herangewachsen war, schickte ihn sein Vater auf mehrere Schulen und Universitäten. Vier Jahre brachte er auf der Schule in Karpentras, viere auf der Universität Montpellier, und drei in Köln zu; bildete auf diesen hohen Schulen, die man damals unter die berühmtesten zählte, sich zum vollkommenen Gelehrten, und kam als Doktor der Rechtsgelehrsamkeit nach Avignon zurück.

Er sah Laura und liebte sie. Seine Liebe wurde erwiedert, aber durch keine kirch-

liche Verbindung befestigt. Eben diese Liebe diktirte ihm seine Lieder, welche ihm die Unsterblichkeit verschafften. Tausende vor und nach ihm mögen vielleicht die Wonne der geistigen Liebe so gut empfunden haben, wie Petrarca, aber außer ihm und Rousseau ist es keinem gelungen, seine Gefühle darzustellen; so daß jeder Liebende, und überhaupt jeder Feinfühlende seine eigne Empfindung in Petrarcas Gedichten wieder findet.

Natürlich ist es, daß seine Liebe um so daurender war, je gewisser sie bloß Seelenliebe blieb, und eben so natürlich, daß der Zauber von Liebenswürdigkeit, der von Laura ausging, oder den seine Phantasie ihr liehe, auch alles das verherrlichte, was sie umgab; natürlich, daß die ganze Gegend für Petrarca noch mehr Elysium ward', als sie es durch die Natur schon ist.

Und wahrlich alle die, welche dieses herrliche Stück Landes je sahen, wurden bezaubert von den unnennbaren Reitzen desselben, und bezauberten hinwiederum andere durch die Beschreibung, die sie davon machten. — Eines der schönsten Stücke dieser Landschaft ist die berühmte Quelle von Vaucluse, welche auch wohl schon Leute, die keine Laura hatten, begeistert hat.

Ich komme auf Petrarca zurück. Der Rath zu Rom, und die Universität zu Paris trugen ihm den Lorbeerkranz an, den er sich durch seine herrlichen Gedichte so wohl verdient hatte. Er wollte ihn lieber aus den Händen der Römer empfangen. Alle Großen jener Zeit wetteiferten, ihn mit Ehren zu überhäufen, man trug ihm Präbenden aller Art lange vergebens an.

Laura starb, wie man sagt, im nämlichen Monate, am nämlichen Tage, und zur nämlichen Stunde, in welchen vor Jahren Petrarca ihr seine Liebe, und sie ihm die ihrige erklärt hatte, während er in Italien war, und nun war es ihm nicht möglich, ein Land wieder zu besuchen, das den kostbarsten Schatz nicht mehr enthielt, den einzigen, der ihm Avignon werth machte. Er nahm jetzt eine Präbende in Padua an. Endlich starb er an einem schleichenden Fieber, gegen das alle Kunst der Aerzte vergeblich war, den 18. Julius 1374 in einem Alter von siebenzig Jahren; nachdem ihm noch etwas früher die Genugthuung wiederfuhr, daß die Bürgerschaft von Florenz, die seinen Vater ehemals verjagt hatte, ihn in ihre Stadt zurück rief, und ihm alles wieder zurück gab, was seinem Vater abgenommen worden war.

Petrarca war von mittelmäßiger Größe, aber wohlgebaut und schlank; sein Gesicht war einnehmend, sein Auge lebhaft, seine Physiognomie fein und geistreich. — Wenn nun schon sein Aeusseres geschickt war, diejenigen für ihn einzunehmen, die ihn das erstemal sahen, so war sein Karakter noch weit fähiger, ihm die Herzen derer zu gewinnen, die ihn genauer kannten. Sein Umgang war nicht allein durch seine Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit liebenswürdig, sondern er besaß auch überdieß alle jene Eigenschaften in vollem Maße, die das sprechendste Recht haben, Zutrauen und Hochachtung anderer Menschen uns zu gewinnen.

Es ist zu bewundern, daß Petrarca bei seinen mäßigen Einkünften immer so viel hatte, seinen großmüthigen Neigungen genug zu thun; denn auſſer einer immer offenen Tafel hielt er Pferde; seine Hausbedienten waren ziemlich zahlreich; er kaufte unaufhörlich Bücher, und fand doch noch Mittel seinen Freunden zu leihen, und den Armen zu geben. Dieß ist ein Beweis, daß er mit weiser Sparsamkeit gelebt, und sich selbst alles das versagt habe, was er an andere fast verschwendete.

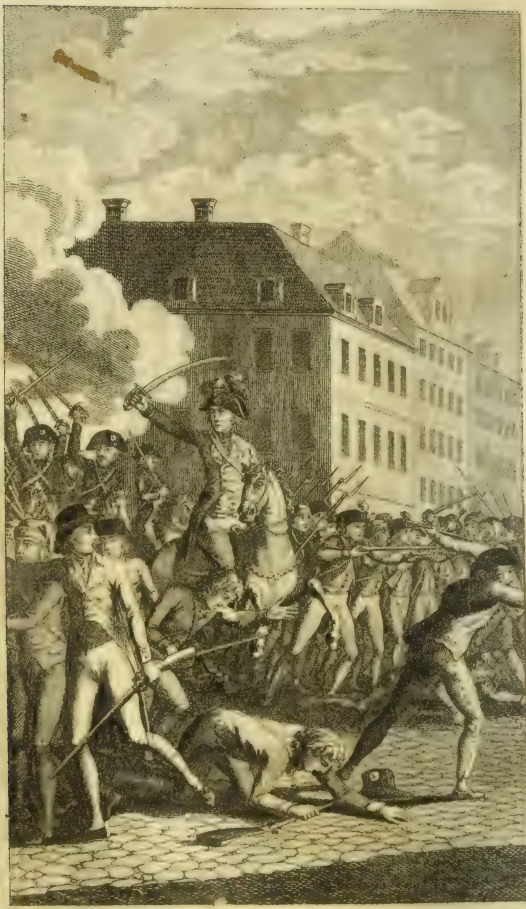
Durch seine lateinischen und philosophischen Werke erwarb er sich zu seiner

Zeit vielen Ruhm, aber itzt sind sie beinahe vergessen: in seinen italienischen Gedichten aber findet man eine Fülle der Ideen, eine Schönheit der Gedanken, einen Reichthum des Ausdrucks, und eine Reinheit des Stils, der sich wenige genähert haben, und die keiner übertroffen hat. Ganz Italien erkennt ihn einmüthig für den Fürsten der lyrischen nicht allein, sondern überhaupt für den Vater seiner Poesie, und so lang die Menschen die Macht der Liebe empfinden, wird die ganze Nachwelt das Urtheil der römischen Senatoren unterschreiben, welche die poetische Krone auf das Haupt des Petrarca setzten.

Gedruckt mit v. Ghelenschen Schriften.

Inhalt.

		Seite
1.	Joseph II.	7
2.	Gustav III.	18
3.	Katharina II.	28
4.	Buonaparte	55
5.	Reubell	87
6.	Carnot	95
7.	La Fayette	105
8.	Dümouriez	143
9.	Pitt	191
10.	Kaunitz	200
11.	Herzberg	205
12.	Potemkin	210
13.	Laudon	216
14.	Mirabeau	222
15.	Robespierre	230
16.	Danton	240
17.	Marat	250
18.	Eulog Schneider	259
19.	Franklin	264
20.	Cook	270
21.	Mohamed	278
22.	Kromwell	293
23.	Johanne d'Arc, das Mädchen von Orleans	310
24.	Ulrich von Hutten	316
25.	Petrarca	331



Pichegru zerstreut die Terroristen
zu Paris am 1. April 1795.

Gallerie
interessanter Personen.

Oder

Schilderung

des

Lebens und Charakters

der

Thaten und Schicksale
berühmter und berüchtigter Menschen
der ältern und neuern Zeit.

Herausgegeben
von
Karl August Schiller.

Zweites Bändchen.

Berlin und Wien
in der Dollischen Buchhandlung.

1799.

Franz Lueber

Gallerie
interessanter Personen.

Von

K. A. Schiller.

Zweites Bändchen.

Maria Theresia.

Maria Theresia wurde zu Wien den 13. Mai 1717 gebohren. Ihre Eltern waren Kaiser Karl VI. und Elisabeth, eine Herzoglich Braunschweigische Prinzessin. Bei ihrer Erziehung wurde nichts verabsäumet, was nur immer eine grosse Prinzessin in allen Tugenden und Wissenschaften auszubilden erforderlich war. Aus besonderer väterlichen Vorsorge ließ Kaiser Karl im Jahr 1724 durch die Stände der verschiedenen Provinzen, und mit deren Einwilligung der jungen Erzherzogin die Erbfolge in unfehlbarer Vereinigung sämmtlicher Königreiche und Erblande für den Fall, daß kein Erzherzog von ihm vorhanden seyn würde, kraft einer pragmatischen Sankzion zusichern; welcher Zusicherung auch nach einiger Zeit die mächtigsten europäischen Staaten beitraten.

Viele Prinzen aus hohen Häusern bewarben sich um die Erzherzogin Maria The-

resia; es hatte aber keiner das Glück, von ihr und ihrem erhabenen Vater gewählt zu werden, als Franz Stephan, Herzog von Lothringen. Die Vermählung mit demselben geschah den 12. Februar 1736 mit vieler Pracht.

Im Jahre 1738 den 17. Dezember trat sie mit ihrem geliebten Gemahle eine Reise nach Florenz an, auf welcher sie aller Orten auf das prächtigste empfangen wurden, und endlich wieder den 10. Mai 1739 in Wien anlangten; bald darnach begaben sie sich auf das kaiserl. Sommerschloß Laxenburg, das der Lieblingsaufenthalt Kaiser Karls VI. war.

Den 20. Oktober 1740 starb dieser Kaiser. Während jener Zeit wurde die Großherzogin Maria Theresia mit drei Prinzessinnen gesegnet, von denen aber zwei in kurzer Zeit starben. Sogleich nach dem Tode des Kaisers übernahm Maria Theresia die Regierung, und trat in den Besitz aller hinterlassenen Staaten; darum sie auch den Titel einer Königin von Ungarn und Böhmen annahm. Die junge Regentin übertrug, um das Glück ihrer Unterthanen desto besser besorgen zu können, ihrem Gemahle die Mitregentschaft. Durch ihre Leutseligkeit gewann sie die Herzen aller ih-

rer neuen Unterthanen. Sie zog Damen und Offiziere vom ersten Range an ihre Tafel; die Abgeordneten der Provinzen ermahnte sie frei zu sprechen; sie gab jedermann Gehör, und ließ alle befriediget von sich.

Ihre ersten Regierungstage zeichnete sie mit Wohlthaten aus, und mit solchen Anstalten, die auf ihre Unterthanen einen guten Einfluß hatten. Unter diese gehöret, daß sie gleich vom Anfange mit der Kellerei und Jägerei solche Anordnungen und Abänderungen getroffen hatte, durch welche die Oekonomie in eine bessere Ordnung kam, und manche Last von einigen ihrer Unterthanen hinweggewälzet wurde. Einzelne Wohlthaten ließ sie mehreren zukommen; vorzüglich den dreien Grafen Sekendorf, Wallis und Neuberg, welche in dem die drei vorhergehenden Jahre geführten Türkenkriege als Feldmarschälle kommandiret hatten, verschiedener Fehler wegen waren beschuldiget worden, und dessenthalben im gefänglichen Verhafte fassen, von ihr aber des Arrestes entlassen wurden.

Sobald der Tod Karls und die wirklich erfolgte Thronfolge Thereſiens allenthalben bekannt wurde, so kam mehr als halb Europa in Bewegung; verschiedene Mächte

machten Anspruch auf die Erbfolge dieser jungen Fürstin. Karl Albrecht Kurfürst von Baiern verlangte die Erbfolge vermöge eines Testaments des Kaiser Ferdinands des Ersten; August der Dritte König von Pohlen und Kurfürst von Sachsen berief sich auf die Rechte seiner Gemahlin, als der erstgebohrnen Tochter Kaiser Josephs des Ersten; Philipp der Fünfte König von Spanien meldete sich ebenfalls, und glaubte ein Recht auf die Oesterreichischen Staaten zu haben, weil er unter seinen Ahnen die Gemahlin Philipps des Zweiten zählte, die als Tochter Maximilians des Zweiten eine österreichische Prinzessin war; Karl Emanuel König von Sardinien machte Ansprüche auf das Herzogthum Mailand; und Ludwig der Fünfzehnte tratt als Schiedsrichter derer auf, die sich um den Besitz der österreichischen Staaten bewerben wollten.

Allen diesen kam Friedrich der Zweite König aus Preussen vor, welcher auf vier Distrikte des damals unter österreichischer Oberherrschaft stehenden Landes Schlesien, nämlich auf die Herzog- und Fürstenthümer Jägerndorf, Brieg, Liegniz und Wohlau Ansprüche machte, ungeachtet seine Vorfahren durch öfters wiederholte Verträge und Aeußerungen allen Rechten auf dieselben ent-

saget hatten. Jedoch Friedrich fiel im Jahre 1740 um die Mitte des Christmonats mit einem Heere von 40,000 Mann in das von Soldaten fast ganz entblößte Schlesien ein.

Da zu wenig Mannschaft in Schlesien war, und General Browne, der die Truppen dieses Landes kommandirte, und sich zu schwach fühlte, einer solchen Menge hinlänglichen Widerstand zu leisten, sich zurück ziehen mußte, so sahen sich viele Orte genöthiget, sobald sich nur preußische Truppen zeigten, ihnen die Thore zu öffnen, und die Hauptstadt Breßlau ergab sich, ohne nur einen einzigen Kanonenschuß zu thun. Der General Browne selbst, der sich zu Gräz am Flusse Mora halten wollte, wurde durch wiederholte Angriffe genöthiget, das Städtchen zu verlassen, und sich über den Fluß des Markgrafthums Mähren zurückzuziehen. Nur die Festung Neisse, in welcher General Roth kommandirte, hielt sich gegen das Bombardement tapfer; und die wiederholten tapfern Ausfälle der Mannschaft zwangen den König von Preussen die Belagerung aufzuheben.

Der König machte zwar einige dem Scheine nach gemäßigtere Vorschläge: allein die standhafte Theresia schlug sie als unvereinbar mit ihrer Ehre aus. Dagegen brach-

te sie eine Klagschrift wider den König von Preussen bei dem Reichstage zu Regensburg an; die aber ohne alle Wirkung blieb. So schloß sich das Jahr 1740 betrübt für die junge Königin von Ungarn.

Im folgenden Jahre 1741 erschien Friedrich schon im Hornung bei seiner Armee in Schlesien; in der Nacht zwischen dem 8. und 9. des Monats März ließ er Großgloggau mit Sturm einnehmen, und machte die Besatzung zu Kriegsgefangenen. General Schwerin rückte mit der Hauptarmee der Preussen bis gegen Troppau und Jägerndorf vor; ließ beide Städte befestigen, und zog eine Linie bis an die mährischen Gränzen.

Mitten unter diesen Unglücksfällen erfreute Gott das gepreßte Herz der Königin Theresia. Sie gebahr den 13. des Monats März zum ungemeinen Vergnügen aller ihrer Unterthanen ihren ersten Sohn Joseph, diesen ihren ewig unvergeßlichen nachherigen Nachfolger. Jedermann war entzücket über die Nachricht dieser glücklichen Niederkunft, und die Feierlichkeiten, die man deswegen anstellte, übertrafen alles, was man davon erzählen oder schreiben kann.

Auf dem Kriegsschauplatze kommandirte Graf Neuberg die bei Ollmüz in Mähren

stehenden Truppen der Königin Theresia, und drang mit selben über die mit Schnee noch bedeckten Berge bis an die schlesischen Gränzen; und nahm den 8. April den Preussen die Stadt Grotgau wieder ab, wo er viele Bagage und 800 Rekruten bekam. Den 10. April war die grosse Schlacht bei Molwitz, wo die Oesterreicher und Preussen beinahe gleich viel verlohren; zuletzt aber dennoch der Sieg sich auf die Seite der Preussen lenkte. Hierauf belagerte der König Brieg, und bekam es bald in seine Gewalt. Auch Neisse wollte er belagern, wurde aber durch den Grafen von Neuberg daran verhindert. Von dieser Zeit an herrschte ungefähr drei Monate hindurch eine Art Ruhe auf dem Kriegsschauplatze.

Nun glaubte die junge Königin, daß es Zeit seye, sich nach der bei der edlen ungarischen Nazion gewöhnlichen Art krönen zu lassen. Sie ließ also einen Landtag auf den Monat Mai nach Preßburg ausschreiben; und wurde den Beschlüssen desselben gemäß am 25. Junius zur unaussprechlichen Freude der ganzen Nazion gekrönet. Auf diesem Landtage wurde Franz der Gemahl Theresiens zum Mitregenten des Königreichs erkläret; das alte Ansehen des Palatinus, des Primas, und des Banus von Kroazien

wieder hergestellet, und beschlossen, daß die höhern geistlichen und weltlichen Bedienstungen im Königreiche nur an gebohrne Ungarn sollten vergeben werden; dagegen aber sollten die ungarische Kanzlei und Kammer vom Könige nur allein abhängig seyn. Die Krönung geschah mit einer Pracht, die fast nichts Aehnliches in der Geschichte aufzuweisen hat.

Bald darnach fingen die Feindseligkeiten in Schlesien wieder an. Am 10. August ließ sich der preußische König die Huldigung vom Magistrate zu Breßlau ablegen; diesem Beispiele folgten bald die Städte Liegniz und Schweidniz nach. Es fielen zwar mehrere kleine Gefechte vor, die aber nicht entscheidend waren. Unterdessen vermehrten sich die Feinde Theresiens gewaltig. Der erste unter ihnen war Karl, Kurfürst von Baiern, der aber auch von Frankreich, das immer bedacht war, Oesterreichs Ansehen zu unterdrücken, von Spanien, Savojen und Sachsen unterstützet war. 40,000 Franzosen giengen im Monate August über den Rhein, um in Baiern als Hilfsvölker zu dienen; sie wurden von dem Feldmarschall Belleisle kommandirt.

Eine andere französische Armee marschirte unter dem Kommando des Marschall von Maillebois in das Hannöveranische Ge-

biet, um den König von England abzuhalten, daß er der bedrängten Königin von Ungarn nicht zu Hilfe kommen konnte. Die baierischen Völker drangen in das Herzogthum Oesterreich ein, und bemeisterten sich der Stadt Linz.

So widrig das Schicksal der jungen Königin war, so standhaft war der Muth, mit dem sie es ertrug; der mit der Grösse der Gefahren nur zuzunehmen schien. Sie war nur bedacht, der ungerechten Gewalt gerechte Macht entgegen zu setzen. Sie verlangte von den Generalstaaten von Holland die traktatenmäßige Hilfe: allein diese wurde zwar nicht abgeschlagen, aber doch von einem Tage auf den andern verschoben. Das einzige, was die bedaurenswürdige Königin erhielt, war, daß Holland in Vereinigung mit England sich Mühe gab, den Frieden zwischen Preussen und Oesterreich herzustellen: jedoch dieses Geschäft fand viele Schwierigkeiten.

Während dieser Zeit starb den 27. August die durchlauchtigste Erzherzogin Maria Elisabeth, gewesene Gouvernantin in Niederlanden, und Theresia übertrug die Statthalterstelle dieses herrlichen Landes dem Herzog Karl von Lothringen, Bruder ihres geliebten Gemahls: weil sie glaubte dadurch

das Wohl ihrer Länder zu befestigen, da er durch seine Leutseligkeit und sein menschenfreundliches Betragen die Niederländer leicht dahin zu bewegen Hoffnung gab, daß sie die Rechte ihrer Fürstin wider die Anfälle ihrer Feinde mit Macht vertheidigten. Aus gleicher Absicht nahm sie ihr Zutrauen zu den Edeln der ungarischen Nazion; sie berief dieselben auf einen Landtag nach Preßburg; trug ihren neugebohrnen Prinzen auf ihren Armen, und hielt mit Majestät und Würde eine rührende Rede an sie, um sie dahin zu vermögen, daß sie mit aller Macht die gekränkten Rechte ihrer Monarchin vertheidigten.

Gerührt von dem Nachdrucke ihrer Rede, und von dem Anblicke des jungen Prinzen, nach dem man so lange geseufzet hatte; hingerissen von der Gerechtigkeit der Sache, zu deren Vertheidigung sie aufgefordert wurden; aufgemuntert von den Thränen, die an dem Feuerauge der schönsten Rednerin zitterten, schwuren sie Gut und Leben für sie aufzuopfern; mit Thränen in den Augen zogen sie ihre Säbel, und schrieen: Wir wollen sterben für unseren König Theresia. Die Redlichen hielten auch Wort; sie verkündigten ein allgemeines Aufgeboth, und wandten alles, was ihnen möglich war, an,

um die Rechte ihrer Königin aufrecht zu erhalten.

Bisher war England noch immer der gekränkten Theresia geneigt; noch im April hatte das Parlament ihr zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sankzion, nebst andern Subsidien 300,000 Pfund Sterling, das ist nach unserm Gelde ungefähr 2 Millionen 700000 Gulden bewilliget: nun aber, den 27. des Herbstmonats schloß der König als Kurfürst zu Hannover einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich, um seine deutschen Staaten sicher zu stellen; wodurch die Umstände für Oesterreich eine äußerst ungünstige Wendung bekamen. Theresia befahl im Weinmonate ihren Generalen, Schlesien zu räumen, und so war der König von Preussen Meister von diesem Lande. Die Franzosen und Baiern drangen in Oesterreich und Böhmen immer weiter vor; und brachten fast beide Länder in ihre Gewalt, nachdem die Franzosen im Monate November in Vereinigung mit den Sachsen die Stadt Prag eingenommen hatten, wo sich der Kurfürst aus Baiern zum böhmischen König krönen ließ.

Im Jahre 1742 wurde der Kurfürst von Baiern im Monate Jäner unter dem Namen Karls des Siebenten zum deutschen

Kaiser gewählt, und als solcher den 22. Hornung gekrönet. Dieser Vorfall beseelte den Kriegseifer der Ungarn noch mehr, von den entferntesten Gegenden eilten sie zusammen, die Feinde Oesterreichs zu demüthigen. Das Kriegsglück nahm eine andere Wendung, die österreichischen Völker drangen vorwärts, der General Bärenklau setzte sich zwischen Linz und Scharding fest; wurde daselbst von dem Feldmarschall des Kurfürsten von Baiern angegriffen, schlug ihn aber mit grossem Verluste zurück, und dieser glückliche Anfang zog gute Folgen nach sich.

Um nun die Zahl der Feinde zu vermindern, und den Uebrigbleibenden mehr Macht entgegen setzen zu können, schloß Maria Theresia Frieden mit König Friedrich, der zu Breßlau am 11. Junius unterzeichnet war, in welchem sie ihm nebst der in Böhmen liegenden Grafschaft Glaz, ganz Ober- und Niederschlesien, mit Ausnahme von Teschen, Troppau und Jägerndorf, mit aller Landeshoheit abtratt; der König sich aber verband, an England die vom verstorbenen Kaiser auf dieses Land gemachten Schulden sammt Interessen abzuzahlen, und seine Truppen aus Böhmen herauszuziehen.

Dadurch wurden die österreichischen Völker in den Stand gesetzet, die Franzo-

sen bis unter die Mauern von Prag, welche sie inne hatten, zurückzudrücken, sie daselbst eng einzuschliessen, und zu Friedensunterhandlungen zu zwingen. Man machte Friedensbedingnisse, die aber, weil sie keine Sicherheit gewährten, von Theresien verworfen wurden. In Deutschland wurden die Franzosen sammt den mit ihnen verbundenen Völkern von einem Orte zum andern geschlagen, und bis über den Rhein gejagt. Dadurch verlohr der Kaiser einen Theil seines Landes, flüchtete nach Frankfurt, und mußte dort ohne Soldaten, ohne Geld und ohne Kredit, ein seinem Charakter gar nicht angemessenes Leben führen.

In Prag lagen nur noch 6000 Mann Franzosen; sie wurden zur Uebergabe aufgefordert: weil aber ihr Kommandant Chevert erklärte, daß er, wenn man ihm keinen ehrenvollen Abzug eingestehen wollte, die Stadt an vier Ecken anzünden, und sich selbst unter den Ruinen begraben würde, so wurde ihm auf Befehl Theresiens ein ehrenvoller Abzug gestattet, und er zog sich am Ende des Jahres, nämlich den 27. des Christmonats, mit den Seinigen zurück. Hierdurch kam Theresia wieder in den Besitz ihres Königreichs Böhmen, worüber alle Einwohner dieses unglücklichen Landes

eine ausserordentliche Freude äusserten, und mit dem lautesten Jubel ihrer rechtmäßigen Königin huldigten. Die Franzosen hatten in diesem Jahre über 45,000 Mann eingebüsset.

Im Jahre 1743 eröffneten die Oesterreicher den Kriegsschauplatz; gewannen den 9. April die grosse Schlacht bei Braunau, wo der Herzog Karl von Lothringen das Kommando führte; nach diesem nahmen sie die festen Plätze Dingelfingen, Landau, Deckendorf, und noch andere mit ihren Besatzungen weg. Unterdessen war Theresia nach Prag zur Krönung gereist, wo sie die frohe Nachricht von der Schlacht bei Braunau empfieng. Die Krönung selbst aber gieng den 11. Mai mit grosser Pracht für sich. Bald darnach wurde München von den Truppen der Königin eingenommen, und das war nun schon das dritte Mal, daß der Kaiser seine Residenzstadt verlohren hatte.

Da die Franzosen über den Rhein waren getrieben worden, und der unglückliche Kaiser auch diese Stütze verlohren hatte, so ersuchte er durch einen seiner Generale die Königin von Ungarn und Böhmen um einen Waffenstillstand, der ihm aber abgeschlagen wurde. Die Oesterreicher nahmen ihm späterhin Reichenhall, Friedberg,

Strau-

Straubingen, und endlich die wichtige Festung Ingolstadt weg: die Königin aber schickte den Graf Goes als Statthalter nach Baiern. Ihr siegreicher Schwager Karl aber rückte mit seinem muthigen Heere an den Rhein, und machte daselbst schöne Eroberungen im Elsaß. Vor dem Schlusse dieses Jahres machte die Königin mit dem Könige in Pohlen und Kurfürsten von Sachsen Friede.

Im folgenden Jahre hatte Karl VII. zwar Ruhe, aber kein Land: er suchte daher die Vermittlung des Londnerhofes an, um einen anständigen Frieden, und den Abzug der Oesterreichischen Truppen aus Baiern durch dessen Vermittlung zu erhalten. Das Geschäft schien anfänglich einen guten Fortgang zu bekommen: es zerschlug sich aber unvermuthet. Karl ließ also seine noch übrige Mannschaft, die sich etwann auf 7000 Mann belaufen mochte, zu den Franzosen stossen. Hierdurch bekamen die Oesterreicher Gelegenheit sich der Stadt Donauwerd zu bemeistern, und die Donau für sich frei zu behalten. Karl schloß nun ein neues Bündniß mit Preussen, Pfalz und Hessenkassel. Dieses gab der Sache eine ganz andere Wendung.

Der König aus Preussen fiel abermal in Böhmen ein; die pfälzischen und hessen-kasselschen Truppen vereinigten sich mit den bairischen unter dem Kommando des Generals Seckendorf, der dadurch eine Armee von ungefähr 18,000 Mann zusammenbrachte. Prinz Karl sah sich also genöthiget Elsaß zu verlassen, und nach Böhmen zu eilen, wo er dann noch einige Mannschaft aus Baiern an sich zog. Dadurch bekam Seckendorf Gelegenheit Baiern wieder für den Kaiser einzunehmen; und zog im Weinmonate in München ein. Die Oesterreicher zogen sich allenthalben zurück, setzten sich bei Passau, und bezogen daselbst die Winterquartiere. Jedoch diese dauerten nicht lange: denn schon am 1. Jäner des Jahres 1745 rückten die Oesterreicher wieder in die obere Pfalz ein. Bald hierauf schloß der unglückliche Kaiser sein Leben, nämlich am 20. des Monats Jäner. Sein Erbprinz und Nachfolger im Kurfürstenthume Maximilian Joseph wollte den Krieg fortsetzen: allein er verlohr die Schlacht bei Pfaffenhofen, und mußte von München nach Augsburg entfliehen; und nun entschloß er sich, seine vermeinten Ansprüche auf die österreichische Erbschaft fahren zu lassen, und mit der Königin von Böhmen und Un-

garn Frieden zu machen, der dann auch in der bischöflich-augsburgischen Stadt Füssen den 22. April unterzeichnet wurde.

Theresia war nun im Ernste bedacht, die Kaiserkrone auf das Haupt ihres Gemahls, des Großherzogs von Toskana, zu bringen. Der König aus Frankreich ließ eine Armee unter dem Befehle des Prinzen Conti an den Main rücken, unter dem Vorwande, die freie Kaiserwahl zu schützen: allein weil es leicht vorzusehen war, daß diese Armee die Wahl nur beunruhigen würde, so ließ sie Theresia durch den General Traun vertreiben, der es auch in Verbindung mit dem General Bathiani treflich bewirkte. Zu Anfang des Heumonates traf der Großherzog selbst bei dieser Armee ein; verlegte das Hauptquartier nach Heidelberg, wo er so lange blieb, bis er die Nachricht erhielt, daß er den 13. des Herbstmonates zum römischen Kaiser war erwählet worden. Den 21. hielt er zu Frankfurt seinen Einzug; und wurde am 4. des Weinmonats, als an seinem Namenstage, gekrönet. Die freudenvolle Theresia war selbst nach Frankfurt gereiset, und sah auf einem prächtigen Balkone der Feierlichkeit der Krönung zu. Hierauf begab sie sich ins Lager nach Heidelberg, wo sie ihre 60,000 Mann starke

Armee, an deren Spitze sie ihr Gemahl begrüßte, in Schlachtordnung sah. Sie gieng alle Reihen durch; speiste unter einem Gezelte, und beschenkte einen jeden Mann mit einem Gulden.

Vorher, nämlich im Monate August, hatte der König von Preussen dem Könige von Pohlen und Kurfürsten von Sachsen den Krieg angekündiget: weil derselbe mit Theresien Frieden geschlossen hatte. Den 15. des Christmonats erlitten die Sachsen bei Kesseldorf eine gewaltige Niederlage, nach welcher Friederich selbst nach Dreßden gieng; er zog den 18. daselbst ein, und gab nicht das mindeste Zeichen einer feindlichen Behandlung. Bald darnach schloß er mit Oesterreich und Sachsen Friede, der zu Dreßden am 25. dieses Monats unterzeichnet ward. Hierauf erkannte Friederich den Großherzog als rechtmäßigen römischen Kaiser, welchem Beispiele auch Baiern, Pfalz und Hessenkassel folgten. Und nun genoß das deutsche Reich der erwünschten Ruhe.

In Italien dauerte der Krieg zwischen der Königin von Ungarn und Böhmen, und dem Könige von Spanien in Vereinigung mit Frankreich fort, woselbst der Vortheil meistentheils auf Seite Oesterreichs war. In den Niederlanden führte Frankreich eben-

falls den Krieg mit Oesterreich, und seinen Alliirten, England und Holland fort, und hier siegten meistentheils die Franzosen unter dem berühmten Marschall von Sachsen. So giengen die Sachen in den Jahren 1746 und 1747. Im Jahre 1748 sollten 35,000 Russen auf dem niederländischen Schauplatze erscheinen, als Hilfsvölker wider Frankreich; allein der in diesem Jahre zu Stande gekommene Friede, der zu Aachen geschlossen wurde, machte sie überflüssig. In diesem Frieden gab Frankreich alle in den Niederlanden gemachten Eroberungen zurück; dem Hause Oesterreich wurde aufs neue die pragmatische Sankzion Kaiser Karls VI., und dem Könige von Preussen der ruhige Besitz von Schlesien garantiret; der Infant von Spanien bekam mit gewissen Bedingnissen Parma, Piazenza und Guastalla; der König von Sardinien einen Theil des Herzogthums Mailand.

Nach diesem Friedensschlusse zeigte sich die erhabene Theresia ganz als Mutter ihrer Völker; sie belohnte die Feldherren und andere Krieger, die sich wohl verhalten hatten; ließ einen Theil der Auflagen ihren Unterthanen nach, und machte verschiedene nützliche Verordnungen für ihre Länder. Auch ganz Europa genoß bei dem holden Frieden

eine Art lang entbehrter Glückseligkeit, und alle näherten sich wieder ihrem vorigen Wohlstande. Nur dauerte dieser gewünschte Zustand nicht lange; denn es fiel der König von Preussen Friederich im Jahre 1756 den 29. August ganz unvermuthet in das völlig wehrlose Sachsen ein, und dadurch begann der so denkwürdige siebenjährige Krieg.

Zum Vorwande, diesen Krieg anzufangen, gab der König an, als wollte man ihm sein erobertes Schlesien wieder abnehmen: im Grunde aber war es der allgemach zunehmende Glücksstand des Erzhauses Oesterreich: denn Friedrich konnte es nicht ansehen, daß Theresia durch die genauen Bündnisse mit August dem Könige von Pohlen, mit Elisabeth Kaiserin von Rußland, und endlich mit Ludwig XV. Könige von Frankreich das Glück ihrer Unterthanen auf einen festen Fuß zu bauen angefangen hatte. Am meisten fiel das Bündniß mit Frankreich auf, da dieses Reich mehr als 200 Jahre mit dem Erzhause in beständige Uneinigkeit verwickelt gewesen war.

Friederich hielt sein Vorhaben so geheim, daß er Sachsen ehe überfiel, als man daselbst einen Feind nur vermuthete: weil er da den geringsten Widerstand zu be-

sorgen hatte; indem das Land weder mit Mannschaft, noch mit Kriegsbedürfnissen versehen war. Es ist daher leicht zu begreifen, wie er sich so schnell der Stadt Leipzig, und bald darnach der Hauptstadt Dreßden bemeisterte. Bald hernach marschirte Schwerin und der König selbst mit einer zahlreichen Armee in Böhmen ein, wo bei Lowositz die erste grosse Schlacht zwischen dem Könige und dem österreichischen Feldmarschall Browne vorfiel, bei welcher der beiderseitige Schaden fast gleich groß war, und die daraus entstehenden Folgen sich gegenseitig aufwogen.

Hierauf kam fast ganz Europa in Bewegung. Die Russen, Franzosen, Schweden, die mächtigeren Reichsfürsten traten auf den Kampfplatz; und in Deutschland standen neun grosse Armeen. Selten wurde ein Krieg geführet, bei dem so viele Schlachten wären geliefert worden, als in diesem. Im Jahre 1757, noch ehe die Oesterreicher sich gehörig sammeln konnten, brach der König in vier abgetheilten Kolonnen in Böhmen weiter vor gegen Prag zu, wo eine grosse Armee unter dem Kommando des Prinzen Karl und Feldmarschalls Browne sich ihm entgegensetzte. Den 6. May lieferte der König die Schlacht bei Prag, bei der er zwar den Sieg davon trug, jedoch

mehr Mannschaft verlohr als die Oesterreicher, bei denen Browne Wunder der Tapferkeit that, aber das Unglück hatte verwundet zu werden. Er wurde nach Prag getragen, und starb in wenigen Tagen an seinen Wunden. Aber auch Preussen verlohr den heldenmüthigen Grafen von Schwerin.

Der König machte hierauf Anstalten Prag zu belagern, und schon den 29. dieses Monats nahm das Bombardement seinen Anfang, ungeachtet der grossen 40,000 Mann starken Besatzung; die Bürgerschaft war in der größten Verzweiflung, und bat den Kommandanten, zur Schonung der Stadt mit dem Feinde sich in Unterhandlungen einzulassen: dieser aber wollte davon nichts hören. Graf Daun, der an der Stelle des Grafen Browne das Kommando erhalten hatte, setzte sich bei Planian unweit Kollin in die gehörige Verfassung, die Stadt zu entsetzen, und wartete in seinem verschanzten Lager nur auf gute Gelegenheit und Verstärkung. Friedrich hielt sich für unüberwindlich; er wollte dem Grafen Daun keine Zeit lassen, und griff in Vereinigung mit dem Prinzen Bevern denselben den 18. Junius Nachmittag wüthend an: allein die Oesterreicher standen wie Felsen, und fochten wie Löwen; der König griff siebenmal an,

und wurde siebenmal zurückgeschlagen. Die Folge dieser Schlacht, welche die Schlacht bei Kollin genannt wird, war, daß die Belagerungsarmee, die ohnehin durch mehrere muthige Ausfälle der Besatzung war geschwächet worden, unverrichteter Sache abziehen mußte.

Zum Andenken dieses herrlichen Sieges stiftete Theresia den militärischen Orden, den sie nach ihrem Namen den Theresienorden nannte; der nur solchen Offizieren zukommen kann, die sich im Felde bei Schlachten oder Belagerungen tapfer gehalten haben. Vor der Schlacht bei Kollin hatte der König von Preussen sich vorgenommen nach Wien zu gehen, und daselbst seine Lorbeern aufzupflanzen: jedoch es mißlang ihm durch die schreckliche Niederlage, die er erlitten hatte. Ueber dieses Vornehmen waren die Oesterreicher erbittert, und nahmen sich vor es zu rächen. General Graf Haddick führte die Rache aus. Mit ungefähr 2000 Ungarn und Kroaten drang er durch die Lausnitz; kam am 16. Oktober unvermuthet nach Berlin, machte von der Besatzung bei 800 Mann nieder, bei 400 nahm er gefangen; erhob 310,000 Thaler Brandschatzung, und kehrte mit den Seinigen glücklich zurück.

Gleiches widriges Schicksal erfuhren die Preussen noch in eben diesem Jahre bei Breßlau in Schlesien, wo der Prinz Karl am 22. November sie in ihrem verschanzten Lager angriff, daraus schlug, das Lager besetzte, und die Stadt Breßlau einnahm, nachdem zehn Tage vorher Schweidniz war erobert worden. Den 5. des Christmonats wurde die Stadt von den Preussen wieder weggenommen, und die Oesterreichische Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht, nachdem das Oesterreichische Heer war in die Flucht getrieben worden.

Im folgenden Jahre 1758 fiel die Preussische Armee in zwei Kolonnen ins Mähren ein, und rückte nach Olmütz, um diese Festung zu belagern; den 27. Mai wurden die Laufgräben eröffnet, und das Bombardement mit Eifer fortgesetzet. Die Preussen hatten gegen das Ende des Junius eine starke Abnahme von Viktualien und Kriegsbedürfnissen, die durch einen Transport, der von Troppau her erwartet wurde, sollte ersetzt werden. Es waren wirklich mehrere tausend Wägen mit Munizion, Lebensmitteln und Gelde beladen auf dem Wege begriffen, und wurden von einer Bedeckung von 7000 Mann begleitet. Daun erfuhr dieses, und schickte die Generale

Loudon und Siskowitz mit einer ansehnlichen Armee dem Transporte entgegen. Diese kamen demselben drei Meilen hinter Olmütz bei dem Gebirgstädtchen Dansiadtel entgegen; schlugen unter der Leitung Loudons die Bedeckung, tödteten bei 3000 Mann, sprengten viele Wägen in die Luft, und eroberten die übrigen. Dieser grosse Verlust zwang den König, die Belagerung aufzuheben, welches dann auch in der Nacht zwischen dem 1. und 2. Juli geschah. Merkwürdig ist hiebei, daß während der ganzen Belagerung die Kommunikazion zwischen der Festung, und der kaiserlichen bei Littau stehenden Armee nicht konnte unterbrochen werden, und die Wochenmärkte in der belagerten Stadt so regelmässig wie in Friedenszeiten gehalten wurden: weil der Feind auf zweien Seiten der Stadt nicht zukommen konnte, an denen sie durch grosse Schleussen auf drei Stunden weit unter Wasser gesetzt war.

Der König trat nun seinen Rückzug an, den die Oesterreicher bis an den 6. August unaufhörlich beunruhigten. Feldmarschall Daun zog sich in die Lausnitz, wo er bei Hochkirchen den Feind aus seinem verschanzten Lager trieb, und in die Flucht schlug. Eben dieser Held nahm im folgen-

den Jahre 1759 den 21. November bei Maxen den Preussischen General Fink mit noch 8 anderen Generalen und 14,000 Mann gefangen. Im Jahre 1760 machte General Loudon am 23. Junius bei Landshut über 8300 Preussen mit dem General Fouquet zu Kriegsgefangenen: wurde aber den 15. August von Friederich selbst, dessen Uebermacht zu groß war, bei Liegniz geschlagen. Auf diese Art wurde der Krieg mit immerwährendem ausserordentlichen Glückswechsel geführet, bis endlich im Jahre 1763 den 15. Hornung auf dem Schlosse Hubertsburg in Sachsen der Friede zwischen der Kaiserin und dem Könige von Preussen geschlossen wurde, ohne daß ein Theil nur eine Hand breit Erde mehr bekommen hätte, als er vor dem Kriege besessen hatte.

Nun hatte Theresia abermal Musse, auf die Wohlfahrt ihrer Staaten und des deutschen Reiches mütterlich zu denken. Die erste Frucht des Friedens war, daß ihr geliebter Erbprinz und Erzherzog Joseph den 27. März 1764 von allen Kurfürsten einstimmig zum römischen Könige erwählet, und den 3. April hierauf zu Frankfurt am Main gekrönet wurde. Kaiser Franz begleitete ihn dahin auf der Reise, und wohnte der Feierlichkeit bei; Theresia aber verherr-

lichte dieses glückliche Ereigniß in Wien mit besonderen Wohlthaten und Gnadenbezeugungen.

Im folgenden Jahre 1765 reisete sie mit ihrem Gemahle, bei Gelegenheit des erfreulichen Beilagers ihres zweiten Prinzen Leopolds mit der königlich Spanischen Prinzessin Louise, nach Insbruck. Allein hier wurde die Freude bald in die äusserste Traurigkeit durch den schnellen und unvermutheten Tod ihres Gemahls verändert, der am 18. August nach einer fast dreißigjährigen höchstglücklichen und fruchtbaren Ehe in den Armen des römischen Königs Joseph verschied. Ihre Betrübniß über diesen Todfall war unbeschreiblich groß, und nur die Religion, der sie unveränderlich zugethan war, konnte sie noch aufrecht erhalten. Von dieser Zeit an widmete sie den 18. Tag eines jeden Monats einer stillen Einsamkeit, und dem inbrünstigen Gebete für die Seelenruhe ihres verstorbenen Gemahls. Sie ließ das Zimmer, in welchem Franz starb, in eine Kapelle verwandeln, und errichtete ein adeliches Damenstift von zwölf Personen, denen sie zur Pflicht machte, allzeit den 18. eines jeden Monats ihr feierliches Gebet für den verstorbenen Kaiser zu verrichten.

Nach diesem traurigen Ereignisse war Joseph also, unter dem Beinamen des Zweiten, römischer Kaiser. Seine erhabene Mutter nahm ihn am 23. September eben dieses Jahres zum Mitregenten aller Oesterreichischen Staaten an, und übertrug ihm das Großmeisterthum aller Ritterorden ihrer Länder. Bald darnach vertraute sie ihm die Besorgung des Militärs, und die Leitung des ganzen Kriegswesens an. Joseph gab bald öffentliche Beweise seiner besondern Herrschertalente, zum Entzücken aller Erbländer und deutschen Staaten. Oesterreichs Unterthanen waren mit ihrem Glücke zufrieden, und fiengen an, sich ihres Wohlstandes zu freuen: wurden aber bald wieder in die äusserste Betrübniß versetzt, da ihre angebetete Theresia im Jahre 1767 an den Kindsblattern darnieder lag. Alle flehten mit Thränen zu Gott nur um die Rettung ihrer theuren Landesmutter. Desto entzückender war ihre Freude, da sie durch Gottes Hilfe und das Bemühen des berühmten Arztes, des Freiherrn van Swieten, wieder ihre vorige Gesundheit erlangt hatte, und ihre Regierungsgeschäfte wieder verwalten konnte.

Das Glück, das ihre Regierung verbreitete, ganz zu schildern, dazu fehlt hier der

Raum: ganz zu verschweigen, wäre eine Beleidigung für den Leser. Sie errichtete zum Schutze ihrer Staaten und zum Besten ihrer Länder die Militärakademie in Wienerisch-Neustadt; adeliche Erziehungshäuser in Wien und anderen Orten; acht Waisenhäuser; verschiedene Spitäler; stellte neue Lehrstühle für die nothwendigsten Theile der Wissenschaften auf; besorgte die Aufnahme deutscher Schulen; erbaute das prächtige Universitätsgebäude in Wien; verbannte Dummheit und Hexenglauben; reformirte die höheren Studien, vorzüglich die Theologie; verbot, daß Niemand vor dem 24. Jahre seines Alters die Ordensgelübde ablegte, und machte andere dergleichen nützliche Verordnungen. Das Manufakturwesen zu befördern, nahm sie fremde Einwanderte in ihre Staaten auf, und ertheilte ihnen das Bürgerrecht.

Ungarns Gränzen erweiterte sie durch die Vereinigung der dreizehn Zipserstädte mit diesem Reiche, und mit den im Jahre 1772 dem Hause Oesterreich anheimgefallenen Königreichen Gallizien und Lodomerien, und mit der bald darauf von dem Großsultane abgetretenen Bukowine. Sie verband mit Ungarn ebenfalls das Temeswarer Banat; reinigte dasselbe mit unsäglichen Kosten von

den vielen Moräſten und ſtehenden Wäſſern durch viele und lange Kanäle, und gab dem Lande dadurch mehr urbare Felder und eine geſündere Luft. Die Böhmiſchen und Mähriſchen Bauern beglückte ſie durch Einſchränkung der ſo läſtigen Robbath im Jahre 1775.

Im Jahre 1777 ſtarb Maximilian Joſeph Kurfürſt von Baiern den 30. September an Kindesblattern, und mit ihm erloſch der männliche Stamm des baieriſchen Hauſes. Oeſterreich erhielt durch dieſen Todfall Anſprüche auf die königl. böhmiſchen Lehensherrſchaften, und auf die Grafſchaft Mindelheim. In Anſehung dieſer Anſprüche wurde den 3. Jäner 1778 eine beſondere Konvenzion mit dem rechtmäſſigen Nachfolger Karl Theodor, Kurfürſten von der Pfalz abgeſchloſſen. Allein, der auf die Vergröſſerung des Erzhauſes Oeſterreich immer eiferſüchtige König Friedrich, widerſetzte ſich in Vereinigung mit Sachſen dieſer Konvenzion mit den Waffen in der Hand, und ſo entſtand der vierte Krieg zwiſchen Thereſien und Friedrich, der aber ohne Feldſchlacht vorüber gieng, durch das ewig merkwürdige feſte Lager, das nach Anordnung des Feldmarſchall Laſci war geſchlagen worden, berühmt wurde, und ſich ſchon im folgenden Jahre 1779 durch den, den 13. Mai als

am Geburtstage Marien Theresiens, geschlossenen Teschnerfrieden endigte.

Nun nahte das Trauerjahr 1780 herzu. In diesem überfiel die gute Theresia am 19. November ein Steckkatharr, der sich täglich verschlimmerte, so, daß sie am 26. mit den Sterbsakramenten versehen zu werden verlangte. Nun verließ der tiefgebeugte Joseph das Zimmer der Leidenden nicht mehr. Am 28. nahm das Uebel zu, sie verlangte die heilige Krankenöhlung, und beurlaubte sich hierauf von der ganzen in Wien anwesenden Familie. Den 29. befand sich die Monarchin etwas ruhiger, allein sie fühlte von Zeit zu Zeit betäubende Schwachheiten, und verschied an eben diesem Tage endlich Abends um 9 Uhr, und versetzte dadurch alle ihre Länder in die tiefeste Trauer.

Friedrich II.

Friedrich der II., von seinen Zeitgenossen der Grosse und der Einzige genannt, wurde zu Berlin den 24. Januar 1712 als Prinz von Preussen und Oranien gebohren, und mit dem Namen Karl Friedrich belegt. Sein Vater, Friedrich Wilhelm, damals noch Kronprinz, zeugte ihn mit Sophia Dorothea, einer Churbraunschweigischen Prinzessin. Er war der dritte Prinz des königlichen Paares, aber seine beiden ältern Brüder starben bereits, ehe sie ein Jahr erreicht hatten. Seine erste Erziehung bekam er von der geist- und geschmackvollen französischen Dame Marthe du Val de Recoule, der Wittwe eines Obersten, und schon hier ist der Grund seiner grossen Vorliebe für die französische Sprache zu suchen.

Mit dem achten Jahre wurde er dieser Erzieherin entzogen, und schon bekam er eine kriegerische Bildung, denn alles, was Friedrich Wilhelmen umgab, mußte ein militärisches Ansehen haben. Der Graf von

Finkenstein, ein unter den Waffen grau gewordener Krieger wurde nebst 3 anderen braven Offiziers vom Jahr 1718 an, der Führer des Prinzen, und jetzt schon mußte der letztere reiten, fechten, exerciren, marschiren, und sogar vor dem Schlosse seines Vaters Schildwache stehen. Unter diesen Beschäftigungen vergieng die meiste Zeit, und nur hin und wieder wurde eine Stunde den Wissenschaften und der Musik gewidmet. Der Prinz wurde des militärischen Zwanges bald überdrüßig, und suchte ihm unter andern auch dadurch zu entgehen, daß er seinen Vater um die Erlaubniß bat, Reisen zu machen: aber alle seine Bemühungen blieben fruchtlos.

Alles, was er erhielt war, daß er den König auf seinen kleinen Reisen in Deutschland begleiten durfte. So kam er im Jahr 1728 nach Dresden in das berühmte königlich pohlnische Lustlager bei Mühlberg, und 2 Jahre darauf nach Leipzig, Coburg, Bamberg, Augsburg, Stutgardt, Ludwigsburg, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt und den Rhein hinab nach Wesel. Hier war es, wo der Prinz im Jahr 1730 der väterlichen Strenge mit 2 jungen Offiziers von der Garde durch die Flucht entgehen wollte, mit welchem Gedanken er schon ei-

nige Jahre umgieng. Allein sein Vorhaben wurde entdeckt, der erzürnte König ließ ihn in Wesel arretiren, und nach Cüstrin auf die Festung bringen, wo er in ein schlechtes Wohnzimmer anfänglich ohne alle Bequemlichkeiten eingekerkert wurde. Die Zeit, welche der Prinz daselbst zubrachte, widmete er den Wissenschaften und der Musik, so sehr auch sein Vater wider beide, als den kriegerischen Geist niederdrückende Beschäftigungen eingenommen war, und so strenge Verfügungen er auch getroffen hatte, um dem Prinzen alle Mittel zur Kultur derselben zu versagen, nnd ihm seine Verbannung dadurch um so härter und peinlicher zu machen.

Nach 18 Monaten entkam der Prinz dieser Gefangenschaft, die wahrscheinlich noch länger gedauert hätte, wenn nicht die Vermählung seiner ältesten Schwester mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth in diese Zeit gefallen wäre. Im Jahre darauf wurde nun auch an der Verlobung des Prinzen gearbeitet, und zwar mit der nunmehr auch verstorbenen Königin Elisabeth Christine, einer schon damals bewunderten Prinzessin von Braunschweig-Bevern, die der König, ob er sich ihr gleich lebenslang entzog, bis ans Ende so hoch schätzte, als es ihre Tugen-

den und die seltene Güte ihres Herzens verdienten. Die Vermählung selbst wurde den 12. Junius 1733 zu Salzdahlen vollzogen. Bei dieser Gelegenheit bekam der Prinz die Grafschaft Rupin zum Leibgedinge, und das Städtchen gleiches Namens wählte er zu seiner Residenz.

Hier lebte er ganz den Musen, noch mehr aber zu Rheinsberg, wohin er bald darauf mit den Seinigen zog. In diesem Städtchen bildete er sich zu dem Könige und Helden, der er nachmals ward. Doch nicht lange war er daselbst, wo ihn sein Vater zum Geräusche des Krieges abrief. Bei Gelegenheit der pohlnischen Erbfolge-Streitigkeiten, die 1734 fast ganz Europa in Waffen setzten, ließ Friedrich Wilhelm 10000 Mann zur kaiserl. Armee stossen, die diesseits des Rheins stund, und sollte der Prinz, vom Vater und dem großen Eugen von Savoyen, der die Reichsarmee kommandirte, begleitet, — das Kriegführen recht praktisch lernen. Allein dieser Zweck wurde nicht erreicht. Der König mußte sich schon in den ersten Wochen aus dem Lager entfernen, weil er seine Gesundheit zu wenig geschonet hatte, und Eugen war zu alt, um noch etwas zu wagen. Nach einigen Monaten führte deswegen der Prinz die väterlichen Trup-

pen nach Frankfurt am Main zurück, reiste von hier allein nach Anspach und Baireuth, wo er seine beiden Schwestern besuchte, und fand zu Potsdam seinen Vater sehr krank.

Er blieb bei ihm bis zur Wiedergenesung, mußte darauf die Festungswerke in Stettin in Augenschein nehmen, und kam dann nach seinem geliebten Rheinsberg zurück, von dem er sich nun bis zu seiner Thronbesteigung — einige kleine Reisen ausgenommen — nicht mehr trennte. Hier bildete er seinen Geist durch die ernsten und schönen Wissenschaften, durch Musik und Dichtkunst, Staatskunde, Politik und Kriegswissenschaften. Dabei genoß er zur gemeinschaftlichen Vervollkommung den steten Umgang vieler würdiger Männer, des Ritters Chasot, des Freiherrn von Kaiserling, des geheimen Raths Jordan, des Hofpredigers des Champs, des Freiherrn von Knobelsdorf, des Oberstwachtmeisters von Semnirg, des berühmten Geschichtsmalers Pene, der beiden Compositeurs Gebrüder Graun, des grossen Violinisten Benda, u. a. m.

Mit diesen Männern brachte der Prinz, wenn er sich vom ernsten Studiren erholen wollte, denn er war den größten Theil des Tages in seiner Bibliothek, Mittags und

Abends gewöhnlich einige Stunden zu, und in diesen Gesellschaften folgte fast immer ein witziger Gedanke auf den andern. Koncert hielt der Prinz gewöhnlich jeden Abend auf seinem Zimmer, aber nur von wenig auserlesenen Kennern, denn ob er gleich die Flöte als Meister blies, und selbst meisterhaft für sie setzte, so erlaubte ihm die Bescheidenheit doch nicht, sich öfters hören zu lassen.

Frühzeitig fieng der Prinz hier einen Briefwechsel mit vielen grossen Männern an, die damals besonders Frankreichs Stolz waren, und von denen er nach seiner Thronbesteigung viele an seinen Hof zog. Keinen schätzte er mehr als Voltaire, dessen Bild er allein in seiner Bibliothek zu Rheinsberg wie ein Palladium im Allerheiligsten des Schlosses aufstellte. Er studirte mit vielem Eifer Wolfs Schriften, trug Voltairen seine Zweifel dagegen vor, und es schmerzte ihn sehr, daß die Kabalen der Geistlichen den deutschen Philosophen zwangen, Halle zu verlassen. Die Schrift Machiavels, die den Fürsten Despotismus lehrt, empörte das Herz und den Verstand des Fürsten so sehr, daß er 1740 eine Widerlegung dieser Schrift unter dem Titel: Antimachiavel drucken ließ, die im Kurzen in 5 Sprachen übersetzt wurde, und die stets ein schönes

Denkmal von dem Verstande, den Kenntnissen, der Menschenliebe, und dem edlen Herzen dieses Prinzen bleiben wird.

Neben diesen Beschäftigungen machte der König auch viele französische Verse und andere kleine Aufsätze, und unterwarf alles der Kritik des von ihm angebeteten Voltaire. Noch als Prinz, in seinem 26sten Jahre, trat nach Bielfelds Zeugnisse Friedrich zu Braunschweig in den Freimaurerorden, und war demselben stets ergeben. In den ersten Tagen nach dem Tode seines Vaters erklärte er sich öffentlich für einen Freimaurer, und hielt zu Charlottenburg eine eigene Loge. Nachher besuchte er die Logen zwar seltener, und zuletzt gar nicht mehr, aber er gab der Maurerei doch immer Beweise seiner Achtung und Zuneigung, und nahm sie öffentlich in seinen Schutz.

Den Eintritt in diese Gesellschaft mußte er vor seinem Vater stets geheim halten, der überhaupt gegen alles, was nicht militärisch war, eine grosse Abneigung hatte, und daher auch mit den Gesellschaftern seines Sohnes sehr unzufrieden war, sogar oft bei gewissen Anwandlungen von Verdruß öffentlich gedrohet hatte, die schönen Geister, die Freigeister, die Philosophen, Irrlehrer und Verführer seines Sohnes aufhe-

ben, und sämmtlich auf die Festung Spandau setzen zu lassen. Solche Aeußerungen setzten gewöhnlich ganz Rheinsberg einige Tage hindurch in das äusserste Schrecken, und oft mußte der Prinz seine ganze Beredsamkeit anwenden, um seine ängstlichen Freunde zu beruhigen, und von einer förmlichen Flucht abzuhalten. Friedrich Wilhelm hatte schon lange gekränkelt, mit dem Jahre 1740 aber wurden seine Umstände immer gefährlicher, und in der Nacht vom 26. und 27. Mai wurde der Prinz eiligst von seinen Freunden nach Berlin gerufen. Sein Vater war über seine Ankunft erfreut, betete in den letzten Tagen viel, und gab seinen militärischen Geist den 31. Mai 1740 in seinem 52sten Lebensjahre auf.

Friedrich fand jetzt vieles zu verbessern und anders einzurichten. Wissenschaften, Künste und Handlung bedurften seines Beistandes; die Sitten waren roh, die militärische Form, in welche alles gegossen seyn mußte, gab zu manchen Ungerechtigkeiten Anlaß. Seine ersten Regierungstage waren sogleich dem Vaterlande geheiliget; er ließ die Vorrathshäuser gleich am zweiten Tage eröffnen, und das Getreide den Armen um einen mäßigen Preis verkaufen; erleichterte die Ehen in bisher verbotenen

Graben; schaffte die wilden Thiere in dem Hetzgarten zu Königsberg ab, und verordnete, daß die jährlich für dieselbe bestimmten 1000 Thaler unter die Armen vertheilet werden sollten, und traf andere Verfügungen mehr, die alle das Beßte des Landes zum einzigen Augenmerk hatten.

Mitten unter diesen friedlichen Beschäftigungen vergaß er auch nicht für die Armee zu sorgen, die nicht nur beträchtlich vermehrt, sondern auch auf einen weit mehr kriegerischen Fuß gesetzt ward, als sie unter dem vorigen Könige gestanden hatte. Die folgende Zeit rechtfertigte diese Anstalten völlig, denn noch in demselben Jahre ward die Ruhe von Deutschland durch einen Krieg unterbrochen, in dem Friedrich seine grossen Talente als Feldherr von der glänzendsten Seite zeigte. Dieß war der Oesterreichische Erbfolgekrieg. Da dieser und alle folgenden Kriege, welche Friedrich führte, in der vorhergehenden Biographie MarienTheresiens ohnehin erzählt wurden, so schweige ich in dieser ganz von denselben.

Ostfriesland nahm er 1744, als das fürstliche Haus mit Karl Edgard ausstarb, vermög einer dem Hause Brandenburg von Kaiser Leopold 1694 ertheilten Anwartschaft, in Besitz, wogegen das Haus

Braunschweig-Lüneburg ohne Erfolg protestirte. Westpreussen mit dem Netzdistrikte erhielt er im Jahre 1772 durch die bekannte friedliche Theilung Rußlands und Oesterreichs mit ihm in ein beträchtliches Stück von Pohlen. Beim Antritt seiner Regierung enthielten seine Länder ungefähr 2,240,000 Einwohner; im Jahre 1785 völlig 6 Millionen; zieht man 2 Millionen für die neu eroberten Länder ab, so bleiben für die alten beinahe 4 Millionen. Man kann also annehmen, daß die Volksmenge unter seiner Regierung sich verdoppelt habe.

Mit der Vermehrung derselben stiegen auch seine Finanzen, und der Militäretat; letzterer betrug 1740 nur 70,000 Mann, im Jahre 1756 gegen 160,000, da er jetzt auf 200,000 Mann angegeben wird. Unter den 15 Festungen, welche sich in den Preussischen Staaten befinden, hat er 5 ganz neu erbauet, und die durch den siebenjährigen Krieg zerstörten zum Theil wieder hergestellt. Nimmt man diese Umstände zusammen, so kann man sicher behaupten, daß er die wahre Macht seines Staates um zwei Drittheile erhöhet habe. Und diese erst entstehende Macht hat er in dem Kriege von 1756 bis 1763 gegen Oesterreich, Rußland, Frankreich, Schweden,

und den größten Theil Deutschlands behauptet.

Wie sehr der grosse Geist dieses ausserordentliche Gewicht, das blos sein Werk war, auch in den Unterhandlungen der Nationen durch kluge Aufmerksamkeit auf die Staatsabsichten jeden Hofes, und durch ein männliches und zuverlässiges Betragen geltend zu machen gewußt habe: davon zeugen die Urkunden aller grossen Staatsbegebenheiten in Europa seit 1740, deren wenige ohne seine Beistimmung oder Vermittlung zu Stande gekommen sind. Jedes Jahr seiner Regierung war mit Anstalten zur Aufnahme der Bevölkerung, des Landbaues, und aller Zweige des Nahrungsstandes, mit Verbesserungen im Justiz- und Polizeifache, mit Erbauung nützlicher oder schöner Gebäude, mit Unterstützung der Nothleidenden, mit Verminderung des Elendes, und mit Vergrösserung der bürgerlichen Glückseligkeit bezeichnet.

Friedrich gleich groß im Kriege und Frieden, eben so unermüdet wachsam für die Sicherheit und den Glanz seiner Krone, als für das Glück seiner Unterthanen, für die Cultur, und den inneren Reichthum seiner Staaten, theilte im Frieden seine Zeit zwischen den Uebungen seiner stäts ge-

rüsteten Heere, den Regenten- und Landesvaterarbeiten, und den Musen. Es schien Grundsatz bei ihm zu seyn, das, was das Land giebt, ihm wieder geben zu müssen, damit es immer mehr gebe. Daher schenkte er in den letzten 23 Jahren seiner Regierung seinen Unterthanen über 40 Millionen Thaler baar zu Landesverbesserungen aller Art, ohne die häufigen Nachlässe an den Abgaben zu rechnen, die er den Landleuten bei unergiebigen Erndten gab. Daher hat er den Gutsbesitzern in Schlesien, Pommern, und der Mark mehrere Millionen zum Anbau ihrer Ländereien gegen 1 oder 2 Procent vorgeschossen, und die Zinsen davon zu Besoldungen der Landschulmeister, und zu Pensionen für arme Offiziers-Wittwen und Töchter angewiesen. Die Vermehrung der Staatseinkünfte suchte er immer noch mehr durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen im Lande, als durch neue Auflagen zu bewirken.

Darum hat er abgebrannte Städte und Dörfer auf seine Kosten wieder aufgebauet, ausser vielen tausenden einzeln angesetzten Kolonisten, 6000 ganz neue Dörfer angelegt, und sie mit 42,609 Familien bevölkert. Er hat der Netze und Warte von Driesen bis Cüstrin 120,000 Morgen

neues Land durch Dämme und Deiche abgewonnen. Er hat viele Moräste und Sümpfe längst der Oder, Ihna, Dosse, Havel und Elbe, auch die Seen Madue und Leba in Pommern, den Finerbruch im Magdeburgischen, den Drömmling in der alten Mark, manche Sümpfe um Potsdam und Brandenburg, desgleichen in vielen Gegenden von Oberschlesien und Westpreussen in tragbares Feld umgeschaffen, und in den so verschrieenen Sandfeldern von Brandenburg und Pommern sieht man durch seine Fürsorge jetzt mit Vergnügen blühende Kolonien, gute Gebäude, vortrefliche Wiesen, reiche Weide, und zahllose Heerden, wo man ehemals nur Wasser und Moräste sah.

Zur Vervollkommnung des Ackerbaues hat er die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben, die Frohnen, soviel möglich, eingeschränkt, die schädlichen Gemeingüter vertheilen lassen; jedoch mehr durch Belehrung und Beispiele, als durch Zwang, und immer so, daß durch Begünstigung einer Klasse der Unterthanen der anderen kein Unrecht geschehe. Was er für Gewerbe aller Art gethan hat, ist eben so wichtig. Unter ihm kam der wichtige schlesische Leinwandhandel, und nach und nach

alle Arten von Manufakturen in Baumwolle, Seide, Leder, Stahl, auch die Zuckersiederei und Porzellänfabrik, und andere Gewerbe in Aufnahme, und wurden durch alle mögliche Ermunterungsmittel so in Schwung gebracht, daß im Jahre 1785 die Zahl der Fabrikanten 165,000 war, welche für 80 Millionen und 250,000 Reichsthaler Waaren lieferten, wovon für 14 Millionen auffer Landes geführt wurden.

Auch die Justitzpflege, diesen so wichtigen Theil der Staatsverwaltung, suchte er durch eine Reihe der schönsten Verordnungen aufzuklären, und zu verbessern. Er setzte schon 1741 eine Kommission zur Verbesserung der Justitz nieder, an deren Spitze der Großkanzler Freiherr von Cocceji stand. Mit den Pommerischen Gerichtshöfen wurde 1746 der Anfang der Verbesserung gemacht. Es erschien eine Prozeßordnung, hernach ein neues Gesetzbuch, und es wurden Gerichtsvisitationen angeordnet. Als aber die Klagen über Verlängerung der Prozesse fortwährten, so erschien den 16. Jäner 1766 wieder eine neue königliche Verordnung darüber: und endlich wurde 1780 das grosse Unternehmen, ein ganz neues für unsere Zeiten und Sitten passendes deutsches Gesetzbuch

abzufassen, angefangen. Für dieses Denkmal seines wahrhaft königlichen Geistes wird die Nachkommenschaft ihn nach Jahrtausenden noch segnen, und auch dann noch wird man ihn als Schriftsteller bewundern.

Seine Schriften sind für Mitwelt und Nachwelt der unwidersprechlichste Beweis, daß Friedrich den Namen des Grossen mit dem größten Rechte verdienet habe; denn sie stellen uns ihn groß dar, als König, Staatsmann, Landesvater, Feldherrn, Weisen und Schriftsteller. Auch aus ihnen ersieht man, daß alle seine Seelenkräfte groß waren, die Vernunft nicht geringer, als der Witz, und die Gründlichkeit des Verstandes nicht geringer, als die Schnelligkeit desselben. Man wird immer in gerechtes Erstaunen gerathen, wenn man überlegt, daß ein König, der so viel that, auch so viel, und so gut schreiben konnte. Seine Gedichte, für ihn zwar nur Spiele eines auf grosse Thaten sinnenden, und Erholungen eines von grossen Thaten ausruhenden Geistes, würden manchem Dichter als Werke Ruhm gebracht, und mancher würde für sie lebenslängliche Musse als Spielraum, oder als Belohnung gefordert, und erworben haben.

Den-

Dennoch unendlich erhaben über die Eitelkeit mancher in der Geschichte berüchtigter Monarchen, die jeden, der sich erkühnte, an ihrem poetischen Talente zu zweifeln, für Majestätsverbrecher erklärten, setzte er selbst seine Verse gegen Voltaires Gedichte tiefer herab, als gewöhnliche Bescheidenheit ihm nachthun, oder das ihn lesende Publikum gerecht finden könnte. Selbst der Zwist, der zwischen ihm und Voltaire entstand, konnte den Philosophen von Sanssouci nicht bewegen, deßhalb von des Dichters von Ferney Talenten geringer zu denken.

Seine Geschichtsbücher sind ein Schatz für die Archive aller Jahrhunderte, und Nationen. Ganz im Geiste der edlen griechischen Einfalt und Grösse, überall voll des wärmsten Gefühls für Vaterland und Volk, wenig schmeichelhaft für ihn selbst, den Verfasser, und Feldherrn, aber desto rühmlicher für die Gefährten und Theilnehmer seiner Siege, in einer edlen würdigen Sprache trotzen sie dem Tadel und der Verläumdung, und dürfen jetzt schon hoffen, unsterblich zu seyn, wie die Schriften eines Cäsars und Xenophons. Lange, und mit Wohlgefallen verweilt auf ihnen der betrachtende Verstand, und weiß nicht, ob er

mehr die Begebenheiten und Schicksale, oder die Freimüthigkeit, mit der sie erzählt sind, mehr den Helden, der so erhabene Thaten verrichtete, oder den Weisen, der sich alles Lobes, das aus ihm quillt, großmüthig begiebt, und das Wenigste seiner Anordnung und Klugheit, das Wichtigste der Einwirkung und Zusammenstimmung zufälliger, oft unbekannter Ursachen, beimißt, ob er mehr seine Verdienste, oder die richtige Würdigung derselben bewundern soll.

Welches Gefühl auch in der Seele des Lesers obwaltet, so wird er sich doch immer gestehen, daß Kriege reicher an Ereignissen und Folgen selten in den neueren Zeiten geführt, und noch seltener mit dieser Aufrichtigkeit beschrieben wurden. — In seinen philosophischen Schriften herrscht keine tiefe Spekulation, denn Friedrichs Philosophie bildete sich im Umgange mit der Welt, und den Menschen, und aus dem Leben gieng sie über in seine Schriften. Desto unverkennbarer trägt sie den Stempel des Gemeinnützigen, Praktischen, desto weniger verfehlt sie ihres Zwecks bei denen, die sich lieber der Leitung des schlichten Verstandes, als den Labyrinthen der Metaphysik anvertrauen. Sein feiner und richtiger Ge-

schmack für das Grosse und Schöne drang bis in die Schreibart der Kabinete und Gerichtsstühle ein, und wenn die Staatsschriften eines von Herzberg, und derer, die mit ihm genannt zu werden verdienen, englische Freimüthigkeit mit französischer Urbanität verbunden, unbedeutendes Wortgepränge, steifes Zeremoniel und Sprachmengerei verbannt, und dafür Deutlichkeit, Ordnung, Ueberredungskraft und Annehmlichkeit in die Hof- und Staatssprache eingeführet, wenn sie rühmliche Nacheiferung bei anderen Höfen Deutschlands erweckt haben, wer anders als Friedrich II. hat den Ton dazu angegeben?

Er, dem leerer Klingklang in Thaten und Worten gleich verhaßt war; er, der Titelgepränge und äusseren Glanz ohne inneren Gehalt so wenig achtete, daß er seines Vaters biedere, kernhafte, strenge Denkart auch in ihrer harten und rauhen Bekleidung ehrte, so sehr sie zuweilen sein Herz verwundet hatte. Daher ist kein Zweifel, daß nicht auch sein Beispiel auf die besseren deutschen Geschichtschreiber gewirkt, mehr Adel in die historische Schreibart, mehr Freimüthigkeit in die Beurtheilung verstorbener und lebender Fürsten gebracht habe.

Ohngeachtet des immer näher heranschleichenden Alters fuhr Friedrich unermüdet fort, seine Heere zu mustern, und seine Königsarbeiten pünktlich auszurichten. Seine Hände zitterten, aber noch immer hielten sie den Zügel der Geschäfte fest. Nur das Ende seines Lebens ist das Ende seiner Regierung, und seiner Regierungsfähigkeit. Wie Friedrich vorher den Feind stehend und gerüstet empfangen hatte, so erwartete er nun auch den Tod. In den 46 Jahren seiner Regierung findet sich nur ein einziger von Regentenarbeiten unbezeichneter Tag, und das ist der letzte seines Lebens. 1786 am Morgen des 17. August gerieth die Maschine dieses erhabenen Geistes in Stillstand, und der 75jährige Greis verließ unerschrocken, und bei völliger Besonnenheit eine Welt, deren Wunder, einen Thron, dessen Glanz und Stütze, ein Volk, dessen geliebter Vater er gewesen war.

Die Quellen der meisten Krankheiten des Königs waren Gicht und Hämorrhoiden, und ihr letztes tödtliches Produkt, Ueberhäufung der Lungen, Brustwassersucht und Steckfluß. Das Physische des Königs war eben so ausserordentlich, als sein Geistiges. So lange seine Krankheiten und Schmerzen zunahmen, war er geduldig,

zufrieden und sanftmüthig, und begegnete seinen Wärtern und Pflegern gelinde und gnädig: wenn er aber anfieng ungeduldig, unzufrieden und hart zu werden, so konnte man auf seine baldige Genesung sichere Rechnung machen.

Im Essen war er gar nicht Herr und Meister seiner selbst, sondern folgte seinem Appetit, der oft so heftig war, daß, wenn der Küchenzettel, welcher ihm des Abends für den Mittag des künftigen Tages gebracht wurde, Speisen enthielt, die er gern aß, er ihn nicht nur am folgenden Morgen und Vormittag mehrmals und mit Vergnügen ansah, sondern auch die Mittagsstunde kaum erwarten konnte. Der gewöhnliche Wein, den er trank, war Bergerac, den er mit Wasser vermischte; und spanischen Schnupftoback hatte er immer ein paar 1000 Pfund vorräthig.

Während seiner schmerzhaften Krankheit las er die Depeschen seiner auswärtigen Minister, diktirte alle Morgen von 4 bis 7 Uhr die unmittelbaren Antworten auf dieselben, und unterhielt eine festgesetzte Korrespondenz mit seinem Kabinet, mit dem Justizdepartement, und dem Militäretat. In den letzten 5 Wochen seiner Krankheit waren die Grafen von Herzberg,

Schwerin, Görz, Lucchesini und Pönto gewöhnlich 3 bis 4 Stunden um ihn. Ungeachtet er wegen der Wassersucht in seinem Stuhle, in dem er Tag und Nacht blieb, sich allein nicht bewegen konnte, und ob man gleich sah, daß er ausserordentlich litte, ließ er doch nichts von einem unangenehmen Gefühle und Schmerz sich merken; er behielt eine ruhige, heitere Mine, und ohne weder von seinem Zustande, noch von seinem Tode zu sprechen, unterredete er sich auf eine angenehme und vertraute Art über die jetzigen Angelegenheiten, über die Litteratur, die alte und neue Geschichte, und besonders über die Feld- und Gartenwirthschaft.

Seine gewöhnliche und tägliche Art zu leben war die: Nachdem er in den Abend- und Morgenstunden die Depeschen seiner auswärtigen Minister, die Berichte seiner Generale und seiner Minister gelesen hatte, ließ er des Morgens um 4 oder 5 Uhr, nach der Menge der Geschäfte, seine 3 Kabinetssekretärs, einen nach dem andern, kommen, und diktirte dem einen die Antworten, welche auf die Depeschen eines jeden seiner auswärtigen Minister zu ertheilen waren, die er nachher dem Grafen von Herzberg überreichen ließ, und

den beiden anderen die Befehle und Antworten an die Staatsminister, oder an die Generale über Militär-Finanz- und Justizsachen, wie auch die Antworten auf unzählige Briefe und Bittschriften von Privatpersonen, und das so ausführlich, bestimmt, und zusammenhängend, besonders in den Depeschen, daß die Sekretäre nur die Titel, das Formelle und das Datum hinzuzusetzen brauchten.

Waren diese Angelegenheiten um 7 oder 8 Uhr geendiget, so ließ er den Kommandanten von Potsdam, den Generallieutenant von Rohdich kommen, und nach ihm seine Adjutanten, um ihnen mündlich seine Befehle zu geben, was die Garnison jeden Tag zu thun habe. Hierauf erschien auf einige Augenblicke der Wundarzt, und bisweilen ein Medikus. Gegen 11 Uhr ließ er die vorher genannte Gesellschaft kommen, und unterhielt sich bis um 12 Uhr, wo er sie beurlaubte, und seine Mittagsmahlzeit allein hielt. Nachmittags unterschrieb er alle Depeschen und Briefe, die er des Morgens diktirt hatte, und die seine Sekretärs gegen diese Zeit in Bereitschaft haben mußten. Um 5 Uhr ließ er die vorige Gesellschaft wieder rufen, behielt sie bis um 8 Uhr, wo er sie entließ; den übrigen

Abend ließ er sich durch seine Vorleser die Werke einiger alten Autoren, als des Cicero, Plutarchs ꝛc. vorlesen, las die neuen Depeschen durch, und schlief hierauf, soviel es sein Zustand gestattete. Diese Lebensart setzte er unverändert bis zum 15. August fort, an welchem Tage er noch so zusammenhängende Depeschen diktirte, daß sie dem geübtesten Minister würden Ehre gemacht haben.

Stanislaus August.

Stanislaus August stammte aus einem der ältesten und angesehensten Geschlechter Pohlens, aus dem damals noch gräflichen Hause Poniatowsky ab, und wurde auf einem Schlosse seines Vaters am 7. Jäner des Jahrs 1732 gebohren. Er hatte mehrere Brüder und Schwestern. Sein jüngster Bruder Michael hatte den geistlichen Stand angetreten, und wurde 1773 Bischof zu Plotzko. Jeder seiner zwei älteren Brüder war verehelichet, und jeder zeugte einen Sohn und eine Tochter. Stanislaus August selbst aber blieb ledig.

Sein Geschlecht war eines der reichesten eben sowohl, als der mächtigsten; sein Vater hatte nicht nur ansehnliche Güter, sondern war auch Starost von Przemißl, und Großtruchseß von Litthauen; dadurch hatten seine Söhne ebenfalls Aussichten auf angesehene Staatsbedienstungen in den verschiedenen Reichsdepartementen; ja, da sie zugleich katholischer Religion waren, konn-

ten sie hoffen, vielleicht auch einsmal den königlichen Thron zu besteigen. Die Starosten waren vorzüglichere Landbeamte; ihr Name zeigt auch ihr Amt an. Staroſt heißt Schloßamtmann; seine Pflicht war, über die königlichen Schlösser die Aufsicht zu haben, den Frieden und die Ruhe in dem ihm anvertrauten Distrikte, welcher eine Staroſtei hieß, zu erhalten, und ihn vor Dieben, Räubern, und andern Gewaltthatigkeiten zu schützen. Er richtete auch die Landleute, Bürger, und den minderen Adel seiner Staroſtei, und besorgte den Nutzen und die Einkünfte des Königs in selber. Mit dieser Würde waren ansehnliche Einkünfte verbunden.

Stanislaus wurde in allen jenen Wissenschaften, welche einem Staatsmanne von ausgezeichnetem Verdienste unentbehrlich sind, unterwiesen, und seine grossen Geistesfähigkeiten entwickelten sich bald, so daß er in allem, was man ihm beibrachte, in Kurzem wichtige Fortschritte machte, wozu sein unermüdeter Fleiß vieles beitrug. Nebst den vielen Wissenschaften zierten ihn auch seine Tugenden, und zeichneten ihn vor andern seines gleichen aus; besonders seine Freundlichkeit, Leutseligkeit, Herablassung gegen Mindere, und seine Bereit-

willigkeit, einem jeden Gefälligkeiten zu erweisen; was ihn dann bei Jedermann beliebt machte. Dazu kam noch seine schöne Bildung; er war von etwas mehr als mittlerer Grösse, hatte eine geistreiche Physionomie, grosse feurige Augen, und sein ganzes Betragen nahm für ihn ein. August der Dritte ernannte ihn daher zum Gesandten am russischen Hofe. Hier wußte er sich durch sein edles Benehmen sowohl bei dem Großfürsten, als besonders auch bei seiner Gemahlin Katharina bestens zu empfehlen.

Im Jahre 1763 starb der König von Pohlen August der Dritte aus dem Sächsischen Hause, und da man zur Wahl eines neuen Königs schritt, war unter den Wahlkandidaten auch unser Stanislaus Poniatowsky. Katharina II. die unterdessen Selbstherrscherin geworden war, verwendete sich für ihn bei dem Reichstage mit allem Nachdrucke, und brachte es auch dahin, daß er den 7. September 1764 zum König von Pohlen erwählet, und den 25. November gekrönet wurde. Bald nach seiner Thronbesteigung erhob er seine gesammte Familie in den Fürstenstand, und machte solche Anstalten und Anordnungen, die fähig seyn konnten, ihn bei dem Adel sowohl, als bei dem gemeinen Volke beliebt zu machen.

In Pohlen war die katholische Religion die herrschende: jedoch fanden sich daselbst auch viele griechische sogenannte nichtunirte Christen, und Protestanten, theils Lutheraner theils Kalvinisten; die Griechen nannte man in Pohlen Disunirte, die Protestanten aber Dissidenten. Letztere hatten vormals gleiche Rechte mit den Katholiken; die ihnen aber durch die Konstituzionen von den Jahren 1717, 1733 und 1736 äusserst eingeschränket wurden. Im Jahre 1764 verwendeten sich bei dem Krönungsreichstage selbst Rußland, England, Dännemark und Preussen für die Herstellung der alten Rechte der Dissidenten: allein sie konnten nichts bewirken. Im Jahre 1766 entstand ein Konföderazionsreichstag, bei welchem die Dissidenten unter dem Schutze und Unterstützung gedachter vier Höfe um ihre vorigen Rechte, und besonders um die freie Ausübung der Religion anhielten, aber den Bescheid erhielten, daß es bei den bestehenden Gesetzen sein Verbleiben habe.

Bald darnach wollte man ihnen dennoch einige Freiheiten in Ansehung der Ausübung ihrer Religion eingestehen, die sie aber nicht annahmen: weil sie noch immer von dem Rechte Staatsämter zu erlangen sollten ausgeschlossen bleiben. Sie machten al-

so untereinander eine Konföderazion zu Thorn und Sluk, an die sich auch eine Konföderazion des katholischen Adels von Litthauen, der die Rechtmäßigkeit der Forderungen der Dissidenten einsah, beigesellte. Nicht lang hernach entstand daraus eine General-Konföderazion zu Radom, die vom Schwedischen Hofe selbst unterstützet ward. Dieser Konföderazion trat auch im Jahre 1767 der König selbst bei, auf einem außerordentlichen Reichstage. Endlich erhielten die Dissidenten im Jahre 1768 eine freie Religionsübung; man bewilligte ihnen, daß sie als Beisitzer in das Tribunal durften und mußten aufgenommen werden, und erklärte sie aller Ehrenstellen und Aemter in der Republik fähig.

Nun erhoben die Fürsten Michael Lubomirski, Krassinski und Pulawski zu Bar eine andere Konföderazion, welche die den Dissidenten verheissene Freiheiten wieder vernichten wollte, die sich bald ins Unendliche vermehrte, und besonders in und um Krakau ihr Unwesen trieb, auch unübersehbares Elend nach sich zog: denn es entstand ganz natürlicher Weise ein innerlicher Krieg, der desto verderblicher für Pohlen war, weil die Truppen der Konföderazion weder Kriegskunst noch Kriegszucht kannten, und Rau-

ben, Morden, Stehlen und Brennen zu ihrem Hauptgeschäfte machten. Zu diesem kam noch, daß die Bauern in der Ukraine gegen ihre Edelleute rebellirten. Diesen so vervielfältigten Uebeln abzuhelfen, schrieb der König am 7. November eben dieses Jahres 1768 einen Reichstag aus, der aber nicht zu Stande kam. Die Konföderirten trachteten dem König nach dem Leben; wollten das königliche Schloß zu Warschau in Brand stecken, und brachten es bei der Ottomannischen Pforte dahin, daß sie im Jahre 1769 der Kaiserin von Rußland, welche Truppen zur Unterstützung der Generalkonföderazion hatte einrücken lassen, den Krieg ankündigte: damit dadurch der arme bedrängte König und die Dissidenten einer ihrer mächtigsten Stützen sollten beraubet werden. Diesem so grossen Uebel gesellte sich noch im Jahre 1770 die Pest zu, welche eine ungeheure Menge Menschen hinrafte.

Die Bosheit der Konföderirten war hauptsächlich wider den unglücklichen König gerichtet, und ging so weit, daß sie am 8. August 1770 ein Manifest erscheinen liessen, durch welches sie den König des Thrones verlustig, und den königlich Pohlnischen Thron für erledigt erklärten; und bald darnach durch ein anderes Manifest das

Volk aufmunterten, dem König entweder heimlich oder öffentlich das Leben zu nehmen. Dieses Manifest that Wirkung: man fand fast alle Nächte brennbare Materien in Warschau, und selbst im königlichen Pallaste entdeckte man gerade noch zu rechter Zeit eine grosse Menge Pulver mit einem brennenden Lunten. Da alle diese Unternehmungen vereitelt wurden, so nahmen sich die Boshaften vor, den König, dem Pulawski, als dem Haupte der Gegenkonföderazion lebendig auszuliefern. Wie nun dieses Vornehmen ausgeführet, doch aber glücklich vereitelt wurde, wollen wir gleich erzählen.

Der König war am 3. November 1771 bei dem Großkanzler von Litthauen dem Fürsten von Czatorinski auf einem Besuche, und fuhr zwischen 9 und 10 Uhr nach seinem Pallaste mit einem sehr geringen Gefolge zurück. Acht Personen ritten vor dem Wagen, und sechse gingen neben demselben. Eine Strecke von dem Czatorinskischen Pallaste kam ein Trupp zu Pferde, der zwischen die Voranreitenden, und dem königlichen Wagen durchzog, und also diesen von jenen trennte; da aber die Erstern zurückkehren wollten, kam ein noch grösserer Trupp, von dem sie versprengt wurden. Man hielt die Pferde am Wagen

auf, schoß nach dem Kutscher, nach denen, die neben dem Wagen gingen, und am häufigsten nach dem Wagen. Einer der königl. Heiducken, Georg Heinrich Bützak wollte mit seinem Körper den König decken, wurde aber in diesem Augenblicke durch einen Schuß und mehrere Stiche getödtet; der andere stürzte durch einen Säbelhieb gleichfalls todt zur Erde. Der König wollte aus dem durch mehrere Kugeln ganz durchlöcherten Wagen herausspringen, eröffnete den Schlag, dachte zu entfliehen: allein er wurde sogleich bei den Haaren ergriffen, entwaffnet, und mit einem Säbelhiebe im hintern Theil des Hauptes so sehr verwundet, daß der Hieb bis auf das Bein eindrang.

Nun nahmen die Mörder den blutenden König zwischen ihre Pferde, und schleppten ihn in größter Geschwindigkeit bis an den Graben der Stadt, wobei er seinen Hut und Haarbeutel verlohr: hier wurde er, ungeachtet er ganz athemlos war, auf ein Pferd gesetzet, und gezwungen, mit selbem über den Graben zu setzen; das Pferd stürzte in den Koth, und brach ein Bein; der König aber verlohr im Kothe seinen Pelz und konnte nur mit vieler Mühe herausgezogen werden. Man setzte ihn auf ein anderes Pferd, mit dem er glücklich über den

Gra-

Graben kam. Jenseits des Grabens nahm man ihm seine kostbaren Ringe, seine Uhren und Geld, und ließ ihm nichts als sein Schnupftuch und seine Schreibtafel. Hierauf zerstreuten sich seine Räuber, und nur sieben von ihnen blieben bei ihm. Diese eilten mit ihm die beschwerlichsten Wege fort über Berge und Sümpfe, und kamen gegen ein Dorf, das Burakote hieß. Der König, da er es ansichtig wurde, sagte mit der sanftesten Stimme: Gehet nicht hin, wenn ihr nicht unglücklich seyn wollet; dort sind Russen.

Menschen von edlerem Gefühle würde eine solche Sanftmuth, ein solches Wohlwollen ganz umgestimmt haben: allein solche Barbaren kannten nichts Menschliches; sie wandten sich auf eine andere Seite, und trieben den König in einen Wald. Sie waren nicht weit fortgeschritten, als sie abermal eine rußische Patrouille von weitem hörten. Nun glaubten sie verrathen zu seyn, und wandten sich wieder gegen eine andere Seite: jedoch vier von ihnen waren abermal bedacht ihr Heil in der Flucht zu suchen. Nach einer Viertelstunde allenfalls erblickten sie wieder eine rußische Schildwache; nun entflohen nochmal zwei, und nur einer blieb bei dem König zurück.

Hier bekam der König etwas mehr Muth, und sagte zu dem Einzigen: Wenn du mich meinen Feinden lebendig ausliefern willst, so laß mich einen Augenblick ausruhen. Allein er zwang ihn mit dem blanken Säbel in der Faust weiter zu gehen. Bald darnach langten sie bei dem Kloster von Bielano an. Hier blickte der König mit Wehmuth auf den Räuber; der Blick drang in das Herz desselben, rührte es, und er brach in die Worte aus: Du bist doch noch mein König! Der König sprach mit Nachdruck: Ich bin es, und ein guter König, der dir nichts Böses zufügen will. Der Räuber wurde über diese Worte so verwirrt, daß er den Weg ganz verfehlte. Der König bemerkte es, und sagte: Ich sehe, ihr wisset selbst den Weg nicht recht; lasset mich also in dieses Kloster gehen und rettet euch. Er antwortete: Ich kann nicht; ich habe geschworen. Sie gingen weiter, und der König erklärte ihm die Unzulänglichkeit und die Nichtigkeit dieses Eidschwures.

Während des Gehens hatte der König einen Stiefel schon verlohren, und konnte nun nicht mehr weiter gehen. Er bat also den Räuber, daß er ihm doch gönnen möchte, ein wenig auszuruhen; und fuhr fort, demselben seine schwarze That mit den ge-

hörigen Farben zu schildern. Wenn ich dich aber, gab Kosinski, so hieß der Räuber, zur Antwort, nach Warschau führe, so bin ich verlohren. Der König verhieß ihm, daß ihm kein Leid wiederfahren sollte. Der gerührte Bösewicht fiel auf seine Knie, küßte die Füsse des Königs, überließ sich der Gnade desselben, und nahm ihn mit sich, um ihn zu retten, in eine Mühle. Man pochte daselbst an; allein die erschrockenen Leute hatten nicht Muth genug, die Thüre zu öffnen. Kosinski schlug also ein Fenster ein, und schrie um Hilfe für einen Menschen, der von Räubern wäre geplündert worden. Eine halbe Stunde mußte ihnen der König Muth zusprechen, bis sie sich getrauten das Thor zu öffnen, und ihn einzulassen.

Nun schrieb der König ein Billet an den General Coccei, den Befehlshaber über die Krongarde zu Fuß. Die Leute in der Mühle aber erkannten den König nicht. Es stand nicht lange an, so kam der General mit einem Detaschement zur Mühle; fand den König auf einem Stroh liegend; stürzte ihm zu Füssen, und schrie mit Thränen in den Augen: Mein König! Nun fielen auch die Leute aus der Mühle voll Erstaunen dem König zu Füssen; er hob sie liebreich

auf, und sprach ihnen Muth zu. Hierauf bestieg der König den Wagen, den der General mit sich gebracht hatte, und fuhr nach Warschau langsam zurück. Hier war unterdessen die Nachricht von der wundervollen Rettung des Königs bekannt worden, und hatte eine ausserordentliche Freude unter dem ganzen Volke erreget. Alle Gässen waren mit Einwohnern und Fremden angefüllet, und mit Fackeln so sehr beleuchtet, daß man eben so gut, als am Tage sehen konnte.

Noch vor 5 Uhr Morgens am 4. Nov. kam der König in der Stadt an; alles drängte sich an den Wagen; jeder wollte beim Aussteigen die Hand des Königs küssen, oder doch wenigstens sein Kleid berühren; selbst der Retter des Königs wurde mit Schmeicheleien überhäuft. Nun wurden endlich alle die, welche sich in des Königs Gemach befanden, entlassen; Wundärzte untersuchten seine Wunde. Das Blut war gestockt, und der Verband dadurch sehr schwer und schmerzhaft, und doch ließ der König bei der ganzen Operazion nicht die mindeste Veränderung spüren. Auch seine Füsse, die so sehr geschwollen waren, daß man den einen Stiefel herabschneiden mußte, wurden von den Wundärzten besorgt, und dann der König selbst zur Ruhe befördert.

Kosinski wurde von allen mit Freuden empfangen; man bereitete ihm eine zur Erquickung nöthige Mahlzeit; er entdeckte, daß er durch Verführung zur Konföderazion sey gelocket, und bei dem Pulawskischen Regimente als Offizier angestellet, hernach aber von Pulawski selbst zum Anführer dieser schrecklichen Unternehmung des Königraubes, nebst dem Lukawski und Strawinski, erwählet worden; auch daß er zu Czenstochau einen Eid habe ablegen müssen, den König entweder lebendig auszuliefern, oder aber, wenn dieses unmöglich wäre, zu ermorden. Er wurde hernach im Schlosse sorgfältigst bewachet, oft scharf verhöret, jedoch mit möglichster Güte und Schonung behandelt. Er hatte zwar zum ersten nach dem König geschossen, und ihn mit Haaren auf das Pferd gerissen: der König verbot dennoch ihm kein Leid zuzufügen, ungeachtet der Kronmarschall ihn vom König zu seinem Gerichte gefordert hatte.

An eben diesem 4. November wurde in der Hauptkirche ein feierliches te Deum laudamus abgesungen. Hierauf wurden einige nothwendige Sicherheitsanstalten gemachet: Bützak wurde feierlich beerdiget, und ihm vom König selbst eine Grabschrift verfertiget. Der König ließ die Mutter des-

selben zu sich rufen, und verhieß ihr alle Monate vier Dukaten auszahlen zu lassen. Den obenerwähnten Müller ließ er ebenfalls vor sich kommen, schenkte ihm hundert Dukaten, ließ ihm auch eine eigene Mühle bauen, und erklärte sie von allen Abgaben frei. Am 5. Jäner 1772 ließ sich der König zum erstenmale wieder öffentlich sehen. Im Jahre 1773 wurde im Senatorensaale über alle diejenigen, die an dem sträflichen Verfahren, das an dem König verübet worden war, irgend einen Antheil genommen hatten, Gericht gehalten. Der König kam am Tage, an dem es sollte geendiget werden, selbst in den Saal, hielt mit der ihm gewöhnlichen Beredsamkeit, in der er Meister war, eine Rede zur Vertheidigung dieser Verbrecher, und bat für sie um Verzeihung. Die königliche Rede hatte zwar in Ansehung des Kosinski, der eigentlich Kuzma hieß, die gewünschte Wirkung, an den übrigen jedoch wurden die über sie ausgesprochenen Strafen am 10. September vollzogen.

Da unterdessen die drei Mächte Rußland, Preussen und Oesterreich Ansprüche auf einige Distrikte Pohlens gemacht, diese Distrikte in Besitz genommen, und die Rechtmäßigkeit ihrer Besitznehmung in gewöhnlichen Manifesten bewiesen hatten, so entstand

im April 1773 abermal ein Konföderazionsreichstag, von dem diese drei verbündeten Mächte einen förmlichen Abtretungstraktat der in Besitz genommenen Distrikte; für den König eine bestimmte Unterhaltssumme, und die Errichtung eines immerwährenden Rathes begehrten. Nach vielen Widersprüchen kam endlich der Traktat mit Oesterreich am 18. August, mit Rußland am 7. September, und am 18. mit Preussen zu Stande. Dem König wurden eine Million achtmalhunderttausend Gulden, nach dem kaiserlichen Münzfusse gerechnet, zum Unterhalte ausgesetzet, und die Errichtung des immerwährenden Rathes bewilliget.

Der immerwährende Rath, der im Jahre 1774 errichtet wurde, bestand aus dem König, der den Vorsitz hatte, und dreien Bischöfen, wie auch drei weltlichen Senatoren; dann aus vier Ministern, dem Marschalle, achtzehn Räthen vom Ritterstande, zweien Personen, die man Instigatoren nannte; ihnen war ein Rathssekretair, fünf Konferenzsekretaire, und das nöthige Kanzleipersonale zugegeben. Dann wurden die Rechte des Königs, des Primas, des Marschalls, aber auch ihre Pflichten bestimmt. Unterdessen hatte doch dieser immerwährende Rath keinen grossen Nutzen für das unglück-

liche Pohlen; weil das unbedingte Veto, das ist das Recht die öffentlichen Reichstags- und andern Schlüsse durch dieses Wort eines einzigen Adelichen rückgängig zu machen, nicht aufgehoben wurde. Das zweite Gebrechen bei dieser Reichsverfassung war, daß der immerwährende Rath nicht einmal Landesgesetze verfassen konnte.

Im Jahre 1776 wurde abermal ein Konföderazionsreichstag gehalten, auf welchem nebst andern nützlichen Einrichtungen auch im Finanzfache eine bessere Ordnung eingeführet wurde. Bei Festsetzung derselben trat der König von seinen Einkünften eine Million Pohlnischer Gulden, nach unserm Werthe zweimalhundert fünfzigtausend Gulden, jährlich ab. Im Jahre 1776 verwendete Stanislaus viele Mühe, um die Nazionalerziehung zu verbessern. Auf dem Reichstage vom Jahre 1780 gab er aus seinem Schatze zur Verbesserung des Militairs ein Geschenk von 713,635 Pohlnischen Gulden, und ließ nebst dem auf seine Kosten ein prächtiges Invaliden Haus in Warschau bauen. Nun lebte der König ruhig, still und wohlthätig fort. Im Jahre 1788 brach der Krieg Rußlands mit den Türken aus. Bei dieser Gelegenheit wurde am 6. Oktober abermal ein Reichstag eröffnet, auf

dem der König auf Verbesserung der Finanzen und Justiz, und auf Vermehrung der Truppen antrug. Rußland protestirte gegen alle Neuerungen in der vorigen Konstituzion; der Divan aber versprach den Pohlen Schutz gegen Rußland. Der König rieth, man sollte sich an Rußland halten: die Landboten aber widersetzten sich, und der König sah sich genöthiget nachzugeben, wozu Preussens Einlispelungen vieles beitrugen. Am 18. Jäner 1789 wurde der immerwährende Rath aufgehoben, lange Zeit widersetzte sich Stanislaus, mußte aber endlich nachgeben. In eben diesem Jahre gab er zur Vermehrung der Armee vierzehntausend Dukaten.

Am 15. März 1790 wurde eine Allianz zwischen Pohlen und Preussen geschlossen, und am 19. unterzeichnet. Am 13. September erhielt der König das lebenslängliche Recht alle Senatoren und Minister zu ernennen. Den 1. Mai 1791 wurde eine neue Konstituzion eingeführet, durch welche die Krone für erblich erklärt, die Leibeigenschaft aufgehoben, und die Bürger aller Würden fähig erklärt wurden. Bald darnach entstanden grosse Unruhen; das revoluzionäre Unwesen wurde in diesem unglücklichen Lande immer gröſſer; Kosziusko war als Kommandirender an der Spitze der In-

surgenten; Rußland und Preussen liessen Truppen einmarschieren, und nahmen daher, weil es schien, daß das Uebel auf eine andere Art nicht konnte gehoben werden, Gelegenheit, das ganze noch übrige Pohlen unter sich und dem Hause Oesterreich zu vertheilen, und auf diese Art der Republik und allen Uneinigkeiten ein Ende zu machen.

Am 25. November 1795 legte der König Stanislaus die Krone ab, unterzeichnete die Abtretungsakte förmlich, und wurde unter Rußischem Schutze nach Grodno gebracht. Hier lebte er ruhig und still. Die drei Mächte, Oesterreich, Rußland und Preussen bestimmten ihm einen anständigen Gehalt, und übernahmen alle seine Schulden zu bezahlen. Nach dem Tode der grossen Katharina, wurde er vom Kaiser Paul nach Petersburg eingeladen, wohin er auch die Reise den 15. Hornung 1797 antrat. In Petersburg lebte er sehr angenehm, erwarb sich durch seine vortreflichen Eigenschaften viele Freunde, und wurde überall als König geehret. Als Paul I. nach Moskau zur Krönung reisete, begleitete ihn Stanislaus dahin. Am 12. Hornung 1798 endlich wurde er vom Schlage getroffen, und starb eines gähen aber sanften Todes, nachdem er 66 Jahre, und 36 Tage gelebet

hatte. Er wurde mit königlicher Pracht beigesetzt.

Wenn wir den unglückseligsten aller Könige, Ludwig den Sechszehnten von Frankreich ausnehmen, so hat, so weit uns die Geschichte die Schicksale der Könige aufgezeichnet hat, kein König mehr Ungemach auf dem Throne erduldet, als Stanislaus August, und keiner es weniger verdienet, als er.

Prinz Eugen.

Franz Eugen Prinz von Savoyen wurde zu Paris den 18. Oktober 1663 gebohren. Er war ein Urenkel Karl Emmanuels des Grossen, Herzogs von Savoyen. Sein Vater, der Graf von Soissons, welcher sich in Frankreich häuslich niederließ, und Generallieutenant, auch Gouverneur von Champagne war, hatte Olimpia Manzini, eine Nichte des Kardinals Mazarin, geheirathet.

Unser Held war der jüngste von den aus dieser Ehe entsprossenen Söhnen, und daher dem geistlichen Stande bestimmt. Schon in seinem siebenten Jahre besaß er zwei Abteien im Piemontesischen, weßwegen man ihn auch den Abbe von Savoyen, oder den kleinen Abbe nannte. Die Bildung und Erziehung desselben wurde einem berühmten Gelehrten aufgetragen. Mit ungemeiner Leichtigkeit lernte er die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache. Er las gern, und in seiner zar-

testen Jugend bestimmte er täglich einige Stunden zu einer lehrreichen und unterhaltenden Lektüre, welcher Hang ihn auch in der Folge unter dem Geräusche der Waffen nie völlig verließ.

Seine herrschende Leidenschaft war der Krieg; er hörte von nichts lieber reden, als von Belagerungen und Schlachten; beim Schall einer Trommel sah man seine Augen funkeln. Er war etwa zehn Jahre alt, als sein Vater starb: seine Erziehung, welche nun die Mütter mit ungemeiner Sorgfalt übernahm, litt zwar durch diesen Verlust nicht, wohl aber seine Glücksumstände. Seine Neigung zum Soldatenstande nahm indessen mit seinem Alter zu, und als endlich der Zeitpunkt kam, wo er von seinen Handlungen nur sich selbst Rechenschaft geben durfte, ging er zum König, dankte ihm für die geistlichen Würden, die er ihm zu ertheilen die Gnade gehabt hatte, und bat, ihn unter seinen Truppen anzustellen. Ludwig XIV. schlug ihm seine Bitte ab; dadurch glaubte er das Band der Dankbarkeit, das ihn an Frankreich knüpfte, zerrissen, und hielt sich berechtigt, einem fremden Lande dasjenige anzubieten, was sein Vaterland selbst von sich gestossen hatte.

Endlich führte die Zeit eine Begebenheit herbei, die unserm Helden Gelegenheit verschaffte, seinen Lieblingswunsch zu befriedigen. Sultan Mahomed IV. hatte 1683 dem deutschen Kaiser den Krieg erklärt. Schon hatten die Türken ganz Ungarn überschwemmt, und führten nichts geringeres im Schilde, als Wien zu belagern. Aus allen Theilen der Christenheit kamen Freiwillige herzu, ihr Glück gegen die Ungläubigen zu versuchen. Eugen versäumte eine so schöne Gelegenheit nicht, und reiste mit mehreren französischen Prinzen nach Wien, wo er im Anfange des Sommers ankam. Er wurde vom Kaiser mit vielen Beweisen seines Zutrauens empfangen, und nachdem er sich einige Tage in Wien aufgehalten hatte, reisete er zur Armee ab, wo er als Freiwilliger diente.

In der entscheidenden Schlacht vor Wien, welche die Türken zwang, die Belagerung mit grossem Verluste aufzuheben, zeichnete sich Eugen so vortheilhaft aus, daß ihm der Kaiser das eben damals vakante Regiment Kufstein gab. Dieß war die erste Stufe in seiner militärischen Laufbahne, und die Fortschritte, welche er hier machte, waren eben so schnell als glänzend; denn im Jahre 1691 wurde Eugen Generalfeld-

marschall. In einem Zeitraume von zehn Jahren hatte er also die höchste Stufe militärischer Würden erreicht. Der Kaiser überzeugte sich immer mehr von den Fähigkeiten Eugens, und um ihm seine vollkommenste Zufriedenheit zu bezeugen, vertraute er ihm das Kommando seiner Armee in Ungarn an, um die Fehler seiner Vorgänger zu verbessern. Leopold I. betrog sich auch in seinem Urtheile nicht; der gute Erfolg, den die Unternehmungen dieses Helden hatten, übertraf seine kühnsten Erwartungen.

Kara Mustapha, der endlich nach mehreren gewaltsamen Revoluzionen zum ruhigen Besitz des Ottomannischen Throns gelangte, war in der Kriegskunst völlig unerfahren: ein französischer Ingenieur, und der bekannte Graf Tököly ersetzten indessen diesen Mangel, und ein Glück wäre es für die Pforte gewesen, wenn er ihrem Rathe immer gefolgt hätte. Er hatte in den vorigen Feldzügen, ehe Eugen das Kommando hatte, mehrere Vortheile erhalten, und unter andern Belgrad wieder erobert: berauscht von diesem Erfolge, rückte er nun mit barbarischem Stolze den Oesterreichischen Staaten immer näher. Schon hatten die Türken ihre gewöhnlichen Verwüstungen wieder angefangen, mehrere Städte erobert, und den

Kaiser durch ihre drohende Annäherung in Schrecken gesetzt, als Eugens Erscheinung schnell die Szene änderte, und ihre reissenden Fortschritte hemmte.

Am 26. Juli 1697 kam er eine Meile von Zenta an, es ist dieß ein kleiner Flecken am Ufer der Theiße, die sich unterhalb Titul in die Donau ergießt. Durch einen gefangenen Bassa hatte Eugen erfahren, daß der Sultan schon mit 1000 Reitern über den Fluß gegangen wäre, indessen seine Armee noch in ihrem verschanzten Lager bei Zenta unter den Befehlen des Großveziers stünde. Es war itzt von der äussersten Wichtigkeit, den Feind zu einem Treffen zu zwingen, ehe er über den Fluß setzen konnte. Eugen, der sich, wenn er die Nothwendigkeit einer Unternehmung eingesehen hatte, durch kein Hinderniß von ihrer Ausführung abhalten ließ, beschleunigte den Marsch seiner Truppen, und war Nachmittags um 2 Uhr nur noch eine Meile vom feindlichen Lager entfernt. Wie groß war aber seine Bestürzung, als eben itzt ein Kourier mit einem vom Kaiser selbst unterschriebenen Befehle ankam: jedes Treffen sorgfältigst zu vermeiden! Er war nun schon zu weit vorgerückt, ein Rückzug war, ohne die Armee der augenscheinlichsten Gefahr

fahr auszusetzen, nicht möglich. Sein Ruhm, seine ihm über alles theure Ehre war zu sehr dabei interessirt, wenn er itzt andere Maßregeln hätte ergreifen müssen. Er faßte sich jedoch bald wieder, und hielt den kaiserlichen Befehl sehr geheim. Seiner redlichen Absichten sich bewußt, beschloß er nichts an seinem Entwurfe zu ändern, der Ausgang, hoffte er, werde sein Betragen rechtfertigen.

Noch in derselben Stunde stellte Eugen seine Armee in Schlachtordnung: seine sämmtlichen Truppen betrugen 50,000 Mann, die feindliche Armee war ungleich zahlreicher. Und nun ließ der Prinz seine Truppen vorwärts rücken, um einen Kampf zu beginnen, dessen Ausgang über sein Ansehen und sein Glück entscheiden sollte. Als die kaiserliche Armee nur noch einen Kanonenschuß weit von der türkischen Verschanzung entfernt war, ritt Eugen an der Spitze einiger Regimenter Dragoner voraus, um die Stellung der Feinde zu beobachten. Diese waren gerade im Begriffe, die Theiß zu passiren, und einige Schwadronen waren schon auf der Brücke. Kaum hatte sich die Nachricht von Eugens Absichten im feindlichen Heere verbreitet, so rieth Tökölv, sich augenblicklich in die

Verschanzungen zurückzuziehen, und, um den Truppen alle Hoffnung sich durch die Flucht zu retten, zu benehmen, die Brücke abbrechen zu lassen: aber der Sultan hatte weder Herz, noch Klugheit, diesen vortreflichen Rath zu befolgen. Die schleunige Erscheinung unsers Helden hatte ihn so erschreckt, daß er nur darauf bedacht war, seine Truppen zurückzuziehen, ohne zu bedenken, daß es itzt schon zu spät, und der Feind zu nahe sey.

Nur noch zwei Stunden waren vom Tage übrig. Eugen eröffnete die Schlacht, indem er auf 2000 Reiter, die aus den Verschanzungen herausgekommen waren, einsprengte, und sie schnell zurückwarf. Itzt ließ sich die türkische Artillerie hören, und streckte ganze Schaaren zu Boden: der linke Flügel fing an dadurch in Unordnung zu gerathen, aber schnell schickte ihm Eugen Verstärkung, und ließ dem Kommandeur desselben befehlen, ihn allmählich gegen den rechten Flügel schwenken zu lassen, während der rechte ein gleiches gegen den Mittelpunkt that, um einen halben Zirkel zu bilden. Um sechs Uhr Abends fing der Angriff auf den linken feindlichen Flügel an, und einen Augenblick nachher war er allgemein. Eugen selbst that bei diesem schrecklichen Angriff

das äusserste, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch so drohende Gefahr konnte ihn zurückhalten. Er führte die Stürmenden selbst an, sprach den Weichenden Muth ein, und ermunterte durch sein Beispiel die ganze Armee. Durch seine begeisternde Gegenwart unwiderstehlich gemacht, erstiegen die braven Kaiserlichen nach einer vierstündigen Schlacht die Schanzen, und drangen mit reissender Gewalt vorwärts. Der bestürzte Feind floh, und stürmte haufenweise nach der Brücke, um sich so zu retten; aber der Raum wurde zu enge, der Durchgang verstopfte sich, und die Unglücklichen stürzten schaarenweise in den Fluß.

Finsterniß bedeckte itzt die grauenvolle Ebene, und verbarg dem Auge des Helden die Scene des Jammers. Ein schreckliches Blutbad begann nun; kein Lösegeld, keine Thränen, nichts fand vor dem Grimm des ausgelassenen Soldaten Gehör. Umsonst ließ Eugen zum Abzuge blasen, umsonst Befehle über Befehle ergehen, daß die Soldaten zu ihren Fahnen zurückkehren sollten: sie metzelten bis 10 Uhr Abends fort, wo sie endlich des Würgens müde die feindlichen Verschanzungen verließen, um sich den Rest der Nacht von den Anstrengungen

dieses blutigen Tages zu erholen. Izt erschien der Tag, und ließ den Kaiserlichen zu ihrem eigenen Erstaunen die ganze Grösse ihres Sieges erkennen. 20,000 Feinde lagen todt auf dem Wahlplatze, und über 10,000 waren ertrunken; viele Bassas, und selbst der Großvezier wurden todt gefunden; 9000 Wägen mit Proviant und Gepäcke, 15,000 Ochsen, 6000 Kameele, 7000 Pferde, 100 grosse Kanonen, 60 Feldstücke, die Kriegskasse mit 300,000 Gulden, u. s. w. waren der Lohn dieser gewonnenen Schlacht: das übrige wurde den Soldaten zur Plünderung überlassen. Der Großherr selbst, der sich wenige Tage zuvor noch für unüberwindlich hielt, hatte sich mit der Flucht gerettet. Den Kaiserlichen hatte dieser glänzende Sieg nicht mehr als 450 Todte und 1600 Verwundete gekostet. Noch an demselben Tage schrieb der Prinz einen ausführlichen Bericht der Schlacht, womit er den Grafen Dietrichstein an den Kaiser sandte.

Der Sultan hatte sich nach Temeswar geflüchtet, aber auch hier genoß er nicht lang der Ruhe; denn als er vernahm, daß Eugen im Anzuge sey, rettete er sich nach Belgrad. Nun errang Eugen noch einige beträchtliche Vortheile in Bosnien,

und verlegte, da der größte Theil des Sommers vorüber war, seine Truppen in die Winterquartiere, er selbst aber trat die Rückreise nach Wien an, wo er von dem Volke mit dem lautesten Zujauchzen empfangen wurde. Kaiser Leopold I. aber empfing ihn sehr kalt; denn dieser Monarch, so gut und leutselig er auch war, konnte es Eugenen nicht verzeihen, seinem ausdrücklichen Verbote entgegengehandelt zu haben; Caprara, Eugens unversöhnlichster Feind, lag sogar dem Monarchen an, ihn vor ein Kriegsgericht zu fordern. Doch auf einmal schenkte ihm der Kaiser wieder sein ganzes Zutrauen, und zum entscheidenden Beweise davon ernannte er ihn zum zweitenmale zum Befehlshaber seiner Armee in Ungarn, und versah ihn heimlich mit einer geschriebenen Vollmacht, alles nach eigener Willkühr zu unternehmen, was er für gut und nöthig finden würde; denn nur unter dieser Bedingung wollte Eugen das Kommando wieder übernehmen, um nicht zum zweitenmale ein Opfer des Neides zu werden.

Weniger reich an grossen Thaten war der folgende Feldzug: beide Mächte hatten sich fast über ihr Vermögen angestrengt, und ihre Staaten waren erschöpft, und es

ist sich daher nicht zu wundern, daß der Kaiser, mitten unter glänzenden Siegen, willig die Hände zum Frieden bot, und durch die eifrigen Bemühungen des englischen und holländischen Ministers kam derselbe endlich den 26. Jäner 1699 zu Karlowitz zu Stande. Die Bedingungen waren für den Kaiser sehr vortheilhaft: der Großherr trat ihm Siebenbürgen, und seine Eroberungen in Ungarn ab.

Nicht lange genoß Europa der Ruhe, welche Eugens Heldenmuth ihm verschafft hatte; nicht volle zwei Jahre war es unserm Helden vergönnt, im Schooße der Wissenschaften, die er liebte und schätzte, sich von den Arbeiten so vieler Jahre zu erholen. Karl II. König von Spanien, der kinderlos war, starb, und hatte in einem von ihm erschlichenen Testamente den Herzog von Anjou, zweiten Sohn des Dauphin von Frankreich, zum Universalerben erklärt. Kaiser Leopold I. konnte dieß nicht zugeben, da er eben so gegründete Ansprüche als Frankreich auf die spanische Erbschaft für den Erzherzog Karl machen konnte. Mehrere Ursachen, worunter der allgemeine Haß gegen Ludwig XIV. keine der unwirksamsten war, vereinigten sich, ein Bündniß zwischen Oesterreich, England

und Holland zu beschleunigen, welches zur Absicht hatte, den Herzog von Anjou, der schon Besitz von Spanien genommen hatte, zu entthronen, und den Erzherzog Karl an seine Stelle zu setzen. Holland versprach, 100,000 Mann auf die Beine zu bringen; England sollte, ausser seiner Seemacht, noch 40,000 Mann Landtruppen stellen, und der Kaiser mit 90,000 Mann sogleich den Krieg gegen Frankreich anfangen.

Die Rheinarmee befehligte der Prinz Ludwig von Baden; für den Krieg in Italien aber, der mit mehr Schwierigkeiten verbunden war, glaubte der Kaiser keinen fähigern und erfahrnern General wählen zu können, als den Prinzen Eugen. Er mußte durch die venetianischen Staaten, zwischen den Ausgängen der Alpengebirge, von Deutschland aus, eindringen. Unübersteiglich schienen die Hindernisse, welche sich ihm hier entgegenstellten, und gewiß ist es, hätte sich der Marschall von Catinat, der die französische Armee kommandirte, vor jene Ausgänge der Alpen gesetzt, so würde er dem Prinzen den Eingang in Italien versperrt haben. Aber gebunden durch die gemessensten Befehle seines Hofes, keine Feindseligkeiten anzufangen, und des venetianischen Gebietes zu schonen, blieb er

unthätig in seinem Lager, und mußte ruhig zusehen, daß Eugen sich über unwegsame Berge künstliche Wege bahnte, und unangefochten in die Gefilde Italiens einzog. Sobald er dort sein Heer mit allem Zugehör beisammen hatte, marschirte er gegen Catinat, der sich blos darauf einschränkte, die Etsch gegen ihn zu vertheidigen. Allein Eugen fand Mittel, Catinats Aufmerksamkeit zu zerstreuen, faßte bei Carpi Posto, setzte dann über die Etsch, und zwang ihn, hinter dem Oglioflusse Sicherheit zu suchen.

Dieses beständige Zurückziehen erweckte ihm Tadler am Französischen Hofe, und Catinat mußte die Kränkung erleben, den Marschall von Villeroy, einen Liebling des Königs und besseren Hofmann als General, sich vorgezogen zu sehen. Dieser wurde als Generalissimus hingeschickt, um Eugens Fortschritte zu hemmen, und da er sich mehr als Catinat zutraute, aber weniger bedachtsam als dieser war, so beschloß er, wie er im August 1701 bei der Armee ankam, über den Ogliofluß zu gehen, und Eugen in seinem vortheilhaften Lager anzugreifen. Da dieser von Villeroys Absichten schon benachrichtigt war, so machte er alle Anstalten, ihn gehörig zu empfangen. Als

daher die Franzosen anrückten, wurden sie von allen Seiten zurückgeschlagen, und mußten sich schleunig zurückziehen; sie verloren in diesem kurzen Gefechte gegen 3000 Todte und viele Verwundete, die Kaiserlichen büßten nicht mehr als 40 Mann dabei ein, da sie von ihren hohen Verschanzungen fast völlig gedeckt waren. Noch einige Wochen nach dieser Aktion blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zuerst zum Aufbruche zu nöthigen. Ermüdet durch Hunger und Kälte, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit Eugens zu überwinden, hoben die Franzosen endlich ihr Lager auf, und zwar mit solcher Vorsicht, daß Eugen nicht das Geringste unternehmen konnte, ihren Abzug zu stören. Der Prinz, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Franzosen nur gewartet, um den seinigen antreten zu können, und beide Theile bezogen längs dem Po her die Winterquartiere. Eugen nahm sein Hauptquartier in Luzzara, Villeroy aber in Cremona.

Eugen erfuhr daß die Franzosen sicherer als im tiefsten Frieden lebten, eine Lustbarkeit die andere verdrängte, keine Runde, keine Patrouille umherging, die Offiziere ih-

ren Dienst mit unverzeihlicher Nachläßigkeit verrichteten: er beschloß daher Cremona zu überrumpeln. Ein dort wohnender Priester gab ihm das Mittel an die Hand, durch einen unterirdischen Kanal so viele Mannschaft als nöthig, hineinzuschaffen, um ihm ein vermauertes und ganz unbesetztes Thor zu öffnen. Des Morgens früh, am festgesetzten Tage, marschirte er mit einem 4000 Mann starken Korps auf die Stadt zu, das Fußvolk drang unbemerkt durch den Kanal, während einige hundert Grenadiere der Reiterei das vermauerte Thor öffneten, und nun besetzten sie den Markt und verbreiteten sich durch die Strassen.

Indessen hatte der Chev. d'Entragues, ein braver französischer Oberst, den Abend vorher seinem Regimente den Befehl ertheilt, mit Anbruch des Tages zum Exerziren bereit zu seyn. Die hiezu nöthigen Zubereitungen hatten also wider alles Vermuthen, schon früh ein ganzes Regiment ins Zeug gebracht und dieses setzte den Kaiserlichen gleich einen starken Widerstand entgegen. Villeroy, der von dem Getöse des Feuergewehrs aus dem Schlafe geschrekt, sich halb angekleidet auf sein Pferd schwang, um sich an die Spitze der Streitenden zu stellen, fiel den Feinden in die Hände und wurde

von einem kaiserl. Hauptmann in sichere Verwahrung gebracht: gleiches Schicksal hatten viele andere französische Generale und Offiziere. Da indeß der Prinz von Vaudemont, welchen Eugen mit einem beträchtlichen Korps beordert hatte, die Stadt von der andern Seite anzugreifen, sich im Dunkel der Nacht verirret hatte und nicht zur rechten Zeit ankommen konnte, so gewannen die Franzosen immer mehr Zeit sich zu sammeln und ihre ganze Macht gegen eine Seite zu richten: dadurch sah sich Eugen genöthigt, den Ueberrest seiner Truppen zu sammeln und zog sich, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, mit bewundernswürdiger Ordnung zurück. Die Gefangennehmung des Villeroy und vieler andern Generale, entschädigte ihn für seinen Verlust.

Der Churfürst von Baiern war mittlerweile in Verbindung mit den Franzosen dem Kaiser sehr gefährlich geworden, einige seiner Truppen drangen sogar gegen Wien vor; der General Heisler trieb sie zwar mit einem Verluste von 1500 Mann zurück, allein bei Hochstädt stand die vereinigte Bairische und Französische Armee, 60,000 Mann stark, täglich zum Schlagen bereit. Der Kaiser hatte diesem furchtbaren Heere keine gleiche Mannzahl entgegen zu stellen,

allein an der Spitze seiner Armee stand Eugen und ihm zur Seite Marlborough als Befehlshaber der Englischen. Beide Helden beseelte, was so selten der Fall ist, der Geist der Eintracht; solcher Männer bedurfte es aber auch, um eine solche Armee, wie damals die Französische war, zu schlagen. Die Franzosen erlitten am 13. August 1704 eine totale Niederlage, von 60,000 Mann konnte man kaum nach der Schlacht 20,000 zusammenraffen. Man zählte 12,000 Todte und 14,000 Gefangene, unter welchen der Marschall von Tallard nebst 1400 der vornehmsten Offiziere sich befanden. Alle Kanonen, und eine ungeheure Anzahl Fahnen fielen in die Hände des Siegers, der überdem noch durch diesen Sieg über 200 Meilen Landes dem Kaiser unterwarf. Die Folge desselben war die Einnahme von Ingolstadt, welcher auch bald Landau und Trarbach folgten, so daß die Franzosen fast gar nichts mehr in Deutschland behielten.

Eugen ging nun wieder zur Armee in Italien, wo er den Franzosen bei Cassano ein hitziges Treffen lieferte, wovon sich aber beide Theile den Sieg zuschrieben. Eugen wurde dabei durch einen Flintenschuß hinter dem rechten Ohre und unter dem Kinn verwundet. Glücklicher war er in der Schlacht

bei Turin. Sie war eine der denkwürdigsten im ganzen Kriege, sie überschüttete gleichsam den Prinzen mit Ruhm, und durch sie befreite er den Herzog von Savoyen aus der gefährlichsten Lage. Die Franzosen zogen sich nun schleunigst zurück, nahmen ihren Weg auf Delphinate zu und räumten die ganze Lombardei. Wegen dieser Räumung kam zwischen dem Kaiser und Frankreich eine Kapitulazion zu Stande, welche den 13. März 1707 ratifizirt wurde.

Nun übernahm Eugen abermals mit dem Herzoge von Marlborough das Oberkommando über die alliirte Armee in den Niederlanden. Die Franzosen hatten in Flandern ein heimliches Verständniß mit der Stadt Gent unterhalten, und nahmen sie ein, auch detaschirte der Herzog von Bourgogne den Grafen de la Motte, um sich Meister von Brügge und dem Fort Plassendahl unweit Ostende zu machen. Das Glück schien endlich sich mit den Franzosen wieder aussöhnen zu wollen, als sich auf einmal durch Eugens und Marlboroughs Vereinigung die Szene änderte. Beide Feldherren beschlossen, die Franzosen aus den Posten welche sie besetzt hatten, zu vertreiben: sie liessen deßhalb ihre Armee bei Lessines und Oudenarde vorrücken, und die Franzosen

lagerten sich Oudenarde gegenüber, so daß sich beide Heere im Gesicht hatten. Man wurde bald handgemein, die Schlacht hub nach und nach an, wurde Nachmittags allgemein und dauerte bis in die späte Nacht, wo die Franzosen gezwungen wurden, sich mit einem Verluste von 1200 Mann nach Gent und Courtrai zurückzuziehen.

Man beschloß hierauf Lille zu belagern, Marlborough übernahm es die Belagerung zu decken, und überließ dem Prinzen Eugen die ganze Direktion dieses wichtigen Unternehmens. Am 30. August 1708 fing die Belagerung an; die Observationsarmee des Herzogs von Marlborough war über 70,000 Mann stark, und schlug ihr Lager eine Stunde von Pont d'Espiere auf, wo sie die Belagerung decken konnte; das Quartier des Prinzen Eugen war in der Abtei Loos, eine Stunde von Lille. Itzt ereignete sich ein Vorfall, der für das Leben unsers Helden hätte gefährlich werden können: er erhielt nämlich ein Paket Briefe, und fand darin bei der Oeffnung ein sehr fettes Papier, das er auf die Erde fallen ließ. Ein dabei gegenwärtiger Offizier hob es auf, untersuchte es und befand sich übel darnach. Man wurde aufmerksam darauf und machte die Probe damit an einem Hunde, welchem man

die Nase damit rieb und der daran sogleich starb. Eugen machte Scherz aus dieser Sache, indem er sagte: wenn er noch einmal ein solches Paket erhielt, würde er glauben müssen, daß er eine wichtige Person sey, weil man sein Leben fürchtete. Mit der Belagerung hatte es indeß guten Fortgang, und der Marschall von Boufflers mußte sich, nachdem er Lille vom 11. August bis 22. Oktober tapfer vertheidigt hatte, endlich ergeben. Die Kapitulazion wurde unterzeichnet und der Herr von Boufflers zog sich in die Citadelle zurück, worin er sich noch bis zum 8. Dezember hielt, da er solche denn auch dem Prinzen Eugen übergeben mußte. Noch glaubten beide Feldherren nicht genug gethan zu haben, sie wollten auch noch den Franzosen die Städte Gent und Brügge entreissen, welches sie denn auch in einem Zeitpunkte von 12 Tagen ausführten, und hiemit endigte sich der Feldzug in Flandern, der einer der glänzendsten und kostbarsten war, welche die alliirte Armee gethan hatte.

Unter so bewandten Umständen sah sich Ludwig XIV. genöthigt, den Alliirten einen Frieden anzutragen, welcher aber, da diese ihre Forderungen zu weit trieben, nicht zu Stande kam; der Krieg wurde also fortgesetzt. In der Nacht vom 7. auf den 8. Au-

gust 1709 wurden die Laufgräben vor Tournay an drei Orten zugleich eröffnet, und am 3. September ergab sich die Stadt schon. Kaum war die Kapitulazion unterzeichnet, als Eugen und Marlborough die Armee aufbrechen liessen, um sich des Ueberganges über den Hainefluß zu versichern und Mons angreifen zu können. Sobald der Marschall von Villars von dem Aufbruche der Alliirten Nachricht erhalten hatte, ließ er seine Armee vorrücken; die Alliirten hatten ein gleiches gethan und sich an dem Gehölze von Blangis postirt. Am 12. September griffen endlich die Alliirten die Franzosen an, zweimal wichen die Kaiserlichen zurück, aber Eugen führte sie immer mit neuem Muthe an, und die Franzosen wurden gänzlich geschlagen. Die Einnahme von Mons war die Folge dieses Sieges.

Eugen verließ itzt das Schlachtfeld, indem er auf einige Zeit in Geschäften seines Monarchen nach Berlin ging, um zu verhindern, daß die Nordischen Unruhen sich nicht auch nach Deutschland verbreiten möchten, und der gemeinschaftlichen Sache gegen Frankreich Nachtheil brächten. Eugen wurde bei seiner Ankunft in Berlin mit den grössesten Ehrenbezeugungen empfangen; er erhielt seine Wohnung im Prinzenhause, und

wur-

wurde von königlichen Bedienten aufgewartet. Als er abreisete, erhielt er einen mit Diamanten besetzten Degen zum Geschenke.

Ludwig XIV. wünschte den Frieden von neuem, er schickte zu dem Ende den Marschall d'Uxelles nach Gertruidenberg, um da Friedensvorschläge zu thun; allein die Forderungen der Alliirten waren zu übertrieben, es wurde also noch ein Feldzug beschlossen, und da auch dieser Ludwigs Wünschen nicht entsprach, so wurden von ihm nun alle Mittel versucht um das Bündniß der Alliirten zu trennen, und es gelang ihm auch wirklich mit England in Friedensunterhandlungen zu treten. Man schrie von Seiten der Alliirten laut über England, und der Kaiser schickte den Prinzen Eugen dahin um seine Partei zu unterstützen. Er war aber in seiner Unternehmung nicht glücklich und mußte England verlassen, ohne etwas in der Sache bewirkt zu haben. Da die Generalstaaten sich gleichsam genöthigt sahen, dem Englischen Ministerio beizustimmen, so wurde die Stadt Utrecht zum Friedenskongreß ausersehen.

Der Feldzug in Flandern wurde indessen mit einer Armee von 120,000 Mann eröffnet, über die der Prinz Eugen und der Herzog von Dormund, welcher an Marl-

boroughs Stelle gekommen war, das Kommando hatten. Eugens Absicht ging dahin, ins Innere von Frankreich einzudringen, allein der Herzog von Dormund erklärte ihm, daß seine Instrukzionen nicht dahin lauteten, und zog sich mit seinen Engländern nach Gent. Die übrigen Truppen blieben alle unter Eugens Kommando, welcher nun Quesnoi belagerte und eroberte, worauf er die Belagerung von Landreci anfing. Diese Stadt war damals einer von den Schlüsseln Frankreichs, und man war daher zu Versailles in der äussersten Bestürzung, und gab dem Feldmarschall Villars, der die französische Armee kommandirte, den ausdrücklichen Befehl, Landreci zu entsetzen. Villars kannte die Wichtigkeit des Platzes, und war bereit alles zu wagen um dem erhaltenen Befehl nachzukommen. Er griff daher die bei Denain unter dem Kommando des Holländischen Generals Abemarle stehende Armee an; das Gefecht war hitzig, und Abemarle mußte der Ueberlegenheit seines Gegners weichen. Da dieser General den Fehler begangen hatte, keine Kommunikazionsbrücken zu bauen, so wars Eugen nicht möglich ihn zu unterstützen, und Villars drang nun bei Marchiennes durch, und zwang Eugen die Belagerung von Landreci aufzuheben; worauf auch

Douai, Bouchain und Quesnoi wieder verlohren gingen.

Eugen hatte an allen diesen Unfällen keinen Antheil, er kam erst dazu, als es nicht mehr möglich war jene Kommunikazionsbrücken, wovon so vieles abhing, zu bauen, und doch, wahrlich ein schöner Zug seines vortrefflichen Charakters! nahm er die Schuld auf sich, um Abemarle bei den Generalstaaten ausser Verantwortung zu ziehen. Da man von englischer Seite mit allem Eifer an dem Frieden arbeitete, Frankreich dazu geneigt war, und der Kaiser nach diesen Unglücksfällen seine Forderungen mäßigen mußte, so kam endlich 1714 der Friede zwischen diesen Mächten in Rastadt zu Stande, worauf denn auch der allgemeine Friede zwischen dem Kaiser und dem Reiche zu Baden geschlossen wurde. Auch hier leistete Eugen seinem Monarchen die wichtigsten Dienste, indem er die Stelle des ersten Gesandten von Seiten des Kaisers vertrat.

Mit diesem Frieden endigte sich Eugens kriegerische Laufbahn, und mit dem 21. April 1736 auch sein thatenvolles Leben. Sein Nachruhm wird dadurch noch erhöht, daß er nicht nur mitten im Waffengeräusch die Wissenschaften liebte und beförderte, son-

dern auch oft die Stelle eines Unterhändlers und Gesandten zum größten Vortheile seines Hofes verwaltete. Auch als Privatmann erscheint er in dem günstigsten Lichte; denn er war Feind aller Ausschweifungen und Kabalen, und seine Redlichkeit machte alle Verleumdungen kriechender Hofleute fruchtlos.

Prinz von Coburg.

Friedrich Josias Prinz von Sachsen-Coburg-Saalfeld ist der jüngste Sohn des Herzogs Franz Josias, und Anne Sophie Prinzessin aus dem fürstlichen Hause Schwarzburg-Rudolstadt, und den 26. Dezember 1737 gebohren. Seine Erziehung und Unterweisung in allen den Wissenschaften, welche selbst den Fürsten zieren, und noch mehr empor heben, war so gut und zweckmässig, als sich von so vortreflichen und erhabenen Eltern vermuthen läßt.

Kaum 19 Jahre alt, eilte er seiner Bestimmung entgegen, und trat den 4. Jäner 1756 in k. k. Kriegsdienste, indem er bei dem Anspachischen Kürassierregimente als Rittmeister angestellt wurde. Noch in diesem Jahre brach der siebenjährige Krieg mit Preussen aus, und hier eröffnete sich auch demselben sogleich die Laufbahne zum Ruhm; er wurde den 1. April 1758 zum Obristlieutenant, den 13. Jäner 1759 zum Obristen, und den 1. August 1766 zum

Generalmajor ernannt; 1769 wurde er Inhaber von dem vormals k. k. Kollowratischen Dragonerregimente, und 1773 am 1. Mai General-Feldmarschall-Lieutenant. Von 1778 bis 1786 führte er zu Preßburg das Interims-Generalkommando, und den 22. August eben gedachten Jahres erhielt er die Würde eines Generals der Kavallerie.

Nach jener bekannten ersteren Theilung eines Theiles des pohinischen Reichs zwischen Oesterreich, Rußland und Preussen wurde Prinz von Coburg nach Lemberg versetzt. Er ward kommandirender General in Galizien und der Bukkowina. Das zeither zwischen Oesterreich, Rußland und der Ottomannischen Pforte bestandene gute Vernehmen fing später an zu wanken, und man konnte mit Gewißheit vermuthen, daß der öffentliche Bruch nicht weit entfernt seyn würde. Schon fingen die Türken an, sich an den Gränzen der Bukkowina sehr zu verstärken; es war ein Einbruch von ihnen zu befürchten, und um solchen zu verhindern, nahm Prinz von Coburg im November 1787 sein Hauptquartier zu Snyatin, der Hauptstadt in Pokurien.

Am 8. Februar 1788 erfolgte die k. k. Kriegserklärung gegen die Pforte, und nun verlegte Coburg, um sich dem Feinde mehr

zu nähern, das Hauptquartier nach Czernowitz, nicht weit von dem Flusse Pruth, an der Landstrasse von Lemberg nach Jassi. Er hatte nur 30,000 Mann unter seinem Kommando, mit diesen besetzte er den dortigen Kordon; aber die Tartarn richteten in den pohlnischen Dörfern so vieles Unheil an, daß er sich enger zusammenziehen, und weiter vorrücken mußte. Um mit seiner geringen Truppenzahl den Feind zu beschäftigen, und ihn zu hindern, daß er nicht gegen Galizien vordrang, hatte er nun immer genug zu thun.

Am 19. September 1788 ergab sich ihm endlich Chozim, das er schon seit dem Maimonate blokirte, und zu dessen Eroberung aber erst Anfangs Juli 12,000 Russen zu ihm stiessen, auf Kapitulazion. Die Truppen und die Einwohner, die in der Festung nicht bleiben wollten, zogen den 29. aus selber ab. Nicht nur alle Munition und das schwere Geschütz wurde zurückbehalten, sondern auch die Raia, welche 260 Ortschaften in sich enthält, fiel den Oesterreichern zu.

Gegen das Ende des Juli 1789 erhielt er Nachricht, daß 30,000 Türken gegen ihn in Anmarsch seyen; er ersuchte daher den russischen General en Chef Suwa-

row, sich mit ihm zu vereinigen. Dieß geschah. Am 30. Juli 1789 früh ging man dem Feinde entgegen. Es näherte sich eine feindliche Truppe von 3000 Mann, die die Kosaken zum Weichen brachten, und da sie der tapfere Barkoische Major von Kienmayer mit 300 Husaren verfolgte, ergriffen sie die Flucht, und ließen mehr als 100 Todte und 60 Gefangene zurück. Selbst Osmann Pascha wurde mit seinen 6000 Mann aus seinem Lager, das im Feuer auffloderte, vertrieben.

Unterdessen setzte die vereinigte Armee ihren Marsch über den Putnafluß unter klingendem Spiele und beständigem Kanonenfeuer, obschon sie die Türken beständig anfielen, immer fort. Das feindliche Hauptlager war noch eine Stunde entfernt, und der Marsch mit vielen Beschwerden verbunden; Infanterie und Kavallerie mußte sich beständig durch die dichtesten und dornichten Gesträuche, welche über Mann und Pferd zusammenschlugen, durcharbeiten; doch ließen sie den Muth nicht sinken, blieben in der besten Ordnung, und in einem Augenblicke waren nach durchgesetztem Gebüsche die Quarrees wieder formiret. Nahe an diesem Gebüsche stund das türkische Lager, gleich hinter demselben lag Fockfan, und

das befestigte Kloster Samuel. Die Türken empfingen den linken Flügel mit Kanonen; aber nun rückte die Kavallerie von beiden Flügeln vor. Zu gleicher Zeit stürzte die Infanterie auf die Türken los; diese konnten nicht lange aushalten, wodurch eine solche Niederlage angerichtet wurde, daß, nachdem mehr dann 1500 Türken todt hingestreckt lagen, der Seraskier Derwisch Mehmet Pascha mit der Armee die Flucht ergriff, und den vereinigten Siegern 10 Kanonen, 16 Fahnen, alle Magazine, Munizion, und das ganze Lager zurückließ.

Dieser Sieg war wichtig; Joseph II., der grosse Thaten zu schätzen wußte, krönte denselben mit seinem entscheidenden Beifalle. In den allergnädigsten Ausdrücken antwortete er dem Prinzen auf die Ihm eingesandte Relazion, überschickte ihm auch zum öffentlichen Zeichen seines Wohlgefallens für diesen dem Staate geleisteten wichtigen Dienst das Großkreuz des militärischen Theresienordens.

Kaum hatte der Prinz durch diesen Sieg Ruhm und Ehre eingeerndtet, als schon wieder neue Lorbern für ihn sproßten, die er pflücken sollte. Durch die seit dem Anfange des Septembers von Kundschaftern eingezogenen Nachrichten brachte er in Er-

fahrung, daß der Großvezier von seinem bisherigen Standorte Marsin aufgebrochen, über die Donau gesetzt, und bei Brailow ein Lager bezogen habe, von wo aus selber bereits einige Truppen an dem Busco gegen Fockſan vorausgeschickt haben solle. Diese Nachricht bewog den immer wachsamen Prinzen, seinen Siegesfreund Suwarow noch einmal zu ersuchen, daß er mit ihm vereinigt dem Feinde entgegen gehen möchte. Suwarow, ohne zu verweilen, machte Anstalt, daß seine vom Pruth bis zum Sereth vertheilt gewesene Division bei Szastrolom sich zusammenziehen mußte. Er antwortete dem Prinzen: „Ich werde kommen!“ — und er kam. Beide setzten am 22. Sept. 1789 über den Rickmnyfluß, und stellten sich jenseits bei Martinestie in Schlachtordnung.

Ungefähr des Morgens um 5 Uhr entdeckten die Türken bei Tirkukukuli das kaiserl. Russische Korps. Sie fingen sogleich an, dasselbe mit Kanonen zu beschiessen, zogen sich gegen dessen rechten Flügel, brachen ihr Lager ab, und schickten das Gepäcke fort. Der Großvezier ließ mehr als 18,000 Mann Kavallerie diesem von ihm abgesonderten Korps zu Hilfe eilen. Auf Seite des Prinzen von Coburg wurde man

diese Hilfstruppen gewahr, und rückte immer mit schnellen Schritten weiter vor. Der Feind fiel die vereinigte Macht wiederholtermalen an, wurde aber durch ein heftiges Kanonen = Karabiner = und Musketenfeuer zurückgewiesen. Nach mancherlei gemachten Versuchen ereilte die vereinigte Kavallerie den Feind, und nöthigte ihn, den größten Theil seiner Kanonen zu verlassen, und sich in den Wald zu ziehen. Die Oesterreichische und Russische Infanterie erreichte hierauf in vollem Laufe die feindlichen Verschanzungen, überstieg dieselben, stach den größten Theil der Janitscharen mit dem Bajonette nieder, besetzte das eroberte Geschütz, und zwang sie zur eiligsten Flucht. Die Schlacht nahm ihren Anfang gleich nach Aufgang der Sonne, und dauerte fast bis zum Untergange derselben. Die Türken verloren über 7000 Mann. An Trophäen wurden erobert: 100 Fahnen, 6 Mörser, 7 schwere Belagerungs = und 64 Feldstücke von verschiedenem Kaliber, eine grosse Menge an Munizion und Geräthschaften, alle Magazine, und alle 3 Lager. Dieser Sieg war um so glänzender, je auffallender es seyn mußte, daß eine so geringe Macht, aus welcher die vereinigte Armee bestund, den 100,000 Mann starken Großvezier in

3 wohlbefestigten Lagern schlug. Zur Belohnung desselben erhielt Prinz von Coburg von seinem Monarchen die Würde eines Feldmarschalls. Nun ging er mit seinem siegreichen Heere geraden Weges auf Bukarest, die Hauptstadt der Wallachey, wo er am 10. November 1789 seinen Einzug hielt.

Der frühzeitige Hintritt Kaiser Josephs II., und die unter seinem Nachfolger Leopold II. eingetretene Vermittlung des Berliner Hofes, wodurch 1792 der Friede zwischen Oesterreich und der Pforte zu Sziſtow geschlossen wurde, machten, daß Prinz von Coburg seine so glücklich als siegreich gewandelte Laufbahn verlassen mußte. Mit Lorbern und wohlverdientem Ruhme gekrönt ging er als Generalkommandant im Königreich Ungarn nach Ofen, wo er mit aller ihm eignen Klugheit und Würde diesem vielbedeutenden Posten vorstund.

Der den 1. März 1792 erfolgte Todfall Kaiser Leopolds II. setzte seinen erstgebohrnen Sohn, den Erzherzog Franz, zum Nachfolger und Beherrscher aller hinterlassenen Erbreiche. Diesem als König von Ungarn und Böhmen kündigte die Französische Nazionalversammlung, mittelst erzwungener Bestättigung durch den König Ludwig XVI.

unterm 20. April 1792 förmlich den Krieg an. Die ersten Feindseligkeiten wurden durch die Franzosen an den Gränzen der Oesterreichischen Niederlande begangen, allein diese bekamen ihnen sehr übel, sie verlohren durch die Tapferkeit der Oesterreichischen Truppen an Mannschaft und Artillerie ungemein, und mußten jedesmal als Ueberwundene sich in ihre Gränzen zurückziehen.

Friedrich Wilhelm II. König von Preussen trat als Bundsgenosse persönlich mit einem Korps seiner Truppen, unter Kommando des regierenden Herzogs von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel an die Seite der Oesterreicher, die der General-Feldzeugmeister Prinz von Hohenlohe, und Graf von Clairfait anführten, und beide vereint, drangen siegreich bis Chalons in Frankreich vor, in der Absicht, nicht um Eroberungen zu machen, sondern, um die Nation zu einem geziemenderen Betragen gegen den König und dessen Familie, und zu vernünftigeren Entschliessungen zu bewegen.

Allein alles dieses schlug fehl, man zog sich zurück, und die Französische Armee, unter Kommando des General en Chef Dümouriez, folgte auf dem Fuß, verdrängte durch ihre Uebermacht die Alliirten aus allen in Lothringen gemachten Eroberungen, über-

schwemmte die Niederlande, Holland und mehrere Provinzen des deutschen Reichs, in welchen sie durch gewaltthätig erzwungene Aufdringung ihres chimärischen Freiheits- und Gleichheitssistems alle Arten von Greuelthaten ausübte. Dieses grausame Verfahren veranlaßte das gesammte deutsche Reich, dessen Verfassung dadurch am meisten bedrohet wurde, diesen Krieg als einen Reichskrieg zu betrachten, die Reichstruppen langten allgemach an, und die Armee vermehrte sich nach und nach. Man ernannte, um dieselbe anzuführen, den durch den letzten Türkenkrieg so berühmt gewordenen Feldmarschall Prinzen von Coburg, einmüthig zu derselben obersten Befehlshaber.

Sobald dem Prinzen von Coburg dieses ehrenvolle Dekret zugekommen war, verließ er sein Generalkommando in Ungarn, und begab sich nach Wien, von wo er nach einem kurzen Aufenthalt zur Armee abging. Die mißliche Lage der Sachen erweckte gleich nach seiner Ankunft zweckmäßige Vorkehrungen, wodurch nach seinem entworfenen Operazionsplan die Feinde unvermuthet in ihren Kantonirungen angegriffen werden mußten, um für die Folge glückliche Ereignisse zu erzwingen.

Das Städtchen Düren war das Centrum, von wo aus er von dem Erzherzog Karl, dem Prinzen von Würtemberg, dem General Davidovich, und dem Obersten von Mack begleitet, in der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März 1793 um 1 Uhr nach Mitternacht aufbrach, wie es auch der Feldzeugmeister Graf von Clairfait, und andere Truppen-Kommandanten thaten. Um 4 Uhr früh fing in verschiedenen Gegenden an dem Roerfluße die Kanonade an, die Franzosen wurden überall mit vieler Tapferkeit angegriffen, und geschlagen, und bis Abends ward zwischen Düren und Aldenhoven der herrlichste Sieg erfochten, wobei die Franzosen unter dem Kommando des General Stengel mehr dann 2000 Todte, 1500 theils verwundet, theils gefangen, und 12 Kanonen zurückliessen.

Nun war jeder Tag siegreich. Coburg ging geradenweges mit dem rechten Flügel auf Herzogenrad, wo die Franzosen unter dem Generale Miaczinsky sehr stark verschanzt waren, aber ohne den Angriff zu erwarten, einige Stunden vor Ankunft der Oesterreicher die Flucht nahmen: und mit dem linken Flügel unter dem Kommando des F. M. L. Prinzen von Würtemberg auf die Stadt Aachen, welche von 6000 Fran-

zosen unter dem Generale Dampierre vertheidigt war, nahm sie mit dem Säbel in der Faust ein, erlegte derselben eine grosse Menge, und eroberte mehrere Kanonen. Von da ging er mit seinen Truppen gegen die sehr wichtige Festung Mastricht, welche von den Franzosen unter dem General Miranda schon einige Zeit belagert, aber bei Annäherung der Kaiserlichen eilends verlassen ward, ließ die flüchtigen Feinde durch den Erzherzog Karl, der die Avantgarde führte, angreifen, von ihren Posten delogiren, und bis zum Einbruch der Nacht bis gegen Tongern vor sich hintreiben, wo dieser sie dann beim Anbruch des neuen Tages diesen vortheilhaften Posten zu verlassen nöthigte, und selben mit 3 Bataillons Oesterreichern besetzte.

Die Franzosen waren nun in die äusserste Verwirrung gesetzt, und Prinz von Coburg verfolgte seine Heldenbahn bis St. Trou, wo er am 15. März sein Hauptquartier nahm. Hier erhielt er Nachricht, daß die von der Roer bis über die Maas zurückgeworfene feindliche Armee sich zwischen Brüssel und Löwen versammelt, und einige Verstärkungen aus den Niederlanden an sich gezogen, zugleich auch noch von der unter dem General en Chef Dümouriez nach

Hol-

Holland vorgerückten Armee einige Truppen gegen Antwerpen und Mecheln sich zu wenden angefangen haben. Er entschloß sich nun den Feind in dieser seiner Zusammenrückung anzugreifen.

Den 18. mit Anbruch des Tages marschirte der Feind in mehrern Kolonnen gegen die Oesterreicher, gegen 8 Uhr rückten sie mit vielem schweren Geschütze auf der Chaussee von Tirlemont links und rechts vor. Allein Coburg beorderte gegen alle diese feindliche Kolonnen eben so viele Attaken, und der Feind wurde allenthalben geschlagen. Besonders war der Angriff, den der feindliche General en Chef Dümouriez selbst auf den entscheidendsten Punkt bei Racour führte, von dessen Behauptung das ganze Schicksal abhing, äußerst lebhaft und blutig, und nur die persönliche ausserordentliche Tapferkeit und Einsicht des F. Z. M. Grafen von Clairfait konnte der entscheidenden Hartnäckigkeit widerstehen, mit welcher Dümouriez seine Truppen in weit überlegener Anzahl selbst, und wiederholt anführte.

Als sich die Truppen etwas erholet und die Reichstruppen allgemach gesammelt hatten, brach Prinz von Coburg am 29. März wieder aus Brüssel, wo er am 25. eingerückt war, auf, und zog mit der Armee

gegen Mons und Tournay, in welches letztere der F. Z. M. Graf von Clairfait einmarschirte. Der Oberste Michailewich eroberte Brügge, nebst einem Magazin und 12 Kanonen, und nachdem dieser den Feind nach Nieuport verdränget hatte, ging er mit seiner Abtheilung nach Courtray.

Das Kriegsfeuer bedrohete nun auf allen Seiten das feindliche Gebiet, mit eben jenen fürchterlichen Auftritten zur Wiedervergeltung, mit welchen das diesseitige von ihnen vorher mitgenommen worden war. In dieser Absicht ließ der Prinz den 9. April seine Armee aus ihren Stationen um Mons aufbrechen, und auf den Anhöhen von Quievrain ein Lager auf die Art beziehen, daß ein Theil derselben die Kommunikation mit Valenciennes abschnitt, indessen ein anderer zur Beobachtung der feindlichen Festungen, Lille, Conde und Maubeuge zurück blieb.

Wie sich die Feinde so von allen Gegenden gedrängt sahen, überfielen sie unter Anführung des General Dampierre den 1. Mai mit ihrer bei Famars und Valenciennes versammelten Macht, die aus mehr dann 100,000 Mann bestand, die Armee des Prinzen von Coburg, und jene des F. Z. M. Grafen von Clairfait zu gleicher Zeit

früh mit solcher Wuth, daß nur die persönliche Tapferkeit der Anführer, vereint mit dem unerschütterlichen Heldenmuthe ihrer Truppen, die den Feinden um zwei Drittheile unterlegen waren, selben widerstehen konnten. Das Gefecht war hartnäckig und blutig, da die Feinde mit einer sehr zahlreichen Artillerie versehen waren, und überdieß auf ihre Ueberlegenheit pochten, bis endlich Prinz Coburg und Clairfait, welchem letzteren der königl. Preußische General-Lieutenant von Knobelsdorf, ungeachtet er selbst auch angegriffen wurde, mit einigen Bataillonen zu Hilfe kam, Abends um 9 Uhr einen vollkommenen Sieg über dieselben erfochten.

Nun zog sich der Feind in sein voriges grosses Lager bei Famars, welches wegen seiner Lage und der vielen vortheilhaft angebrachten Verschanzungen einer Festung ähnlich war, zurück, um von da aus die kombinirte Armee an weiteren Unternehmungen hindern zu können. Allein Prinz von Coburg wollte sich in seinem Vorhaben nicht stören lassen, und griff, vereinigt mit einem Theile der Englisch- und Holländischen Truppen den 23. Mai 1793 dieses so berühmte Lager, welches zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Marschall von Villars die Vormauer von Frankreich war, und itzt die ein-

zige Hoffnung der Franzosen seit ihrer so schnellen Verdrängung aus den Niederlanden ausmachte, an, und eroberte es: und ließ dann gleich den andern Tag mit der Berennung von Valenciennes den Anfang machen.

Diese mitten zwischen mehrern andern liegende Festung, und die unweit davon unter dem Kommando des General Cüstine stehende Französische zahlreiche Armee, forderte alle Vorsicht des Prinzen auf, um das Unternehmen gegen dieselbe mit glücklichem Erfolge auszuführen. Seine zu diesem Vorhaben nothwendigen Anstalten wurden mit solchem Eifer fortgeführt, daß in der Nacht vom 18. bis auf den 19. Juni schon mit Bomben und glühenden Kugeln von allen Seiten in die Festung gespielt werden konnte. Während dem so der Festung Valenciennes mit Nachdruck zugesetzt wurde, hielt Prinz Coburg die nur zwei Stunden davon entfernte Festung Conde unter dem Kommando des Prinzen von Würtemberg mit 15,000 Mann so enge eingeschlossen, daß selber von keiner Seite weder Lebensmittel, an welchen sich der Mangel bald äußerte, noch andere Hilfe beigebracht werden konnte. Und da General Cüstine durch mehrere Versuche zu ihrer Rettung nichts bewirken konn-

te, auch die Garnison sowohl als die Bürger von dem unausstehlichsten Hunger geplagt wurden, so ergab sich selbe den 11. Juli 1793 auf Gnade und Ungnade.

Unterdessen wurde die Festung Valenciennes immer mehr geängstigt, und nachdem sich der Kommandant Ferrand am 27. Juli mit dem meisten Theile der Garnison in die Citadelle geworfen, die Alliirten aber sich auf den eroberten Werken wirklich festgesetzt hatten, wollte er das Aeußerste nicht abwarten, sondern steckte die weisse Fahne aus, und verlangte Waffenstillstand, um sich zur Kapitulazion anschicken zu können. Diese kam den 28. Juli dergestalt zu Stande, daß die feindliche in beiläufig 7000 Mann bestehende Garnison den 1. August 1793 frühe, unter Anführung ihres Kommandanten mit Ehren ausziehen, sich aber verbindlich machen mußte, während des ganzen Krieges gegen die Armeen Sr. Majestät des Kaisers und seiner Alliirten, unter einer kriegsüblichen Strafe, nicht mehr zu dienen, worauf selbe unter Begleitung der Kavallerie auf dem ihr vorgeschriebenen Wege nach Frankreich entlassen, und Valenciennes durch die k. k. Truppen in Besitz genommen wurde.

Eine Kolonne unter dem Befehle des Feldzeugmeisters von Clairfait wendete sich gegen die Festung Quesnoi, fing sie den 22. August zu belagern an, und ängstigte sie dergestalt, daß sie nach mehrmaligen fruchtlos unternommenen Ausfällen endlich Nachts den 10. auf den 11. September sich zur Kapitulazion bequemen mußte; welcher zufolge der französische Kommandant Goullus sich mit der Garnison zu Kriegsgefangenen ergab, und den 13. die Festung mit allem und jedem den k. k. Truppen einräumte. Allein während dem dies vorging, langte der feindliche Sukkurs an, um diese Festung zu entsetzen, und griff, ohne zu wissen, daß selbe schon kapitulirt habe, den 12. September früh gegen 6 Uhr das zur Bedeckung der Belagerung postirte Observazionskorps mit 17,000 Mann, theils Kavallerie, theils Infanterie, und vielen Kanonen an, aber die ausserordentliche Tapferkeit der k. k. Truppen richtete eine solche Niederlage unter den Franzosen an, daß mehr dann 2000 Mann todt, über 2000 gefangen, 5 Fahnen, 18 Kanonen, 2 Haubitzen, und gegen 3000 Feuergewehre erobert wurden, und der übrige Theil gänzlich versprengt sich mit der Flucht retten mußte.

Wie nun die Feinde sich in allen Gegenden innerhalb ihre Gränzen zurück gezogen hatten, und die rauhe Jahreszeit die grossen Unternehmungen von beiden Seiten zu verhindern schienen, verlegte Prinz von Coburg die Armee in eine den Umständen angemessene Kantonirung, stellte starke Aviso-Vorposten aus, um vermittelst dieser durch Patrouillen, theils den feindlichen Streifereien Einhalt zu thun, theils von der Annäherung starker feindlicher Detaschements oder Bewegungen bei Zeiten benachrichtigt zu werden, und übersetzte das Hauptquartier von Bavai unterm 1. Dezember 1793 nach Mons.

Sobald die k. k. Truppen sich von ihren durch den vergangenen Feldzug ausgestandenen Strapazen etwas erholt hatten, und Prinz Coburg die Nachricht erhielt, daß die feindliche Armee unter dem Kommando des Generals en Chef Pichegrü anfange, sich vorwärts in Bewegung zu setzen, auch zwischen Landreci und Cambray ein weitschichtiges Lager abgestochen habe, welches in kurzem bezogen zu werden schiene, brach er am 20. Februar 1794 mit der Armee aus den Kantonirungen auf, und nahm sein Hauptquartier zu Valenciennes.

Es wurde beschlossen den Feldzug mit der Vorrückung nach Landreci zu eröffnen. Zu diesem Ende versammelten sich am 16. April 1794 Nachmittags die gesammten Armeen an dem Selleſluß, bei Montai und Foreſte, wo Se. Majestät Kaiser Franz II., von seinen zwei Brüdern, den Erzherzogen Karl und Joseph, begleitet, dieselben in Augenschein nahm. Den 18. April war schon die ganze Gegend zwischen der Sambre und der Helpe vom Feinde geräumt, und Landreci wurde nun eng eingeschlossen.

Nach mehrern vergeblichen Versuchen, welche feindlicher Seits bisher gemacht wurden, um die siegenden Armeen wieder zurückzutreiben, und das beängstigte Landreci zu entsetzen, wurde dem Prinzen von Coburg die Meldung gemacht, daß der feindliche General en Chef Pichegrü alle mögliche Verstärkungen an sich ziehe, und daß er unter starker Bedeckung um die kombinirten Stellungen herumschwärme, um sie zu rekognosciren, und seinen Plan zum Angriff darnach einzurichten. Der Prinz ließ ihn nur durch einige fliegende Truppen beobachten; und da man grosse Bewegungen am 25. April bei dem feindlichen Heere wahrnahm, erhielten die Armeen auf jeden Fall ihre

Anweisungen, und alle Truppen blieben die Nacht durch unter Gewehr.

Kaum graute am 26. April der Tag, als der Feind mit mehr als 100,000 Mann, die in 4 Kolonnen abgetheilt waren, sich gegen die vereinigten Armeen heran wälzte. Es war ein hinreissender, betäubender Anblick! Die Truppen und ihre Heerführer standen auf ihren Posten zum Empfang bereit: der Feind strengte alle Kräfte an, um zu siegen, mußte aber doch der Tapferkeit der k. k. Truppen weichen, und verlohr 50 Kanonen und 5000 Todte.

Nach diesem Siege wurde die Stadt Landreci am 27. April aufgefordert, die aber eine abschlägige Antwort ertheilte, worauf das wegen dieser Verhandlung durch einige Stunden ausgesetzte Artilleriefeuer wieder anfing, und die Stadt dergestalt ängstigte, daß am 30. um 2 Uhr Nachmittags die Kapitulazion schon unterfertigt war, welcher zufolge die Garnison an demselben Abend mit allen militärischen Ehrenzeichen aus der Festung ausziehen, auf dem Glacis die Waffen strecken, und sich zu Kriegsgefangenen ergeben mußte.

Diese Eroberung der Festung Landreci war das Signal zu den unbändigsten Ausbrüchen der feindlichen Wuth. Westflandern

und der nördliche Theil von Hennegau mußte di Rache dafür empfinden. Der Feind unternahm nun den neckenden Krieg, und zog auf seinen linken Flügel die Garnisonen aus Lille, Douai, Dünkirchen, und stürzte unvermuthet auf Westflandern los, drückte die schwachen Besatzungen zurück, und plünderte Menin, Ypern, Courtray und die dortige Gegend.

Des Feindes Absicht war nun, alle Punkte des so weitschichtigen Kriegsschauplatzes in Allarm zu setzen, und der kombinirten Armeen Vorhaben auf Belagerung der Festungen durch Diversionen zu vereiteln. Der Einfall in Flandern bestättiget es. Um dieses Unternehmen feindlicher Seits zu unterstützen, näherte sich die Ardennenarmee unter dem feindlichen General Charbonnier in vertheilten Kolonnen der Sambre, und setzte am 11. Mai wirklich darüber. Eine derselben zog sich gegen Binch, eine andere gegen Charleroi in Hennegau, und sengten und brennten. Allein die k. k. Truppen trieben sie mit grossem Verluste über den Fluß zurück, und da bei ihrem Rückzuge die Brücken, die sie zur Uebersetzung geschlagen, und gelegt hatten, zu Grunde geschossen wurden, so ertrank ein grosser Theil in der Sambre.

Um aber dem Feinde mit mehr Nachdruck zu Leibe gehen zu können, hatte sich die grosse k. k. Armee in 3 verschiedene Korps getheilt, welches um so füglicher geschehen konnte, da die Feinde das Centrum ihrer Armee von Truppen entblößt, und den größten Theil ihrer Macht auf ihre beiden Flügel gezogen hatten. Dieserwegen hatte man in den Festungen Landreci, Quesnoi, Valenciennes und Conde starke Besatzungen zurückgelassen, und dieselben durch ein Observazionskorps gedeckt, und brach am 14. Mai mit der ersten und stärksten Kolonne, an deren Spitze sich Se. Majestät der Kaiser und Prinz Coburg befanden, von Cateau auf, und rückte gerade nach Dornick, wo am 16. das Hauptquartier eintraf. Die zweite Kolonne zog sich gegen die Sambre, die dem Feinde, der sich auf dieser Seite des Flusses noch aufhielt, dergestalt zusetzte, daß er sich eiligst zurückzog.

Mittlerweile griff der General Pichegrü am 22. Mai die k. k. kombinirte Armee bei Tournay längs dem rechten Flügel ihrer Vorposten an, die ihn mit gewohnter Tapferkeit empfing. Da aber der feindliche General den Angriff mit seiner ganzen, mehr als 80,000 Mann starken Armee selbst

führte, und mit aller ersinnlichen Lebhaftigkeit betrieb, so befahl Se. Majestät der Kaiser, unter der Disposizion des Prinzen von Coburg, seinen Generalen, sich gegen die Posizion der Hauptarmee fechtend zurückzuziehen, und mehrere Truppen, um deren Rückzug zu erleichtern, vorrücken zu lassen. Diese Vorrückung machte den Feind stutzen, und belebte den Muth der k. k. Truppen dergestalt, daß sie ihn von neuem mit aller Tapferkeit angriffen, und allenthalben auf einige Entfernung zurücktrieben. Man benutzte diesen Vortheil mit so viel Entschlossenheit, daß er endlich ganz zurückgeschlagen wurde.

Nun griff der General der Kavallerie, Prinz Waldeck, und der General Bellegarde den feindlichen rechten Flügel bei Blandin und Templeuve an, denen der größte Theil der Infanterie zur Unterstützung zugeschickt wurde. Dieser Flügel wurde bald bis Templeuve zurückgeworfen, einige hundert zusammengehauen, und auch einige Kanonen abgenommen. Aber hier setzte sich der Feind, und vertheidigte sich so, wie längs der ganzen Linie bis an die Schelde mit äusserster Verzweiflung. Fünfmal wurde er geworfen, und eben so oft erschien er mit neuen dreifach überlegenen Kräften,

mit denen er den Kombinirten den blutig erworbenen Sieg wieder entriß, bis er endlich zum sechstenmal durch die letzte Verstärkung, die den ermatteten Truppen zugeschickt wurde, gänzlich geschlagen, und mit einem beträchtlichen Verluste zurückgeworfen wurde.

Diese Schlacht fing in beständiger Gegenwart des Kaisers und des Prinzen von Coburg des Morgens um 6 Uhr mit Heftigkeit an, und wurde mit ununterbrochener Wuth bis 10 Uhr Nachts durch 16 Stunden mit einer Erbitterung, wovon keiner der ältesten Krieger ein Beispiel kannte, fortgesetzt. Der Feind wurde auch noch diesen Abend aus Templeuve vertrieben, und von den ihm nachgeschickten Patrouillen am 23. Mai im vollen Rückzuge gegen Tournay, Moucron und Watreloo angetroffen.

Die Niederlagen, welche die Feinde an der Sambre schon erlitten hatten, waren doch nicht vermögend, sie von einem nochmaligen Uebergange über diesen Fluß abzuhalten; sie wagten es neuerdings, drangen mit einer weit stärkeren Macht, als vorher, vor Charleroi, und setzten alles daran, selbes in ihre Hände zu bekommen; doch der Prinz von Oranien, und der F.

Z. M. Baron Alvinzy griffen sie am 17. Juni in 4 Kolonnen an, und schlugen sie nach einem hartnäckig geleisteten Widerstand dergestalt, daß bis 7000 Todte auf dem Schlachtfelde blieben, 20 Kanonen, mehr dann 30 Munizionswägen, nebst 100 Artilleriepferden, und einer Menge Bagage erobert, und die übrige feindliche Macht von allen Gegenden wieder über den Fluß geworfen wurde.

Während dem rückte Prinz von Coburg mit der Hauptarmee dem mit Macht von der Sambre herangedrungenen Feinde in 5 Kolonnen entgegen, und griff ihn am 26. Juni in seinem verschanzten Lager zwischen Lambusart, Heppignies und Gosselies an; aber der Feind befand sich durch den bereits am 25. Juni Nachmittags erfolgten Uebergang von Charleroi in der Möglichkeit, sich durch die bisherige Belagerungsarmee zu verstärken; diese Uebermacht, der natürliche Vortheil seiner Stellung, und die beträchtliche Anzahl seines schweren Geschützes setzten ihn in den Stand, den Angriff der Allirten zurückzuschlagen.

Dieses fehlgeschlagene Unternehmen nöthigte den Prinzen, seinen Rückzug zu nehmen, die Niederlande nach Möglichkeit zu decken, und Namur, auf welches der

Feind seine meiste Absicht hatte, zu unterstützen; die grosse alliirte Armee erstreckte sich von Braine le Comte bis nach Gembloux und Namur, und das Hauptquartier nahm der Prinz zu Waterloo, in dem Soigner-Walde, 3 Stunden von Brüssel.

Unterdessen drangen die nunmehr vereinigten feindlichen Armeen unter dem General Pichegrü und Jourdan gegen die Macht der Alliirten mit Gewalt vor. Prinz Coburg, der ihre Absicht wahrnahm, die Kommunikazion der Hauptarmee mit dem Korps des F. M. L. Latour zu trennen, vereitelte dieselbe dadurch, daß er sich immer zurückzog, und seine Posizion bei Landen nahm, in welcher ihm auch die übrigen Korps folgten, und sich an die Hauptarmee anschlossen. Der Feind schlug über die Maas eine Brücke, warf sich auf die vor Löwen gestandenen Vorposten, und drang mit so grosser Uebetlegenheit an Mannschaft sowohl, als Geschütze, auf Löwen, daß sich der k. k. Generalmajor Kray genöthiget sah, diese Posten zu räumen, und sie demselben zu überlassen, wodurch es dann der feindlichen Hauptarmee gelang, sich zwischen Tongern und Lüttich zu lagern. Prinz Coburg zog sich hierauf an die Gränze nach Fouron le Comte.

Allein die rastlose Anstrengung, und besonders der dießjährige blutige Feldzug von 1794 hatten nun die Gesundheit des Prinzen von Coburg so untergraben, daß er sich nicht mehr im Stande sah, seine Dienste dem Kaiser und dem deutschen Reiche länger widmen zu können. Er fand sich daher genöthigt, das Kommando über die Armee niederzulegen, und von dem Kriegsschauplatze abzutreten, auf welchem er eine so grosse, so ruhmvolle, und nie vergeßliche Rolle gespielt hatte. Und seit dieser Zeit lebt er in stiller Ruhe bei seinen durchlauchtigen Verwandten in Coburg.

Wurmser.

Dagobert Sigmund Graf von Wurmser war im Jahre 1724 geboren. Seine Familie besaß im Elsaß ansehnliche Güter. In seiner Jugend verlegte er sich mit besonderem Fleiße auf verschiedene Wissenschaften, insbesondere aber widmete er sich der Philosophie und den militärischen Kenntnissen. Noch jung trat er in den Soldatenstand, und bemühte sich, seine erworbenen Kenntnisse zum Dienste des Monarchen anzuwenden. Er machte als kaiserlich-königlicher Offizier den ganzen siebenjährigen Krieg mit, der im Jahre 1756 ausbrach, und erwarb sich bei seinen Vorgesetzten durch pünktliche Beobachtung seiner Pflichten, und getreue Ausführung der ihm anvertrauten Unternehmungen, und bei seines Gleichen durch sein rechtschaffenes Betragen und seine Menschenfreundlichkeit vollkommene Achtung.

Sein unerschrockenes Verhalten vor dem Feinde wurde nicht verkannt; er ward

nach und nach seines vortreflichen Betragens wegen zu allen militärischen Stufen erhoben, und wurde endlich im Jahre 1763, in welchem der Friede dem blutigen Kriege ein Ende machte, zum General-Feldwachtmeister ernannt. Die Kaiserin Theresia ertheilte ihm auch zum Beweise, wie sehr sie mit ihm zufrieden sey, im Jahre 1773 das durch den Tod des Generals Nauendorf erledigte Husarenregiment.

Als im Jahre 1778 der kurze Preussische Krieg wegen der baierischen Erbfolge ausbrach, warf der kommandirende General bei der böhmischen Armee, der Feldmarschall Lascy, sein Augenmerk auf ihn, und vertraute seinem Kommando ein besonderes Korps an, nachdem er vorher zum Feldmarschalllieutenant war befördert worden. Am 23. Juli rückte ein ansehnliches Korps Preussen über die Bäche Aupa und Mettau bis gegen Rostok und Jessena vor, die in dem grossen verschanzten Lager vor Jaromirz stehende Hauptarmee zu beunruhigen: Wurmser, der auf dem rechten Flügel diese Hauptarmee zu decken mit zwei Regimentern Husaren, einem Regimente Dragoner, und einigen kroatischen Bataillonen stand, ließ den Feind durch seine Husaren schnell angreifen; die Dragoner zur Unterstützung

nachrücken; wußte das Artilleriefeuer gut anzubringen; vertrieb die Preussen mit blutigen Köpfen, und vereitelte dadurch die Absicht des Königs auf eine ihm äusserst unangenehme Art.

Nachdem gegen das Ende des Oktobers die beiden Armeen in die Winterquartiere gerückt waren, bekam der Feldmarschalllieutenant Wurmser die Aufsicht über den österreichischen Winterkordon im Königgrätzer Kreise. Da er sah, daß der entgegenstehende feindliche Winterkordon nicht genug gesichert war, ließ er das lange Dorf Duttersbach, in dem das feindliche Regiment Thadden lag, durch die Kroaten unter der Anführung des damaligen Obersten Baron Klebek angreifen; über 200 Mann Preussen wurden getödtet, fast eine gleiche Anzahl gefangen genommen; 8 Fahnen dieses Regiments erobert, und die 2 übrigen zerbrochen. Da nun Graf Wurmser in diesem Feldzuge so viele Beweise seiner militärischen Einsichten und seines persönlichen Muthes gegeben hatte, so erhielt er zum Lohne in diesem Jahre noch das Kommandeurkreuz des militärischen Marien Theresien Ordens.

Im Jahre 1779 neckten die Preussen in Oberschlesien unaufhörlich die in Winter-

quartieren liegenden österreichischen Truppen; dieses bewog den General Wurmser, auf Rache zu denken, und Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er fiel den 18. Jäner mit fünf Kolonnen ins Glazische ein. Eine Kolonne ließ er bis nach Conradswalde vorrücken, um den allenfalls anrückenden Feind abzuhalten, daß seine Unternehmung nicht gestöret würde. Durch zwei Kolonnen ließ er die befestigte Stadt Habelschwert angreifen; eine Kolonne, bei der sich der Feldmarschallieutenant selbst befand, mußte einen Angriff auf das bei Oberschwedeldorf stehende und befestigte Blockhaus machen; die fünfte hatte auf der andern Seite die Angriffe zu decken. Das ganze Unternehmen ging glücklich von statten. Habelschwert wurde mit stürmender Hand eingenommen; die Besatzung wehrte sich tapfer, da die Oesterreicher schon in der Stadt waren: man eroberte in der Stadt 10 Fahnen, 3 Kanonen; gefangen wurden genommen: der Prinz von Hessenphilippsthal, 3 Obersten, 20 Oberoffiziere, 1 Feldprediger, 714 Unteroffiziere und Gemeine, und von Todten lagen alle Gässen voll. Die Oesterreicher verlohren in allem mehr nicht als 28 Mann. Das Blockhaus zu Oberschwedeldorf kostete zwar viele Mühe und Blut,

allein es wurde durch Haubitzen in Brand gesteckt, und darauf mußte sich die Besatzung, die in 2 Offizieren und 60 Gemeinen bestand, zu Kriegsgefangenen ergeben. Während dem kam ein Sukkurs von Glatz, theils Kavallerie, theils Infanterie; Graf Wurmser ließ 3 Divisionen Husaren gegen sie anrücken; kaum kamen diese zum Vorschein, so entfloh die feindliche Kavallerie sammt dem kommandirenden Generale; die Infanterie aber stellte sich zur Gegenwehr: allein die Oesterreichischen Husaren hieben ein, machten 1 Major, 12 Offiziers und 335 Gemeine zu Kriegsgefangenen, und erbeuteten eine Kanone. Bei diesen Unternehmungen wurden nebst allem diesen auch 2 Mörser und 90 Fässer Mehl erobert.

Bald nach diesem Ereignisse ward Friede, und dem Grafen Wurmser wurden bei verschiedenen Gelegenheiten wichtige Stellen übertragen; bis er endlich kommandirender General in Gallizien wurde. Im Jahre 1787 bei dem Ausbruche des Türkenkrieges wurde er zum General der Kavallerie befördert, bekam aber in diesem Kriege kein Kommando: weil der weise Joseph ihn in seinen Ländern nothwendig fand, um an der Hand zu seyn, wenn

vielleicht neue Feinde sich gegen Oesterreich erheben sollten.

Nach dem Jahre 1789, da die französische Revoluzion ihren raschen Gang fortging, und alle Ordnung umstürzte, verlohr dabei seine Familie im Elsaß ihre adelichen Güter und Besitzungen, und Dagobert litt einen nahmhaften Schaden: er ertrug ihn aber mit philosophischer Kaltblütigkeit. Da hernach im Jahre 1792 der Krieg mit den Franzosen ausbrach, so wurde im Christmonate eben dieses Jahres der Feldmarschall Prinz von Coburg zum Oberkommandanten der Oesterreichischen Armee für den künftigen Feldzug bestimmt, und erhielt das Recht, sich selbst die unter ihm dienenden Generale auszusuchen, und der erste, den er wählte, war Wurmser; der damals zu Wien in einer Vorstadt wohnte, wo er die Liebe und Hochachtung aller Benachbarten in vollem Masse genoß, die sie im künftigen Frühjahre am Abende seiner Abreise durch eine prächtige Abendmusik an Tag legten.

Im Monate März des Jahres 1793 kam er zur Armee in Deutschland, und setzte mit selber schon am 2. April über den Rhein. Im Monat Juli verhinderte er, daß die Franzosen der von den Preussen

und anderen deutschen Völkern belagerten Festung Mainz nicht zu Hilfe eilen konnten, da er ihre überlegene Mannschaft aus sieben stark mit Artillerie besetzten Redouten zurückschlug. Im September wollten ihn die Franzosen mit seiner Armee zurückdrücken; am 20. aber benahm er ihnen durch einen Verlust von 4000 Mann, den er ihnen zufügte, alle Lust dazu.

Im Oktober endlich unternahm er die Einnahme der für unüberwindlich gehaltenen Verschanzungen vor Weissenburg und Lauterburg, die von einer Armee von beinahe 60,000 Mann Franzosen vertheidiget waren. Um sich einen Begriff von dieser ewig ruhmvollen Unternehmung zu machen, muß man wissen, daß die kaiserliche Mannschaft mehrere Berge zu übersteigen, den Fluß Lauter zu durchwaten, einen fürchterlichen Verhau zu durchbrechen, einen breiten doppelt verpallisadirten und mit spanischen Reitern versehenen Graben zu überspringen, zwei Festungen, nämlich Weissenburg und Lauterburg, zwischen beiden ein grosses verschanztes Lager nebst mehreren kleinern ebenfalls verschanzten Lagern zu überwinden hatten; ein Theil mußte noch über den Rhein setzen, und den Ort Selz einnehmen. Graf Wurmser wußte dieses alles durch seine

herrlichen Anstalten, und durch die heldenmässige Tapferkeit seiner Soldaten zu bewirken. Die Franzosen verlohren die beiden Städte, alle Lager mit Zelten und dem gesammten Gepäcke, eine Menge Feuergewehre, 6 Pulverwägen, 28 Kanonen, viele Pferde, 800 Gefangene, und bei 8000 Todte und schwer Verwundete; da General Wurmser bei seiner Armee nur 400 Mann eingebüsset hatte. Wegen dieser glücklichen Unternehmung bekam er das grosse Kreuz des Theresienordens.

Jedoch gegen das Ende dieses Jahres mußte die Armee des Generals Wurmser sich zurückziehen, und Weissenburg verlassen; weil nach dem Rückzug der Preussen der rechte Flügel derselben zu sehr der Uebermacht der Franzosen ausgesetzt war. Im künftigen Jahre 1794 am 24. Jäner verließ er die Armee, und begab sich abermal nach Wien. Im Sommer des folgenden Jahres 1795 übernahm er zum zweitenmale das Kommando der Oberrheinischen Armee. Hier hatte er im Monate Oktober dem Feinde mehrmal auf verschiedenen Punkten starken Schaden zugefüget, und sich zur Belagerung der von 10,000 Franzosen besetzten Stadt Mannheim vorbereitet, die den 10. November ihren Anfang nahm, und

sich schon am 22. durch die Uebergabe der Stadt an die Kaiserlichen endigte. Zum Lohn für diese That wurde Graf Wurmser zum Feldmarschall befördert.

Gegen das Ende dieses Jahres wurde ein Waffenstillstand mit den Französischen Generalen zur Schonung der beiderseitigen Armeen geschlossen. Da derselbe den 31. Mai 1796 aufgehoben wurde, wollte F. M. Wurmser seine Kriegsoperazionen mit Nachdruck wieder anfangen; allein, nachdem er bei 30,000 Mann der bedrängten Italiänischen Armee zu Hilfe senden mußte, so konnte er sich nur vertheidigungsweise halten, und mußte sich über den Rhein zurückziehen. Endlich bekam er Befehl, diese Armee zu verlassen, und das Kommando des Italiänischen Heeres zu übernehmen, wo er auch im Monate Juni hinkam. Am 1. August hatte er die von den Franzosen belagerte Festung Mantua entsetzt, und wandte hernach seine Hauptsorge an, Tirol gehörig zu vertheidigen. Nun drang er wieder vor; wollte Mantua zum zweitenmale entsetzen, wurde aber daselbst eingesperrt, und endlich durch Hunger, Krankheiten, und Mangel alles dessen, was zum Lebensunterhalt nothwendig ist, gezwungen, die Festung mit einer ehrenvollen Kapitulazion am 2. Febr.

1797 zu übergeben; wie es schon in der im ersten Bändchen befindlichen Biographie Buonapartes ausführlicher erzählt wurde.

Feldmarschall Wurmser war durch die vielen dabei ausgestandenen Fatiquen sehr kränklich geworden, und begab sich nun nach Wien; seine Gesundheitsumstände wurden täglich schlimmer, und er starb endlich an der Wassersucht am 21. August eben dieses Jahres 1797, im 73. Jahre seines thatenvollen Lebens.

Suwarow.

Peter Alexandrowitsch Graf von Suwarow-Rymnikoy ist der Sohn des im siebenjährigen Kriege unter dem Feldmarschall Apraxin zu Königsberg in Preussen kommandirenden General-Lieutenants Suwarow. Seine Mutter Alexiewna Timofejew, die Tochter eines Bojaren, gebahr ihn 1723 in einem geringen Dorfe Suskoy der an der Ostseite des Dniepers liegenden Ukraine, wo sein Vater als Offizier im Quartier lag.

Seine erste Erziehung bekam er nach dem zeitlichen Absterben seiner Mutter von seinem Vater selbst, der sich bis in das eilfte Jahr, so gut es seine Dienste zuliessen, und er es im Stande war, mit ihm abgab; nach welcher Zeit er ihn aber nach Petersburg, wo eine Art von Kadettenschule errichtet worden war, abschickte. Der junge Suwarow, dem diese neue Lage ungemein behaglich war, verwendete sich mit aller Anstrengung auf alles das, was sowohl

mittelbar als auch unmittelbar auf den Soldatenstand Bezug hatte, und erlangte in Kürze solche Kenntnisse, daß er seinen übrigen Kameraden nicht nur als Muster zum Beispiele, sondern auch vielmal zum Lehrer vorgestellt werden konnte.

Suwarow trat nun im siebenzehnten Jahre seines Alters in die Dienste seines Vaterlandes. Der Krieg mit Schweden, welcher schon unter der Großfürstin Anna seinen Anfang genommen, und von der Kaiserin Elisabeth unter dem Feldmarschall Lascy mit ungemeinem Glücke fortgesetzt wurde, führte ihn nun 1742 nach Finnland, wo er sich durch sein tapferes Betragen bis zur Stelle eines Lieutenants empor hob. Nach geschlossenem Frieden kehrte er mit zwei Wunden und vielem Lobe nach Rußland zurück, und wurde bei der ersten Erhebung zum Kapitainlieutenant, und später 1754 zum wirklichen Hauptmann ernannt.

Als die Kaiserin Elisabeth in dem zwischen Oesterreich und Preussen ausgebrochenen Kriege auch ihre Truppen unter dem Feldmarschall Apraxin 1758 dem Hause Oesterreich zu Hilfe schickte, war auch Suwarow mit unter selben, und focht als Major in der Schlacht bei Zorndorf mit, wo

er verwundet wurde. Graf Romanzow, der die Fähigkeiten und den ungemeinen Muth Suwarows in verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt hatte, schätzte ihn sehr, sprach nach seiner Zurückkunft mit ausnehmendem Lobe seinetwegen mit der Kaiserin, und sie ernannte ihn 1763 zum Brigadier. In eben dem Jahre vermählte er sich mit einer Prinzessin Prosurowsky.

Der 1764 mit Pohlen wegen der Thronbesteigung Stanislaus ausgebrochene Krieg, in welchem die Rußischen Truppen sich so ausgezeichnet verhielten, verschafte auch Suwarow neue Gelegenheit, seine Talente mit Ruhm und Nutzen zu verwenden. Er hatte eine Brigade zu kommandiren. Die Konföderirten wurden, wie bekannt ist, von dem französischen Bothschafter, dem Herzog von Choiseul, zum Nachtheile Rußlands mit Geld und französischen Offizieren unterstützt. Suwarow, dem jede Gelegenheit willkommen war, erhielt den Auftrag, Krakau, es koste was es wolle, den Konföderirten abzunehmen; er eroberte es in kurzer Zeit. Der hierauf auf Anstiftung der Pöhlen 1768 ausgebrochene Krieg zwischen Rußland und der Pforte rief Suwarow von dem pohlnischen Kriegsschauplatz ab, um mit den Truppen unter der Anführung Ro-

manzows und Gallizins den Türken entgegen zu ziehen. Seine Verdienste, die er sich bisher um das Vaterland gesammelt hatte, erwarben ihm nunmehr die Würde eines Generallieutenants.

Der 1772 darauf erfolgte Friede mit der Pforte, wodurch Rußland nebst anderen Vortheilen auch zwei Seestädte in der Krim erhielt, gab Gelegenheit, die Verdienste Suwarows, die er sich bisher um das Vaterland mit so vieler Treue und Auszeichnung zu erwerben angelegen seyn ließ, zu belohnen, und Katharina ernannte ihn zum Kommandirenden en Chef in der Krim.

Als die Pforte 1787 Rußland den Krieg erklärte, kommandirte, wie wir gehört haben, Suwarow als General en Chef in der Krim, und unter ihm der General Reck. Am 12. Oktober 1787 fingen die Türken die ersten Feindseligkeiten an, und landeten mit beiläufig 7000 Mann bei Kinburn. Der General Reck griff sie an, schlug sie aus den Trancheen, wurde aber bleßirt, und seine Truppen retirirten sich. Nun kam Suwarow; er bekam aber eine Quetschung, fiel in Ohnmacht, wurde für todt weggetragen, und auch seine Truppen wichen zurück. Mit einemmale aber kam er zu sich; und da er die Retirade seiner Leu-

te sah, hielt er sitzend auf der Erde eine scharfe Rede an sie, schimpfte auf ihre Feigherzigkeit, und rief: „Kinder! ich lebe noch! Richtet euch! Wir müssen die Canaillen schlagen, oder alle selbst des Todes seyn!" Er stand auf, und sagte: „Stupai, vorwärts!" attakirte mit Nachdruck, wurde aber durch einen Schuß in die Hand bleßirt, verband sie mit einem Taschentuch, und da er merkte, daß geflissentlich nach ihm gezielet wurde, zog er einen Kosakenkittel an, und alles, was Türke war, wurde erwürget, oder ins Wasser gesprenget. Um einem einzigen Türken, der seine Zuflucht zu ihm genommen, das Leben zu retten, mußte ihn Suwarow in seine Arme schliessen, und ihn so vor der Wuth seiner Soldaten schützen.

Hierauf rief ihn der Fürst Potemkin zur Belagerung von Oczakow. Sein allzu grosser Eifer, der ihn immer zu schlagen reizte, wäre ihm aber hier bald übel bekommen. Er ging mit etwa 600 Mann auf eine Verschanzung los, und wollte sie mit stürmender Hand wegnehmen, bei welchem Wagestück aber er in die Gefahr gerieth, die Truppen und selbst sein Leben zu verlieren, wenn ihm nicht Fürst Repnin, da er schon von einigen Tausend Türken umrungen war,

noch zur Zeit zu Hilfe geeilet wäre; er büßte sein Unternehmen mit einer Blessur im Halse. Potemkin der ihn sonst sehr schätzte, war darüber so wider ihn aufgebracht, daß er ihn ausser Aktivität zu setzen drohte.

Es mag nun aus Gnade oder Ungnade geschehen seyn, daß er mit seiner Division an den Serethfluß kommandirt wurde, und die Anweisung erhielt, in erforderlichem Falle sich mit dem Prinzen von Coburg zu vereinigen, wenn dieser es für nöthig finden sollte. Auf Prinz Coburgs Ansuchen stieß auch Suwarow zu ihm, und beide schlugen am 1. August 1789 den Seraskier Mehemet Pascha mit seinem Heere von 30,000 Mann, und eroberten das ganze Lager. Dieser Sieg war für Suwarow rühmlich; aber noch viel rühmlicher war für seinen Namen jener vom 22. September eben dieses Jahres, als er zum zweitenmale sich mit Coburg vereinigte, und den Großvezier Rudschuk Hassan Pascha mit seinem 100,000 Mann starken Heere in drei verschanzten Lagern bei Martinestie am Fluß Rymnik aufs Haupt schlug.

Diese zwei glorreichen Siege, an denen er so grossen Antheil hatte, machten, daß ihn Kaiser Joseph II., mit Genehmigung

gung seiner Monarchin, in den Grafenstand des heil. röm. Reichs erhob, und ihm das Diplom in Begleitung eines sehr schmeichelhaften Schreibens, nebst einer goldenen mit seinem Portrait gezierten, und mit Brillanten sehr reich besetzten Tabatiere zuschickte. Katharina verehrte ihm einen goldenen ebenfalls sehr reich mit Brillanten garnirten, gegen 20,000 Rubel geschätzten Degen, auf dessen Gefässe die mit Lorbeerzweigen umgebene Schrift: „Für die Ueberwindung des Seraskiers bei Fokschan den 11. August 1789" — zu lesen war. Sie ertheilte ihm in einem eigenen Rescripte auf die huldreichste Art die Erlaubniß, die Würde eines Grafen des heil. röm. Reichs, zu welcher ihn Kaiser Joseph erhoben hatte, anzunehmen, und machte ihm durch ein zweites Rescript vom 5. Oktober seine Erhebung in den Rußischen Grafenstand mit dem Ehrenbeinamen Rymnikoy, wegen der Schlacht bei Martinestie am Fluß Rymnik bekannt; ernannte ihn durch ein gnädiges Handschreiben vom 18. Oktober zum Ritter der ersten Klasse des militärischen St. Georgenordens, und übersandte demselben zugleich die sehr kostbaren Ordenszeichen dieser Klasse.

Am 11. Dezember 1789 wurde Suwarow durch einen Kurier auf Befehl Po-

temkins von Braila nach Ismail abgerufen. Fürst Repnin hätte den Sturm auf diese Festung unternehmen sollen, wovor diesem aber wegen des wahrscheinlich zu vergiessenden vielen Menschenblutes schauderte; allein Suwarow, der nur zu siegen gewohnte mit Narben bedeckte Held, kam, und überwand. Es war am 21. Dezember, als die Rußische Flotille unter dem Kommando des General Ribbas sich Ismail näherte, und die steinerne Bastion, auf welche die Belagerten all ihr Heil bauten, zu beschiessen den Anfang machen mußte. In der Nacht formirten sich die zum Sturm bestimmten Kolonnen in aller Stille 300 Schritte vom Glacis. Dies geschah um 1 Uhr; und gegen 5 Uhr wurde durch eine aufsteigende Rackete das Signal zum Sturm gegeben. General Ribbas unternahm mit seiner Flotille, und den darauf befindlichen Saporoger Kosaken, den Sturm auf die Wasserstadt, wurde aber zweimal zurück geschlagen. Unterdessen kamen die Kolonnen in Bewegung; sie stiegen mit Leitern in den Graben, und dann auf die Brustwehren. Zwei Kolonnen erstiegen zuerst den Wall, und drangen von da in die Stadt. Die übrigen vier Kolonnen fanden ausserordentlich tapferen Widerstand, besonders die von der

Wasserseite, und litten grossen Verlust durch das feindliche Kartätschenfeuer. Als Suwarow dies merkte, ließ er ein Regiment Füseliers und vier Bataillons Jäger auf die ausfallenden Türken anrücken, und die ganze Kavallerie, die bei diesem Vorfalle unthätig geblieben wäre, absitzen, um gleichfalls mit Hand anzulegen, und die Nothleidenden zu unterstützen. Durch diese Anordnung wurden die ausgefallenen Türken alle ermordet, und der Wall auch von dieser Seite erstiegen. Der hartnäckige Widerstand, mit dem sich die Feinde, schon fast überwunden, noch widersetzten, veranlaßte Suwarow zu befehlen, keinen Pardon zu geben, und alles ohne Unterschied, was mit den Waffen in der Hand angetroffen würde, niederzumachen.

Als die übrige Besatzung die Rußischen Truppen allenthalben in der Stadt erblickte, retirirte sie sich auf die steinerne Bastion, als den letzten Zufluchtsort ihrer vermeinten Rettung, und vertheidigte sich daselbst mit beispielloser Wuth und Entschlossenheit; allein all ihr verzweiflungsvolles Bestreben konnte auch hier den Siegern nicht weiter Widerstand leisten: sie schickte endlich Abgeordnete an Suwarow, und bat um Schonung ihres Lebens, mit dem Antrage, daß

sie sich zu Kriegsgefangenen ergeben wollte. Dieser Antrag wurde angenommen, und der Sturm hatte nach 12 Uhr ein Ende. Es wurden von der aus 36,000 Mann, sowohl Türken und Tartarn als waffenfähigen Einwohnern, bestandenen Besatzung nur 11,000 zu Gefangenen gemacht; die übrigen 24,000 und etliche Hundert, worunter der kommandirende Seraskier selbst war, fraß das Schwert der Sieger. Das Frauenzimmer desselben, das zu Wasser sich zu flüchten im Begriffe war, fiel den Kosaken in die Hände, die diese gemachte Beute unter sich theilten.

Es war ein schaudernder Anblick, nach geendigtem Gefechte die Spuren und Merkmale des schrecklichsten Blutbades, als Wirkung der heftigsten Erbitterung, mit welcher auf beiden Seiten Kampf und Mord so viele Stunden fortgesetzt wurden, zu sehen. In diesem ganzen Jahrhunderte ist kein Beispiel von einem so grausamen Würgen aufzuweisen, wie dieses in Ismail. Man hatte ungefähr 8 Tage zu thun, um die 29,000 Todten, die auf beiden Seiten gefallen, und in Zeit von 7 Stunden aufgerieben worden waren, zu begraben!

Nach geschlossenem Frieden mit den Türken wurde Suwarow nach Finnland beordert,

um die Befestigungen auf dem festen Lande sowohl, als den Inseln der Saymsee herzustellen, welchen Auftrag er auch mit vollkommenster Befriedigung seiner Monarchin vollendet hat. Diese erkannte seinen Werth und die Verdienste, die er sich um das Vaterland erworben hat, und wollte ihn auch, so viel in ihrem Vermögen war, dafür belohnen. Daher ernannte sie ihn zum Kommandirenden über alle Truppen des Gouvernements von Katharinoslaw, der Krim, und der jüngsthin den Türken abgenommenen Lande. Sie wollte durch diesen ihm ertheilten Vorzug das Zutrauen bestätigen, das sie in seine grossen Kriegstalente, und in die Treue setzte, mit welcher er durch mehr als fünfzig Jahre dem Rußischen Reiche die ersprießlichsten Dienste geleistet hatte; da weder bei der Flotte, noch bei den Landarmeen, ausser dem G. F. M. Grafen von Romanzow-Sadunaisky, Jemand ist, der ihn in Ansehung der Zeitlänge im Dienste des Vaterlandes überträfe. Sie beschenkte ihn mit ihrem Brustbilde, welches reich mit Brillanten besetzt war, und auf 12,000 Rubel geschätzt wurde, und erlaubte ihm, so lang er in Petersburg anwesend seyn sollte, täglich bei ihr zu erscheinen, um sich allen Falls in Sachen seines Rathes zu be-

dienen, die die Lage des Reichs betreffen könnten.

Als nun seine Geschäfte in Petersburg gänzlich geendiget waren, eilte er nach seinem Gouvernement nach Cherson, um alle die Aufträge in Vollzug zu setzen, die er überkommen hatte. Er beschäftigte hier seinen rastlosen Geist mit Errichtung neuer Verschanzungen, um die Krim vor feindlichen Einfällen in künftige Zeiten zu sichern. Es wurde mit allem Eifer an den Werken der Festung Ternova gearbeitet, um sie so bald möglich zu vollenden; von diesem Platz an bis zur Mündung des Dniepers ließ er das linke Ufer dieses Flusses durch vertheilte Lager in gewissen Entfernungen stark besetzen. 12,000 Mann arbeiteten zu Codjabey an einem neuen Hafen, der für die Handlung bestimmt ist. Die ganze Rußische Kriegsmacht, die in diesem Gouvernement unter seinem Kommando stand, betrug 70 bis 80,000 Mann, und kantonirte dergestalt, daß sie sich auf das erste Signal zusammenziehen konnte.

Nun brachen die Unruhen in Pohlen aus. Das Haupt der Insurgenten war der Pohlnische General Kosziusko, der mit seinen Truppen so schnelle Fortschritte machte, daß sowohl Russen als Preussen durch ihre

erlittenen Niederlagen der Insurgenten Macht sowohl an Geschütze, als allen übrigen Kriegsbedürfnissen ungemein vergrösserten. Die meisten Einwohner der Städte fielen ihnen zu; selbst die Städte Warschau und Krakau, theils durch Drohungen, theils durch Vorspiegelungen glücklicher Zukunft gewonnen, öffneten ihnen die Thore.

Ganz unerwartet erhielt Suwarow den Befehl der Kaiserin, sein Gouvernement zu verlassen und das Kommando über die in Pohlen stehenden Truppen zu übernehmen. Er reisete mit der größten Schnelligkeit dahin, und einige Tage nach seiner Ankunft war sein Korps von 30,000 Mann schon in vollem Marsche. Sein Marsch glich einem reissenden Strome, der alles zu Grunde richtet, was seinem Lauf entgegen steht. Er stieß am 17. September bei Krupezyne Monastir auf den Pohlnischen General Grafen Sierakowsky, der mit einem Korps von 14 bis 15,000 Mann da stand, griff ihn mit Herzhaftigkeit an, schlug ihn aufs Haupt, erlegte mehr als 3000 Mann, und nahm 500 nebst dem Anführer selbst gefangen; die übrigen ergriffen die Flucht.

Er drang hierauf weiter in Lithauen vor, und griff den 18. September, als den Tag darauf, das Sierakowskysche Korps

von 11,000 Mann abermals bei Brzsce an, schlug es vollkommen, nahm 300 Mann gefangen, eroberte 28 Kanonen, und ließ eine grosse Menge der Feinde von seiner Kavallerie mit dem Säbel zusammen hauen. Nach dieser Schlacht verweilte er 30 Tage in derselben Gegend, ohne nach seinem genommenen Operazionsplan vorwärts zu gehen. Hier erhielt er von dem österreichischen General Harnoncourt einen Offizier, der ihm die Stellung der k. k. Truppen bekannt machte. Suwarow ersah hieraus, daß die Vertheidigung des Kordons den Oesterreichern schwer würde: er zog daher seine Truppen gegen die Oesterreichische Gränze, und dirigirte sie so, daß er dieselbe deckte, und war zu gleicher Zeit bemühet, die übrigen Rußischen Korps nach Absicht an sich zu ziehen.

Um dieses zu verhindern, wollte Kosziusko mit 10,000 Mann den Rußischen General Fersen angreifen; dieser aber kam ihm zuvor, und griff ihn am 10. Oktober bei Maczevice, 16 Meilen hinter Warschau, an, schlug ihn total, erlegte 4000 Mann, eroberte 26 Kanonen, und nahm Kosziusko selbst nebst drei Generalen, allen Stabs- und Oberoffizieren, und 3000 Mann gefangen. Dieser glückliche Sieg des Generals

Fersen erleichterte die Unternehmungen Suwarows. Er überfiel am 27. Oktober bei Tagesanbruch unweit Kobylka, 3 Meilen vor Warschau, in einer kleinen mit Wald und Morast umgebenen Ebene die Feinde 5000 Mann stark, meistens Kavallerie, unter Anführung des Generals Byszevsky. Das Treffen war fürchterlich; Schwert und Bajonette der Russen entschieden endlich, und ungeachtet des tapfersten Widerstandes siegten die Russen, und schlugen das Korps total. Der General Byszevsky, der Oberste Volland, 4 Majors, 41 Offiziers, und 1000 Gemeine wurden gefangen, 9 Kanonen und eine grosse Nazionalfahne erbeutet, und gegen 4000 von der abgesessenen Pohlnischen Kavallerie getödtet. Der wenige Rest zerstreute sich, und wurde von der leichten Kavallerie bis unter die Kanonen von Praga, der Vorstadt von Warschau, verfolget. Diese Flüchtlinge verbreiteten einen allgemeinen panischen Schrecken, sowohl in Praga als Warschau selbst; man zündete überall Lermfeuer an, um die Gefahr anzudeuten, die allgemein bevorstand.

Nun setzte Suwarow seinen Siegesmarsch, nachdem er die Generale Fersen, Denisow und Derfelden an sich gezogen hatte, unverweilt auf Warschau fort, und la-

gerte sich seitwärts von Grochow über Biakoleka nach der Weichsel zu vor Praga, der Vorstadt von Warschau, welche nach allen Regeln der Fortifikazion befestiget, und mit 26,000 Mann und vieler Artillerie besetzt war. Sobald er sich am 29. Oktober Praga genähert hatte, wurden einige Kanonenschüsse auf die Russen gemacht; doch Suwarow ließ sich nicht hindern, Batterien zu errichten, und brauchte die List, als wäre er Willens, Praga zu belagern. Als er aber mittlerweile das Vorhaben der Insurgenten erfahren hatte, daß sie sich an die Preussen zu ergeben beschlossen hätten, wenn sie sich nicht mehr zu vertheidigen im Stande wären, so ließ er zum Scheine stark auf Praga feuern, ohne sonst etwas Wichtigeres zu unternehmen, machte aber alle Anstalten zu einem allgemeinen Sturm.

Der 4. November war der unglückliche Tag, an welchem um 4 Uhr vor Tagesanbruche der unvermuthete Sturm auf Praga erfolgte. Die Russen, von Wuth und Rachbegierde hingerissen, warfen die Sturmleitern und Faschinen von sich, liefen von allen Seiten zugleich auf die Verschanzungen los, überstiegen sie durch Hilfe ihrer Bajonette, den Säbel im Munde, Wunden und selbst den Tod verachtend, über-

wältigten dieselben, und nach einem vierstündigen hartnäckigen Kampfe fielen 13,000 der Feinde durch das Rachschwert der Sieger. Das Schrecken war allgemein, was sich retten konnte, entfloh; die nicht zu breite Schiffbrücke über die Weichsel war gepfropft voll Menschen, und durch das Drängen und die Angst der nachfolgenden Russen zerbrachen die Geländer, und mehr denn 2000 dieser Flüchtlinge stürzten in die Weichsel, und ertranken; 10,000 wurden zu Gefangenen gemacht, und nur wenige Hunderte hatten das Glück zu entfliehen. Die Russen eroberten 72 Kanonen, alle Munizion und übrigen Vorräthe.

Und nun hielt Suwarow am 9. November 1794 an der Spitze seiner siegreichen Truppen in Warschau seinen feierlichen Einzug, nachdem ihm bei seiner Ankunft am andern Weichselufer vom Magistrate die Schlüssel überreicht wurden. Bei diesem Akte stieg der Greis vom Pferde, übernahm und küßte dieselben, mit Thränen im Auge sagend: „Diese hat mir Gott gegeben! — Ich fühle mich glücklich, daß ich meiner Monarchin diesen Siegeskranz so rein, und nicht, wie bei der Einnahme von Praga, mit Menschenblut befleckt überreichen kann!“

Unterdessen ließ er die hin und wieder zerstreuten Korps der Insurgenten verfolgen und aufheben. General Derfelden griff noch ein kleines Korps unter den Befehlen des Dombrovsky an, ließ selbes theils zusammenhauen, theils gefangen nehmen, und machte auch hierdurch dem letzten Funken der Insurekzion ein Ende. Darauf, um so grosse Verdienste zu belohnen, ernannte ihn Katharina II. zum General-Feldmarschall en Chef ihrer Armeen, überschickte ihm einen goldenen reich mit Brillanten besetzten Kommandostab, und eine Krone von Eichenlaub, worin die Diamanten auf 60,000 Rubel geschätzt werden, und ertheilte ihm die Freiheit, sich ein Regiment zu wählen, das auf immer seinen Namen führen soll.

Nach Katharinens Tode fiel Suwarow unter der neuen Regierung Pauls I. auf einige Zeit in Ungnade, doch wurde er bald wieder zurück gerufen und genießt nun wieder volle Achtung.

Pichegru.

Johann Karl Pichegru ist 1761 zu Arbois in der Franche Comte gebohren. Seine Eltern waren arm, aber die Franziskanermönche des Orts nahmen sich seiner an, und gaben ihm eine gute Erziehung. Nachdem er schon grossen Fortgang in den abstrakten Wissenschaften gemacht hatte, schickten ihn diese Geistlichen nach Brienne, wo sie ein Kollegium hatten, um hier Philosophie und Mathematik zu studiren. Vermuthlich rührt daher das Gerücht, er sey ein Mönch gewesen.

Noch ziemlich jung trat er zum Militär. Hier wurde er bei der Artillerie angestellt, und gelangte bald zum Grade eines Unteroffiziers. Er schwang sich nun, nach dem Ausbruche der Revoluzion, durch sein eigenes Verdienst von einer Stufe zur andern, und wurde gegen Ende des Oktobers 1793 zum Obergeneral der Rheinarmee ernannt. Hier griff er in Verbindung mit Hoche, der die Moselarmee kommandirte, die Oesterreicher

täglich an, schwächte und ermüdete dadurch dieselben immer mehr, überstieg endlich den 22. Dezember die Weissenburger Linien, und zog den 28. in Landau ein: die Oesterreicher gingen am letzten Tage des Jahrs bei Philippsburg über den Rhein zurück, und die Preussen zogen sich am Gebirge gegen Mainz hinunter.

Am 5. Februar 1794 ward er zum General en Chef der Nordarmee ernannt. Er reiste daher am Ende desselben Monats von Paris an die Belgische Gränze, nach Reunion sur Oise, dem Hauptquartier dieser Armee, die aus 150,000 Mann bestand. Ihr grosses Tagwerk war die Wiedereroberung der drei verlohrnen Festungen Conde, Valenciennes und Quesnoi. Erst am 17. April, den andern Tag, als Kaiser Franz bei seiner Armee eingetroffen war, wurde der Feldzug eröffnet, und die Franken über die Oise, die Sambre und Helpe zurückgeworfen, und Cäsars Lager so wie das von Landreci erobert. Am 26. griffen die Franken die ganze Stellung des Oesterreichischen Heeres wieder an, und wurden ebenfalls geschlagen, so daß sich auch vier Tage darnach die Festung Landreci ergab.

Allein Pichegru ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern verfolgte seinen Plan:

daß die miteinander in Verbindung wirkenden Armeen des Nords und der Ardennen, jene von Westflandern, diese zwischen der Sambre und Maas her, an den beiden Flügeln der Kaiserlichen vorrücken, den Feind umringen, seine Kommunikazion abzuschneiden drohen, und ihn auf solche Art in den fürchterlichen Doppelfall setzen sollen, entweder schleunigst das von ihm besetzte Gebiet zu räumen, oder darin eingeschlossen zu werden, mit unermüdetem Eifer. Der Erfolg desselben ist bekannt genug, er entsprach vollkommen seinen Erwartungen, und der 26. Juni, an welchem Tage die berühmte Schlacht bei Fleurus geliefert wurde, entschied das Schicksal Belgiens, und die Kaiserlichen zogen sich nach Mastricht zurück.

Die Holländer unter dem Erbprinzen von Oranien, die Engländer und Hannoveraner unter dem Herzog von York, hatten sich in das Gebiet der vereinten Niederlande gegen Herzogenbusch und Breda zurückgezogen, um diese Vormauern Hollands zu decken. Pichegru rückte ihnen immer nach, schlug am 14. September den Herzog von York bei Boxtel, und zwang ihn, sich hinter die Maas zurückzuziehen. Sogleich ward nun Herzogenbusch und das Fort Crevecour

an der Maas, der Schlüssel zu den Schleus-sen dieser Festung belagert. Das Fort ergab sich den 27. Sept., und am 10. Okt. kapitulirte nach 12tägiger Belagerung auch Herzogenbusch. Den Franzosen fielen 146 Kanonen in die Hände, und die Besatzung wurde gegen gefangene Franken ausgewechselt. Am 8. Nov. ergab sich auch Nymegen.

Die vorgerückte Jahrszeit hatte von beiden Seiten den kriegerischen Unternehmungen ein Ende gemacht. Zwar wagten die Franzosen zu Anfang des Dezembers verschiedene Versuche, um über die Maas und die Waal zu setzen; allein aus Mangel der nöthigen Fahrzeuge waren sie ohne Erfolg. Inzwischen bangte den Generalstaaten in hohem Grade vor einem Feinde, der bis dahin alle Hindernisse vor sich her niedergeworfen hatte, und itzt nur durch einige Klafter Wasser von ihnen getrennt war. Alle Aufforderungen Englands vermochten nicht mehr, Holland von dem überwiegenden Wunsche nach Frieden abzubringen. Zwei Gesandte, Brantsen und Repelaer, gingen mit den nöthigen Vollmachten versehen nach dem Mördyk ab, wo sie von zwei Fränkischen Offizieren übernommen, und nach Herzogenbusch geführet wurden, von wo aus sie weiter nach Paris reiseten.

Wären die Dinge geblieben, wie sie itzt standen, so möchte ihr Antrag wohl keine grossen Schwierigkeiten gefunden haben; denn Holland von England abzureissen, und durch ein Bündniß mit demselben der Fränkischen Seemacht einen so beträchtlichen Zuwachs zu verschaffen, lag so sehr im Plane der Machthaber in Frankreich, daß Tallien erst kurz noch diese Idee sogar von der Rednerbühne herab unter lautem Beifalle geäussert hatte. Aber selbst die Elemente verschwuren sich gegen eine so unblutige Ausgleichung, und bahnten den Franken eine Brücke zu Eroberungen, die allzulockend durch ihren Glanz, allzuwesentlich durch ihre unermeßlichen Vortheile waren, als daß diese nicht aufs schleunigste eine Gelegenheit hätten nützen sollen, die ihr kühnster Wunsch nicht willkommener fordern, aber auch jeder Windstoß ihnen wieder entreissen konnte.

Die Waal und Maas froren zu, gerade zu einer Zeit, da General Pichegru von dem Wohlfahrtsausschusse den gemessenen Befehl erhalten hatte, die Eroberung von Grave zu beschleunigen, dann den Kemmeler Waard einzunehmen, und Breda vollends auf allen Punkten zu blokiren. Kaum war das Eis auf jenen Flüssen stark genug, um mit Sicherheit Truppen darüber hinfüh-

ren zu können, als in der Nacht vom 26. auf den 27. Dezember, in fürchterlicher Kälte, die Nordarmee auf der ganzen Linie von Nymegen bis Breda sich in Bewegung setzte. Im Mittelpunkte that General Dändels, indem er in drei Kolonnen über die Maas ging, den Angriff auf den Bommeler Waard. Ohne eine Kanone mit sich nachzuführen, nur das Bajonet vor sich her, warfen die Franken, ungeachtet der furchtbaren Verschanzungen, womit das rechte Ufer des Flusses, die Dämme und Dörfer besetzt waren, die Truppen der Generalstaaten mit überflügelnder Schnelligkeit von der Insel zurück, nahmen Bommel ein, verfolgten sie bis über die Waal, machten 600 Mann derselben zu Gefangenen, und erbeuteten 60 Kanonen. Mit einer Kolonne von nicht mehr als drei Bataillonen griff General Osten links die Langestraat an, mitten auf dem Eise der Ueberschwemmungen nahm er die Forts und Redouten von Doveren, Kapelle und Waspyk hinweg.

Während dieß im Mittelpunkte der Französischen Nordarmee geschah, warf deren linker Flügel die Linien von Breda. General Bonneau fiel solche von vorn an, nahm 18 Kanonen, und machte 300 Gefangene. Zu gleicher Zeit umging sie Ge-

neral Lemaire im Rücken, erbeutete 12 Kanonen, und machte 600 Gefangene. Der rechte Flügel der Armee war gar nicht zum Gefechte gekommen. Inzwischen bezeichnete diesen Tag doch auch hier ein Ereigniß von Wichtigkeit — der Fall von Grave. Nach einer Blokade von mehr als 10 Wochen, und einem 24tägigen Bombardement ergab sich diese Festung auf Kapitulazion, wornach die Besatzung kriegsgefangen ward. Dieser eine Tag ertrug den Franken 435 Kanonen, und nahe an 3000 Gefangene. Von nun an waren sie vollkommen Meister vom ganzen Laufe der Maas; auch fanden sie auf dem Bommeler Waard, und in der Langestraat Fütterung, woran sie bisher Mangel gelitten hatten, im Ueberfluß.

Ein doppelter Weg nach dem Grundsitze der Holländischen Macht und Reichthümer war nun für sie möglich. Während ihr rechter Flügel die Oesterreicher und Engländer im Gedränge hielt, konnten sie sich mit dem linken Flügel und auf dem Mittelpunkt durch Südholland über Rotterdam, den Haag, Leyden und Harlem nach Amsterdam ziehen; diesen Weg hatte einst Dümouriez sich vorgezeichnet. Aber Pichegru wählte einen andern, wobei er durch

ein kühn kombinirtes und überraschend ausgeführtes Manövure die Oesterreicher und Engländer erst ganz auf die Seite schlug, die Holländer gänzlich abschnitt, und alles, was zwischen der Yssel und den Küsten der Nordsee sich befand, Personen, Güter, Magazine, Schiffe, u. s. w. durch die Schnelligkeit seines Marsches ertappte. Er ging den von den Truppen Ludwigs XIV. gewählten Weg über Utrecht.

Am 10. und 11. Jäner 1795 setzte sich nun auch der rechte Flügel der Nordarmee in Bewegung. Rechts gingen die Divisionen der Generale Moreau und Macdonald bei Nymegen und Rekerdam, mitten unter dem Feuer der feindlichen Batterien, in Fähren über die Waal, die hier nicht gefroren war. Lange leisteten ihnen die Alliirten überall den lebhaftesten Widerstand; dennoch wurden sie aus der Knodsenburg, den Dörfern Gent, Bommel und Elst, an welchem letztern Orte sie ein Lager von Erdhütten hatten, vertrieben. Auch über den Kanal von Panderen wurden sie zurückgedrückt, und die Brücke über solchen verbrannt. Links hatte zu gleicher Zeit General Winter die Alliirten aus Tiel zurückgeschlagen, und war bis Buren, jenseits des Lingeflusses vorgedrungen. Die Fran-

ken eroberten an diesen beiden Tagen 60 Kanonen.

Den 13. Jäner ergab sich ihnen die Festung Heusden, einer von den Schlüsseln Hollands, mit 75 Kanonen und 1500 Centnern Pulver, unter den nämlichen Bedingungen, wie Mastricht. Die Alliirten hatten sich hinter den Lek, vorzüglich in die Linien an der Grep, zurückgezogen. Aber auch in dieser Stellung konnten sie sich nicht behaupten; da die Franzosen den 16. zwischen Arnheim und Utrecht auch über den Lek setzten, so wurden sie nach einem blutigen Gefechte zum gänzlichen Rückzuge genöthigt, der so eilig geschah, daß sie in den Linien an der Grep 80 Kanonen und in Rhenen alle ihre Kranken zurückliessen, welche der Brittische General der Großmuth der Sieger empfahl. Die Engländer zogen sich hinter die Yssel nach Westphalen zurück. Die Oesterreicher vorerst in die Gegend von Emmerich und Doesburg. Die Holländische Armee, von den übrigen Alliirten ganz abgeschnitten, ging nun größtentheils zu den Franken über.

Am Abend des 16. Jäners begehrte und erhielt der Erbstatthalter von Holland in der Versammlung der Generalstaaten die Entlassung für seine beiden Söhne aus den

Dienſten der vereinten Niederlande. Am folgenden Tage legte er ſelbſt für den itzigen Augenblick alle ſeine Kriegs- und Civilämter nieder, und reiſete ſogleich darauf nach Scheveningen ab, von wo aus er mit ſeiner Familie nach England überſchiffte.

Bis zum 16. Jäner hatten die Franken ihre Fortſchritte in den vereinten Niederlanden mit Blut erkaufen müſſen: von nun an war ihr weiterer Zug in das Herz derſelben nicht nur frei von allen Hinderniſſen, ſondern ein wahrer Triumph. Den 17. rückte Pichegru in Utrecht und den 19. ſchon in der unermeßlichen Hauptſtadt Hollands, in Amſterdam, ein. In einer Proklamazion an die Bataver wurde nicht nur Ehrfurcht für das individuelle Eigenthum verſprochen, ſondern auch noch erklärt, daß die Franken als Freunde und Bundsgenoſſen des Bataviſchen Volkes eingerückt ſeyen. Und zum Schluſſe hieß es: das Bataviſche Volk allein wird, indem es ſeiner Souverainität ſich bedient, ſeine Regierungsform ändern oder modifiziren können.

Dieſe letzte Phraſe war das Signal zu einer allgemeinen Revoluzion im ganzen Umfange der vereinten Niederlande. Sie verſchafte den Franken unbedingtes Vertrauen, und Eroberungen, wozu ſonſt kaum eine

Reihe von Jahren geführt haben würde. Berg op Zoom, das ihnen im Jahre 1747 10,000 Mann kostete; Gertruidenberg, welches Ludwig XIV. mitten in seinen Siegen aufhielt; Willemstadt, im Jahre 1793 die Gränze von Dümouriez Waffenglück; Gorkum, der Schlüssel zu den Schleussen; Vliessingen, eine von den drei Festungen, die Karl V. seinem Sohne Philipp II. aufs sorgfältigste zu erhalten rieth; Middelburg; die beiden Flotten im Texel und in Seeland; endlich die drei überrheinischen Provinzen, Friesland, Oberyssel und Gröningen, ergaben sich ihnen nun ohne allen Widerstand. Nur Seeland hatte einige Zögerung, und zum Theil auffallende Bedingnisse in seine Kapitulazion gebracht; aber bei der Wichtigkeit, vorzüglich dies Land, welches zur See so sehr mit England zusammen hängt, schleunig zu besetzen, hatten die Franken sie bewilligt.

Auf solche Weise waren sie nun, in etwas mehr als einem Monate Meister aller Festungen der sieben vereinten Provinzen. Nichts von dem ganzen unermeßlichen Vorrath an Lebensmitteln in diesem Lande war ihnen entgangen; kein Schiff war bei ihrer Ankunft geflohen; den Engländern war von nun an ihr Hauptberührungspunkt mit dem fe-

sten Lande abgeschnitten; dagegen hatten die Franken sich den Zuwachs einer beträchtlichen Marine erworben.

Pichegru war am 3. März 1795 zum Obergeneral der Rhein- und Moselarmee ernannt worden, und sollte, wenn die Sambre- und Maasarmee unter Jourdan und die Nordarmee unter Moreau mit ihm gemeinschaftlich wirkten, dann das Generalkommando über alle führen. Er reisete daher um den Plan des bevorstehenden Feldzugs zu verabreden, nach Paris ab. Hier waren gerade die Parteien in dem größten Kampfe; die Terroristen wandten alles an, um ihre Freunde Barrere, Collot d'Herbois und Billaud Varennes, die angeklagt waren, zu retten, und erregten daher am 1. April einen Aufruhr. Der Vorwand war die Brodtheurung, dann aber stürmten sie den Konvent und forderten die Freisprechung obiger drei Personen. Aber als Abends 7 Uhr auf Befehl der Regierungsausschüsse der Generalmarsch in allen Sekzionen geschlagen wurde, versammelte sich die Nazionalgarde: Pichegru ward durch einen Schluß des Konvents zum Oberbefehlshaber derselben ernannt. Sein Muth und seine Thätigkeit stellte, von dem Eifer der Nazionalgarde unterstützt, die Ruhe bald wieder

her; alle Gruppen zerstreuten sich bei seiner Annäherung; die Empörer unterwarfen sich oder wurden entwaffnet. Zwei Täge später schien Paris gar nicht mehr dieselbe Stadt zu seyn.

Nun reisete Pichegru zur Armee ab, aber erst im September ging er über den Rhein; der Mittelpunkt und rechte Flügel seiner Armee besetzte am 20. desselben Mannheim, und hatte dadurch ein furchtbares Thor in das innere Deutschland gewonnen. Der linke Flügel, der schon seit langer Zeit Mainz blokirt hielt, stand daselbst in einem verschanzten Lager, woran schon seit Ende Oktobers 1794 gearbeitet worden war. Am 24. erfolgte ein allgemeiner Angriff der Franken auf beiden Ufern des Nekars, von dessen Erfolg das Schicksal Heidelbergs, der darin aufgehäuften Oesterreichischen Magazine, des Passes der Bergstrasse und der Neckarstrasse nach Heilbronn, das ist, die Kommunikazion zwischen den beiden Oesterreichischen Armeen und die Offenhaltung oder Abschneidung ihres Rückzugs, abhing. Der kaiserl. F. M. L. Quosdanovich traf alle mögliche Anstalten dagegen, und war so glücklich sie auf allen Punkten zu schlagen und zum eiligsten Rückzug zu bringen; ein Theil ihrer Infanterie wurde niedergehauen

oder gefangen, die übrigen bis an den Neckar verfolgt, in dessen Fluthen viele ihr Grab fanden.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober machte der k. k. G. F. M. Clairfait einen Ausfall auf die Fränkischen Linien um Mainz, mit der meisterhaftesten Anordnung und dem glänzendsten Erfolge. Die Linien wurden von den tapfern k. k. Truppen überstiegen; die Franzosen verloren 138 Kanonen, 1600 Mann fielen in feindliche Gefangenschaft, und die übrigen mußten sich in größter Verwirrung zurückziehen. Sobald General Pichegru von diesem fürchterlichen Schlage bei Mainz Nachricht erhielt, suchte er die dort zersprengten Truppen zu sammeln und zog mit seiner Armee zwischen dem Donnersberg und Worms an die Pfrim vor. Um ihn aus dieser Stellung zu verdrängen, und Mannheim auch auf der linken Rheinseite einzuschliessen, hatte General Wurmser einen Heerhaufen von 14 Bataillonen Infanterie und 40 Eskadrons Kavallerie, unter dem F. M. L. Latour in den ersten Tagen des Novembers detaschirt, um unterhalb Worms über den Rhein zu gehen, und sich mit der Armee des Feldmarschalls Clairfait zu vereinigen.

Ungeheure Stürme, die gerade itzt mehrere Tage hindurch wütheten, verzögerten diese Vereinigung; erst am Abend des 9. Novembers erfolgte sie, und sogleich am folgenden Tage griff Clairfait die Franken auf ihrer ganzen Linie an der Pfrim an; der hartnäckigsten Gegenwehre ungeachtet mußten sie dem Ungestümme dieses Angriffs weichen. Mit dem Einbruch der Nacht zog sich Pichegru hinter den Eisbach, der durch Worms fließt, und von da in die Stellung von Türkheim und Neustadt zurück. Die Oesterreicher hatten an diesem Tage 500 Gefangene gemacht; am nächsten Morgen fanden sie Worms verlassen und lagerten sich nun auf dem rechten Ufer der Pfrim, zwischen Pfedersheim und Wakenheim. Aber noch hatten die Franken auf ihrem rechten Flügel die Posizion von Frankenthal, wurden aber endlich doch nach einem langen Gefechte durch den General Latour daraus vertrieben.

General Pichegru hielt sich indeß immer noch in der Stellung hinter dem Frankenthaler Bache und hatte Oppau, Flomersheim, Weisenheim und Türkheim besetzt. Seine rechte Flanke ward durch den Friesenheimer Wald und durch Sümpfe gedeckt; auf seine Fronte konnte man wegen des

Frankenthaler Kanals, des Floß- und Fuchsbaches und der zwischen allen diesen Bächen liegenden Sümpfe und Tiefen, nicht anders als auf den Strassen gelangen, die zu den von ihm besetzten Orten führten: aber der Zugang zu diesen ward noch durch besonders dazu getroffene Maßregeln, vorzüglich durch Abbrechung aller Brücken erschwert; sein linker Flügel war durch Posten auf den vortheilhaftesten Punkten des Gebirgs gesichert. Doch entschloß sich Clairfait ihn hier anzugreifen, es galt itzt das Schicksal Mannheims: am 14. November geschah dieser Angriff und fiel ganz zum Vortheile der Kaiserlichen aus. Die Kanonade hatte mit grosser Lebhaftigkeit von beiden Seiten bis in die Nacht hinein gedauert, und noch stand Pichegru hinter dem Frankenthaler Bache. In der Nacht erst zog er sich hinter den Rehbach und noch vor Tage hinter den Speierbach zurück. Feldmarschall Clairfait rückte nun den 15. auf Mutterstadt und Hochdorf vor, während auf der rechten Flanke General Nauendorf in den Gebirgen, auf der Seite von Trippstadt und Oberst Elsniz gegen Frankenstein vordrangen, und den 16. zusammen in Kaiserslautern eintrafen. Die Hinwegnahme dieses wichtigen Postens zwang nun den General Pichegru,

sich von dem Speierbache hinweg in die Linien der Queich, zwischen Germersheim und Landau zurückzuziehen. Am 21. ergab sich darauf Mannheim an den k. k. General Wurmser.

Am 10. Dezember that Pichegru auf der ganzen Länge seiner Linie, in der Ebene vor der Queich wie im Gebirge bei Trippstadt und Lautern, wüthende Angriffe auf die Oesterreicher. Schon hatten die Franken auf der einen Seite die Posten von Edighofen, Weyer, Roth hinweggenommen, und waren am 11. und 12. auf der andern Seite bis an den Galgenberg bei Kaiserslautern vorgedrungen: allein hier hielt General Hotze sie durch seinen kühnen Muth auf, und sie mußten sich nun wieder zurückziehen; denn dieser Angriff sollte ein mit den Operazionen des Generals Jourdan kombinirtes Manöuvre seyn; und dieser letztere hatte sich der grundlosen Wege halber in der Nacht vom 12. Dez. ganz von der Nahe hinweg, nach der Mosel zurückgezogen.

In dieser Jahrszeit, und bei fast ganz unwegsam gewordenen Strassen hatten die beiderseitigen Heere so viel gelitten, daß sie in hohem Grade der Ruhe bedurften; auch ward nun wirklich zum Erstaunen der Welt, die einen der blutigsten Winterfeldzüge er-

wartet hatte, in den letzten Tagen des Jahrs 1795 ein Waffenstillstand geschlossen, worin 10tägige Aufkündigung von Seite dessen, der ihn zuerst würde brechen wollen, festgesetzt ward. Nach der darin bestimmten Demarkazionslinie sollten die Oesterreichischen Armeen ihre Posizion vom linken Rheinufer, längs dem Speierbache, über Neustadt bis Kaiserslautern, und von da über Kirn, Stromberg bis Dreyenkenhausen unterhalb Bingen haben.

Und hier endigt sich Pichegrus militärische Laufbahn. Das Vollziehungsdirektorium rief ihn von der Armee ab und bot ihm die Großbothschaftersstelle in Stockholm an; aber da sich die Verhältnisse zwischen Frankreich und Schweden wölkten, so fand er es nicht für gut sie anzunehmen, sondern zog sich in den Schoos seiner Familie, auf ein Gütchen bei Besancon zurück, das nicht einmal sein eigen war. Aber im Jahre 1797 wurde er dieser Dunkelheit wieder-entzogen, und von den Wahlbürgern des Jura-Departements zum Mitgliede des Rathes der 500 ernannt. Er reisete daher wieder nach Paris, und als er das erstemal im Versammlungssaale dieses Rathes erschien, erhoben sich alle Mitglieder aus Achtung für seine Person, und

er ward einstimmig zum Präsidenten ernannt.

Während als er im Rathe der Jüngern saß, widersetzte er sich immer standhaft den widerrechtlichen Eingriffen des Direktoriums in die Konstituzion, und war stets von der gemässigten Partei, die ernstlich Friede und Eintracht in ihr Vaterland zurückkehren sehen wollte. Die drei Glieder des Direktoriums, Reubell, Barras und Reveillere-Lepaux, die dadurch ihre Projekte gehemmt fanden, suchten nun eine Gelegenheit, ihn und mehrere seiner Kollegen, die nicht von ihrer Partei waren, zu stürzen. Er wurde endlich von denselben eines heimlichen Einverständnisses mit den Emigranten, um das Königthum in Frankreich wieder einzuführen, beschuldigt, und ohne alle Beweise mit mehrern andern Gliedern beider Räthe u. s. f. in der Nacht vom 3. auf den 4. September 1797 arretirt, und übers Meer nach Cayenne abgeführt.

Pichegru ist groß, von starkem, festem Körper, ohne darum fett zu seyn; mit einem Worte, zum Krieger gebaut. Sein Aeusseres ist ernst für den ersten Blick; aber es sänftigt sich bei der nähern Unterhaltung, und flößt das größte Zu-

trauen ein. Seine Höflichkeit ist nicht die der Etikette, zweideutig und arglistig; er ist gefällig mit der Offenheit eines ehrlichen Mannes, und gut von Natur, ohne Kunst. Mit einem Worte, man kann ihm seine Achtung, und den Namen eines grossen Mannes nicht versagen.

Custine.

Adam Philipp Graf von Custine war den 4. Februar 1740 zu Metz gebohren. Er widmete sich von seiner Jugend an schon dem Soldatenstande, und machte auch einen Theil des siebenjährigen Krieges als Offizier mit. Durch die Unterstützung des Herzogs von Choiseul erhielt er ein Dragonerregiment, welches er bis 1779 kommandirte. Um diese Zeit bestimmte der Hof das Regiment Saintonge nach Amerika, Custine tauschte mit dem Chef, und führte dieses Korps zur Hilfe der gegen England aufgestandenen Amerikaner.

Er zeigte hier, so wie durch sein ganzes Leben, einen unbeschränkten Ehrgeiz, und da er wußte, daß er als Oberst der Dragoner nicht anders zur Marschallswürde gelangen konnte, als nach der Reihe der Dienstjahre, so machte er sich von selben los, und ließ sich bei der Infanterie anstellen. Und in der That, seine Hoffnung täuschte ihn nicht, bei seiner Rückkunft aus

Amerika wurde er Feldmarschall, und übersprang also alle auf dem festen Lande zurückgebliebenen Obersten.

Während seines Aufenthalts in Amerika verursachte er durch sein grobes Betragen gegen den Hauptmann von seinem Regimente den Tod desselben; denn da dieser gefühlvolle Offizier keine Genugthuung hoffen konnte, so erschoß er sich. Custine wollte dann noch über diesen Tod scherzen, aber einige Freunde des Verstorbenen, unwillig über ein so schändliches Benehmen, rissen ihm die Epauletten ab, und würden sich noch ärger an ihm vergriffen haben, wenn nicht der Kommandant der Armee, Rochambeau, sich seiner endlich angenommen, und die Ruhe wieder hergestellt hätte.

Als die Generalstände zusammenberufen wurden, erschien er auch unter denselben, vermuthlich weil er grosse Besitzungen hatte; denn er war ohne alle andere Talente für diesen Posten, und konnte sich auch während dieser ganzen Laufbahne nie über die Rolle eines Ränkemachers erheben. Er beging 1789 viele Niedrigkeiten, um Kommandant des Bataillons vom Distrikt des petits Augustins zu werden. Um diese Zeit machten ihn auch Neid und Eifersucht zum Feinde des Generals Lafayette.

Später wurde er bei der Rheinarmee angestellt, war 1792 Kommandant von Landau, und nun öffnete sich für seinen Ehrgeiz ein weites Feld. Er überfiel nämlich mit 15,000 Mann den 30. September dieses Jahrs Speyer, das nur 3 Meilen von Landau entfernt, und von nicht vollen 4000 Mann vertheidigt war, und eroberte hier einen ungeheuren Vorrath von Früchten, den die Oesterreicher zum Gebrauche ihres in Frankreich eingerückten Heeres aufgehäuft hatten. Der Eindruck, den diese Ueberrumpelung von Speyer in den nahe liegenden Gegenden Deutschlands wirkte, war mehr Staunen als Schrecken. Man hielt die ganze Sache für einen schnell ausgeführten Glücksstreich, um so mehr, da Custine, sobald die Magazine in Speyer geleert waren, die Stadt wieder räumte, und sich näher gegen Landau hin bei Edisheim lagerte.

Aber kaum hatte er einige Tage hier verweilt, um die zur Ausführung seines weitern Planes nöthigen Verstärkungen an sich zu ziehen, als er plötzlich in zwei Abtheilungen, jede zu 12,000 Mann, erst im Vorüberzuge die Reichsstadt Worms besetzte, und dann vor Mainz erschien. Schon seiner Lage nach, und noch mehr

durch so viele Werke der Kriegsbaukunst, womit es umgeben ist, steht Mainz unter den Festungen Deutschlands in der ersten Linie. Aber die Besatzung darin war nicht stark genug für den grossen Umfang der Stadt; den meisten Bürgern graute mehr vor den Gefahren einer Belagerung, als vor einem Feinde, der sichs bis dahin zum Anliegen gemacht hatte, mit einer Ruhmredigkeit, die man damals, leider! weit umher für baare Wahrheit nahm, von nichts als Wiederherstellung der ursprünglichen Menschenrechte zu sprechen; auch waren bereits geheime Verständnisse in der Stadt eingeleitet, die deren baldige Uebergabe hoffen liessen.

Custine erkannte sehr wohl, was Mainz den Franken werth sey — eine so gewaltige Festung am Zusammenflusse des Mayns und Rheins, von wo aus sie den ganzen für das westliche Deutschland so unermeßlich beträchtlichen Rheinhandel sperren, alle Zufuhr den Oesterreichern abschneiden konnten, und einen Festhaltungspunkt in Deutschland gewannen, der ein ganzes deutsches Kriegsheer lange Zeit beschäftigen, und mittlerweile von allen Anfällen gegen die Gränzen Frankreichs zurückhalten mußte. Er setzte daher alle Bela-

gerungskünste ins Spiel: er schmeichelte, er drohte. Es ward Kriegsrath gehalten; die Folge davon war — die Uebergabe von Mainz. Am dritten Tage, nachdem die Franzosen sich zuerst davor gezeigt hatten, zogen sie darin ein; der kurfürstliche Major vom Genieweſen Eikenmeier trat sogleich als Oberster in ihre Dienste.

Nach der Eroberung von Mainz schickte Custine gleich den folgenden Tag den General Neuwinger mit 4000 Mann nach Frankfurt ab. Diese durch die Güte ihrer Verfassung und durch ihren Handel blühende Reichsstadt nahm die Franzosen ohne Widerstand auf; denn da Mainz sich gleich ergab, wie konnte Frankfurt zaudern? Kaum war aber Neuwinger darin, so forderte er eine Brandschatzung von 2 Millionen Gulden. Auch die ganze umliegende Gegend ward mit Streifereien heimgesucht; die kleine Bergfeste Königstein erobert; in Nauheim, einem hessischen Flecken, der ganze Vorrath von Salz auf mehr als 400 Wägen abgeführt. Weit herum blieb nichts, was dem Adel und der Geistlichkeit gehörte, verschont; unermeßliche Vorräthe von Frucht und Wein wurden nach Mainz zusammengebracht, und die ganze Gegend ward bis aufs Mark ausgesogen.

Nachdem Custine auf solche Art weit und breit herum alles in Schrecken gesetzt hatte, fing er an, im Tone des Eroberers zu sprechen. Er gab sich um diese Zeit die orientalisch-prächtige Titulatur: Wir Adam Philipp Custine, Französischer Bürger, erster kommandirender General der Armeen der Französischen Republik, am obern und niedern Rhein, im Mittelpunkt des Reichs, und in Deutschland. Er schrieb an den Landgrafen von Hessen-Cassel einen Fehdebrief, wie man ihn eher von einem Hunnen- als von einem Franken-General hätte erwarten können. Er betrachtete sich als das rächende Werkzeug Gottes, das den jüngsten Tag über alle Herrscher, und den Tag der Erlösung für alle Völker bringe. Aber während er alle Zeitungen mit Proklamazionen dieser Art füllte, hatten die Preussen, nachdem sie von den Beschwerden ihres Feldzugs in Champagne sich wieder erholt hatten, bei Koblenz über den Rhein gesetzt, um sich dem weitern Vordringen der Franzosen entgegen zu werfen: mit ihnen vereinigte sich das Heer des Landgrafen von Hessen-Cassel.

Nach einigen Gefechten ward Custine, der bis dahin bis an die Lahn geherrscht hatte, nach Höchst, zwei Stunden von

Frankfurt, zurückgedrückt. In Frankfurt selbst ließ er den General van Helden mit einer Besatzung von 1600 Mann, weit zu wenig, um sich in einer so grossen Stadt gegen äussere Feinde und innere Komplotte festhalten zu können. Schon war den 28. November van Helden von dem Preussischen General, Grafen Kalkreuth, zur Uebergabe aufgefordert worden; allein er antwortete: er würde sich vertheidigen. Custine wußte, daß die Gefahr, worin die Besatzung in Frankfurt sich befand, nahe und dringend war; er wußte, daß 1600 Mann, die nicht mehr als 6 Feldstücke haben, unmöglich einem überlegenen Angriff bei dem weiten Umfange der Stadt widerstehen können, und doch, als er den 29. Nov. selbst nach Frankfurt kam, ertheilte er van Helden, ohne ihm eine Verstärkung zuzuführen, den Befehl, sich bis aufs Aeusserste zu wehren.

Den 2. Dezember rückten die Preussen und Hessen wirklich in zwei Heerhaufen gegen die Stadt an. Anderthalb Stunden lang vertheidigten sich die Franken von dem Walle herab mit kleinem Gewehrfeuer sehr lebhaft. Endlich sahen sich die Deutschen genöthigt, ungeachtet sie die Stadt gerne geschont hätten, selbe mit Haubizgrenaden und Mörsern zu beschiessen. Noch gaben

die Franken nicht nach; allein während dem war das neue Thor, welches sie ihrer geringen Anzahl wegen nur schwach hatten besetzen können, mit Beihilfe fremder Handwerksbursche gesprengt, und die Zugbrücke niedergelassen worden. Nun stürzten die Deutschen in gedrängten Haufen in die Stadt; viele Nazionalgarden wurden, da sie sich nicht ergeben wollten, niedergemacht, alle übrigen und der General van Helden selbst gefangen genommen.

Custine hatte zwar während des Angriffs auf Frankfurt, um der Besatzung zu Hilfe zu kommen, ein starkes Truppenkorps bis Bokenheim vorrücken lassen; aber nach einer nichts bedeutenden Kanonade zog er sich wieder in die Verschanzungen von Höchst, wo sein Hauptlager stand, zurück. Die gegenseitigen Angriffe dauerten nun ununterbrochen fort, bis die Franken zuletzt in die Gegend von Cassel, einer Art Vorstadt von Mainz, auf dem rechten Rheinufer, an dem Zusammenflusse des Rheins und Mayns zurückgedrängt wurden.

Im März 1793 begann der zweite Feldzug, und da nun Preussen und Oesterreicher gegen Custine anrückten, so blieb ihm, da er mit der Französischen Hauptarmee bei Kreuzenach stand, wenn er nicht

in beiden Flanken umgangen, und mit seinem ganzen Heere gefangen werden wollte, nichts als der eiligste Rückzug übrig. In Mainz hatte er eine Besatzung von 23,000 Mann gelassen. Er selbst aber lagerte sich auf dem Geisberge bei Weissenburg, wo er täglich neue Truppen an sich zog, die Besatzung von Landau, mit welcher Festung ihm die Verbindung noch offen war, verstärkte, und die Linien an der Lauter in furchtbaren Stand herstellen ließ.

Da er unter allen Feldherren der Republik um diese Zeit für den galt, dessen Erfahrung und Kriegstalenten man am sichersten vertrauen konnte, so wurde er im Juni zum General en Chef der Nordarmee ernannt, weil der vorige Anführer derselben, General Dampierre, in einem Treffen geblieben war. Vergebens hatte Custine vorgeschützt, daß er hier, wo er Gegend und Armee schon kenne, weit nützlichere Dienste zu leisten vermöge, als im Norden, wo er beides erst mit vielem Zeitverluste würde studiren müssen. Man ließ seine Gründe nicht gelten, und er mußte zu seinem neuen Posten abgehen. Hier nun, statt den bedängstigten Festungen Conde und Valenciennes zu Hilfe zu kommen, verschanzte er sich am Zusammenflusse der Tense und Schelde.

Conde und Valenciennes ergaben sich bald darauf den Kaiserlichen, auch Mainz eroberten die Preussen.

Nun verlohr Custine auf einmal allen Kredit, und da er ohnehin Feinde hatte, auch von seinen Soldaten nicht geliebt wurde, so ward er für einen Verräther erklärt, und vor das Pariser Revoluzionstribunal gefordert. Hier begann, nach der damals gewöhnlichen tumultuarischen Verfahrungsart dieses Gerichts, ein kurzer Prozeß, und Custine wurde schon am 28. August 1793 durch die Guillotine hingerichtet. Er zeigte eine ausserordentliche Feigheit bei seiner Hinrichtung; sein Sohn aber, der Adjutant bei ihm war, und später auch guillotinirt wurde, starb mit grossem Muthe.

Moreau.

Victor Moreau ist 1763 zu Morlaix in Nieder-Bretagne gebohren. Sein Vater war ein äusserst rechtschaffener, uneigennütziger und achtungswürdiger Mann; man nannte ihn gemeiniglich den Vater der Armen, und hatte so viel Zutrauen in seine Ehrlichkeit, daß beim Ausbruche der Revoluzion der Adel in seiner Gegend ihm alle Schätze und Sachen von Werth anvertraute. Dies trug aber leider! nicht wenig bei, ihn unter der tyrannischen Regierung Robespierres aufs Schaffot zu bringen. Er wurde zu Brest guillotinirt, und das Volk, Zeuge seiner Hinrichtung, weinte bittere Thränen um ihn.

Der junge Moreau hatte von Jugend an schon eine grosse Neigung zum Soldatenstande, und trat in seinem 18. Jahre in denselben. Sein Vater, der dies für einen Jugendstreich hielt, kaufte ihn los und befahl ihm seine Studien fortzusetzen: es sey nun daß ihm das Studium der Rechte un-

angenehm war oder daß ihn seine grosse Vorliebe für das Militär anzog, genug er ließ sich neuerdings enrolliren. Sein Vater wollte ihm nun die Bitterkeiten dieses von ihm selbst gewählten Lebens fühlen lassen; aber nach vier Monaten baten seine Freunde dringend ja seinen Sohn nicht länger unter den Soldaten zu lassen, damit er doch die Früchte seiner ersten Erziehung nicht verlöre. Ein Mensch, der nicht vom Adel war, hatte vor der Revoluzion wenig Hoffnung beim Militär vorzurücken, dadurch wurde der junge Moreau wahrscheinlich bewogen zum Studium der Rechte zurückzukehren, und dem Beispiele seines Vaters, der ein berühmter Advokat war, zu folgen.

Beim Ausbruche der Revoluzion zeichnete er sich durch seine Vertheidigung des dritten Standes sogleich vortheilhaft aus, wußte sich aber dabei stäts so zu mäßigen, daß sogar die Andersgesinnten ihm ihre Achtung nicht versagen konnten. Als nun die Nazionalgarden errichtet wurden, ernannte man ihn zum Bataillonskommandanten. Diese Stelle gab ihm itzt Gelegenheit sich ganz seinem Hange für den Krieg zu überlassen, weswegen er auch das trockne und peinliche Studium der Rechte verließ, und sich mit solchem Eifer auf jenes der Taktik

und der militärischen Details verlegte, daß er nach drei Monaten im Stande war, dem Kommando, das man ihm anvertraut hatte, vollkommen vorzustehen. Moreau war so überzeugt von seinen militärischen Fähigkeiten, daß man ihn um diese Zeit öfters sagen hörte: Ich werde bald General bei der Armee seyn. Und in der That, er arbeitete mit so vielem Fortgang um seinen Zweck zu erreichen, daß sein Muth und seine Fähigkeiten nicht lange unbemerkt blieben, besonders als er unter Pichegrus Befehlen stand.

Er sah sich daher 1794 zum Divisions-General der Nordarmee erhoben und führte die Belagerung von Ypern an, welches sich nach einem 12tägigen Bombardement mit 100 Kanonen und einer Besatzung von 6000 Mann am 17. Juni ergab. Dann rückte er in Holländisch-Flandern ein und eroberte am 28. Juli die Insel Cadsand mit 70 Kanonen, und nach 21tägiger Belagerung auch die Festung Sluis mit 152 Kanonen und 2000 Mann Besatzung. Da nach dem Treffen bei Boxtel Pichegru erkrankte, so wurde Moreau General en Chef der Nordarmee, und eroberte im März 1795 das feste Schloß Bentheim mit 10 Kanonen, 12 Haubizen und 160 Gefangenen:

hatte aber sonst keine Gelegenheit mehr sich in diesem Jahre auszuzeichnen.

Im folgenden Jahre 1796 wurde er General en Chef der Rheinarmee, und hier eröffnete sich ihm die glänzendste Laufbahn. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni setzte er über den Rhein, stürmte Kehl und eroberte es, die Schwäbischen Truppen verlohren dabei 700 Mann und 12 Kanonen. Der General von Stain, welcher die Schwäbischen Truppen kommandirte, suchte nun durch eine geschickte Posizion dem Feinde das Kinzinger Thal zu versperren, weil ihm dieser Paß den Eintritt in das Herz von Schwaben geöffnet haben würde. Die Franzosen, durch ihre Anzahl nun kühn gemacht, rückten indeß auf einer andern Seite immer weiter vor, und lieferten am 28. Juni die Schlacht bei Renchen, wo die Kaiserlichen über 1500 Mann verlohren und sich eiligst zurückziehen mußten.

Das Hauptaugenmerk der Franken war auf den Kniebis geheftet, weil ihnen dieser Paß den Haupteingang in das Innere von Schwaben öffnete. Man traf daher von Seite der Deutschen alle Anstalten um diesen von der Natur selbst befestigten Platz in Vertheidigungsstand zu setzen: allein die Franken kletterten über die steilsten Felsen

und Abhänge empor, stürmten die Hauptschanze auf dem Roßbühle, und sahen sich schon am 3. Juli im Besitze dieses so vortheilhaften Postens.

Die Franken, die nun bis auf 70,000 Mann angewachsen waren, wollten den Kaiserlichen, bevor sie noch Verstärkungen erhielten, eine entscheidende Schlacht liefern, und griffen sie daher am 5. Juli bei Gernspach an. Beide Theile fochten mit rasendem Muthe, doch mußten endlich die Kaiserlichen der grossen Anzahl weichen; zogen sich aber in der größten Ordnung zurück. An dem Abend dieses unglücklichen Tages, als die Murg schon verlohren war, kam der Erzherzog Karl, der nun, nachdem Wurmser nach Italien abgegangen war, beide Rheinarmeen kommandirte, in dem Lager bei Durmersheim an, und zog alle möglichen Verstärkungstruppen an sich, um den Feind am 10. Juli anzugreifen, und ihm die bei Rastadt errungenen Vortheile wieder zu entreissen. Aber schon am 9. griffen die Franken auf allen Punkten an, und obwohl der linke Flügel derselben vom Erzherzog Karl geschlagen wurde, so mußte er sich doch zurückziehen, weil ihr rechter Flügel gesiegt hatte.

Mit dem Anbruche des folgenden Tages begann die Retirade: die ganze kaiserl. Armee marschirte in 3 Kolonnen ab, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, und lagerte sich hinter Pforzheim, am 17. Juli zog sie sich gegen Stuttgardt und am 18. besetzten schon die Franken diese Stadt. Am 21. griff Moreau schon wieder die Kaiserlichen an, und nach einem der hartnäckigsten Gefechte machte er sich zum Meister der linken Seite des Neckars, und nun zog sich Erzherzog Karl gegen Nördlingen und Donauwörth zurück, wo er am 13. August ankam, nachdem er noch vorher den Franken viele Gefechte geliefert hatte. Der Mittelpunkt der Armee Moreaus drang nun in schnellen Schritten über Dillingen und Zusmarshausen vor, und rückte am 23. in Augsburg ein; nachdem sich der kaiserl. General Latour über den Lech gezogen und auf den Anhöhen von Friedberg gelagert hatte.

Moreau ließ seine Truppen nur einen Tag rasten, und griff am 24. wieder die Kaiserlichen an. Muthig sprang die Infanterie ins Wasser und ungeachtet viele ertranken oder erschossen wurden, so erreichten doch die andern das Ufer, vertrieben die daselbst stehenden Oesterreicher, und machten es möglich, daß die Brücke vor Friedberg und Lechhausen

hausen hergestellt, die Armee übergesetzt und die Kaiserlichen genöthigt wurden sich mit einem Verluste von 12 Kanonen, 1500 Gefangenen und 400 Todten hinter Friedberg zurückzuziehen.

Während dieser Zeit hatte Erzherzog Karl einen Plan entworfen, der des größten Feldherrn würdig war. Er zielte auf nichts geringeres als durch eine plötzliche Schwenkung von Moreau wegzuweichen, dem General Jourdan in die Flanke zu fallen, diesen mit aller Macht zurückzutreiben, und jenen abgeschnitten von seinem Vaterlande und aller Hilfe, gänzlich zu Grund zu richten. Durch Schnelligkeit wurde dieser Plan gegen Jourdan glücklich ausgeführt, denn am 22. August erlitt derselbe die erste Niederlage bei Teiningen in der baierschen Pfalz, und 14 Tage nachher hatte er mit seiner Armee, die in wilder Eile zurückfloh, schon Frankfurt wieder im Rücken.

General Moreau bildete um diese Zeit mit seiner Armee eine Linie, welche sich von Neuburg an der Donau über Schrobenhausen und Pfaffenhofen bis nach Dachau erstreckte. Da er gar nicht daran zweifelte daß sich Jourdan bald wieder von seinem erlittenen Verluste erholen würde, so rückte er immer weiter vor, besetzte die Hauptstadt

Baierns München, vertrieb die Kaiserlichen von Geissenfeld und verpflanzte sein Hauptquartier bis nach Wohnzach. Doch konnten ihm die Gefahren dieses Vorrückens nicht lange verborgen bleiben. Er sah plötzlich allen Zusammenhang mit der Sambre- und Maasarmee abgeschnitten, und befand sich in dem mißlichen Falle, nicht mehr für die Eroberung neuen Landes, sondern für die Sicherheit seines Heeres sorgen zu müssen.

Er hatte dem General Dessaix den Auftrag gegeben mit 10,000 Mann bei Neuburg über die Donau zu gehen, um auf der Strasse nach Nürnberg den Erzherzog aufzusuchen und zu beunruhigen; allein dieser hatte die Sambrearmee schon zu weit zurückgetrieben, als daß von dieser Seite etwas für sie hätte gethan werden können: Dessaix zog sich daher wieder nach Neuburg zurück. Unter diesen Umständen blieb Moreau nichts weiter übrig als ein gänzlicher Rückzug: derselbe wurde in der Nacht vom 19. auf den 20. September angetreten. Der Mittelpunkt und der rechte Flügel gingen bei Augsburg, der linke aber bei Rain über den Lech.

Und von diesem Tage an fielen nun täglich bald grössere bald kleinere Gefechte zwischen den Franken und den Kaiserlichen

vor: erstere wollten ihren Weg gegen den Neckar nehmen, um so auf dem kürzesten Wege nach Kehl zurückzukehren, allein er wurde ihnen von den letzteren versperrt, und es blieb den Franken nun nichts übrig als über den Schwarzwald zurückzugehen, welches zwar mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden war, aber ihnen doch nach vielen Gefechten glücklich gelang. Moreau glaubte nun sich noch auf dem diesseitigen Ufer des Rheins halten zu können, aber er wurde vom Erzherzog Karl mehrere Tage nacheinander immer angegriffen, und da am 24. Oktober nach dem hartnäckigsten aber nichts entscheidenden Treffen bei Schlingen der kaiserl. General Nauendorf die engen Pässe von Kandern erstürmte, so mußte er befürchten daß ihm der Rückzug abgeschnitten würde, und gab daher seinen Truppen Befehl aufzubrechen, welche auch in der größten Ordnung über die Brücke bei Hüningen wieder auf ihren vaterländischen Boden hinüberzogen.

So hatte also der General Moreau eines der größten Meisterstücke der Kriegskunst vollendet, die drohendsten Gefahren überwunden, und sich am Ende seiner Laufbahn, auf der man ihm nichts als Untergang und Verderben weissagte, so furchtbar

gemacht, daß nicht mehr die Rede davon war ihn blos zu schlagen, sondern sich auch seiner zu erwehren. Sein Heer behauptete stäts denselben Muth unter täglichen Gefechten und unter den schrecklichsten Mühseligkeiten, die besonders auf dem Zuge über den Schwarzwald wegen der rauhen Herbstwitterung und der grundlosen Wege den höchsten Grad erreichten. Und es ist volle Wahrheit, was der Bericht des Direktoriums bei dieser Gelegenheit sagte: „Dieser merkwürdige Rückzug wird von der Nachwelt in die Reihe der schönsten Kriegsoperazionen gesetzt werden, die je in einem Lande vollbracht wurden. Er bedeckt die Rhein- und Moselarmee und ihren bescheidenen General mit ewigem Ruhme.“ Nur Schade! daß dieser Ruhm auf der einen Seite durch die unzähligen, barbarischen, räuberischen, muthwilligen und treulosen Thaten, womit dieses Heer gegen den friedlichen Bürger und Landmann auf seinem Rückzuge rasete, so sehr verdunkelt wird.

Als General Moreau mit seiner Armee über den Rhein zurückgegangen war, hatte er auf dem diesseitigen Ufer nur noch den Brückenkopf von Hüningen und die Festung Kehl besetzt: beide wurden ihm aber endlich nach blutigen Belagerungen entrissen.

und zwar ergab sich Kehl am 9. Jäner 1797 und der Brückenkopf am 5. Februar. Und nun erst konnten die Kaiserl. Truppen sich in ihren Winterquartieren ungestört der Ruhe überlassen, der sie so sehr bedurften. Zugleich konnte auch die Verstärkung, welche der Armee in Italien zugedacht war, vom Rheinstrome aufbrechen.

In der Mitte des Aprils 1797 kam Moreau wieder aus Paris zurück, wo er mit dem Direktorium den Plan zu seiner neuen Unternehmung verabredet hatte, und nun traf er gleich die nöthigen Anstalten, den Feldzug wieder jenseits des Rheins zu eröffnen, welches ihm um so leichter war, da der ihm gegenüberstehende k. k. F. M. L. Starray mit einem nur 15,000 Mann starken Korps einen sehr ausgedehnten Kordon zu bilden hatte, und der Rhein wegen der langen trockenen Witterung sehr tief gefallen war. In der Nacht vom 19. auf den 20. setzte Moreau wirklich mit 40 Bataillons in der Gegend von Dersheim über den Rhein, und ungeachtet die Kaiserlichen alles anwandten um ihn in den Rhein zurückzuwerfen, so waren sie doch zu schwach es auszuführen, und mußten sich, nachdem auch am andern Tage das Gefecht unglücklich ausfiel, bis hinter Offenburg zurückziehen. Die Gefechte

waren so mörderisch, daß auf beiden Seiten mehrere Offiziere blieben und verwundet wurden.

Alles war nun wieder in banger Furcht und das Flüchten allgemeiner als das Jahr zuvor: aber plötzlich wandelten sich diese peinigenden Empfindungen in die zügellose-ste Freude um. Der kaiserl. Oberstlieutenant von Hark und der französ. Generaladjutant Leclerc kamen miteinander bei den Armeen am Oberrhein an und verkündigten die frohe Neuigkeit, daß am 18. April die Friedenspräliminarien zu Goes unweit Leoben unterzeichnet worden seyen, worauf sogleich allen weitern Feindseligkeiten ein Ende gemacht wurde.

Moreau galt für einen Freund Pichegrus: da er nun merkte daß sich über denselben ein Ungewitter erhob und er dadurch ebenfalls in Verdacht gerathen könnte, so schickte er am 2. September 1797 ein Paket Schriften in Chiffern, das er unlängst in seine Hände bekommen hatte, an den Direktor Barthelemy mit der Anzeige, daß er vermuthe diese Papiere machten Pichegru verdächtig. Barthelemy war unterdessen schon gestürzt, und so wie Pichegru nach Cayenne abgeführt worden; die übrigen drei Direktoren, denen dies Paket daher in die

Hände kam, riefen nun Moreau nach Paris um weitere Auskunft über selbes zu geben: es wurde aber davon nichts bekannt, sondern blos Moreau seines Kommando enthoben. Er lebt daher itzt als Privatmann.

Zum Schlusse möge noch eine Anekdote von ihm stehen, die ihm nicht weniger Ehre macht als seine kriegerischen Unternehmungen: Sein tugendhafter Vater, bevor er guillotinirt wurde, machte ein Testament, in welchem er seinem Sohne rieth, ein Mädchen, das er ihm nannte, zu heirathen; Moreau, ein eben so gehorsamer Sohn als tapferer General, verließ die Armee, sobald es seine Pflicht gestattete, kam nach Morlaix, weinte Thränen am Grabe seines Vaters, und heirathete das liebenswürdige Mädchen, das ihm derselbe empfohlen hatte.

Hoche.

Lazarus Hoche war den 24. Juni 1768 zu Montreuil, einer Vorstadt von Versailles, gebohren, und kostete seiner Mutter das Leben. Sein Vater, der noch lebt, war Stallknecht, und konnte daher seinem Sohne keine Erziehung geben; aber eine seiner Tanten nahm sich um ihn an, schickte ihn in die Schule, und ließ ihm lesen und schreiben lernen. Hier zeichnete er sich immer vor seinen Mitschülern aus, und wurde daher vom Pfarrer von St. Germain, der seine Fähigkeiten bemerkt hatte, zum Chorknaben angenommen.

In seinem 16. Jahre trat er in den Soldatenstand unter die Französischen Garden: hier sparte er von seinem Solde, und verrichtete in den Freistunden allerlei Handarbeiten, welche etwas Geld eintrugen, um dafür Bücher lesen zu können. Und in der That, er verdankte den größten Theil seiner Bildung sich selbst! Bald nach dem Ausbruche der Revoluzion wurde er

Lieutenant beim Regiment Rouergue, und im Juni 1792 ging er zu demselben nach Thionville, wo es in Garnison lag. Später kam er unter Dümouriez, und war beim Zurückzuge desselben, als er von Coburg so gedrängt wurde. Wie Dümouriez die Armee später eiligst verlassen mußte, wurde Hoche nach Paris gesandt, um dem exekutiven Rathe deßwegen Auskunft und Vorschläge zu geben. Zur Belohnung wurde er Generaladjutant.

Hierauf kam er unter Houchards Befehle nach Dünkirchen, und zeichnete sich bei allen Ausfällen so vortheilhaft aus, daß er zum Brigadechef erhoben wurde. Nicht lange blieb er in diesem Posten, sondern wurde schon zu Ende Oktobers 1793 zum General en Chef der Moselarmee ernannt. Hier zeigte er sich in Verbindung mit Pichegru äusserst thätig, um den Oesterreichern ihre Besitzungen im Elsaß wieder zu entreissen, und es gelang ihm nur zu gut. Die Franken ermüdeten durch ihre täglichen Angriffe die Kaiserlichen immer mehr, und drangen den 22. Dezember bei Freschweiler durch. Wurmser mußte sich nun auf die Höhen von Weissenburg, und von da, weil er zu schwach war, der grossen Anzahl der Feinde zu widerstehen,

am letzten Tage des Jahrs über den Rhein zurückziehen, und Landau ward entsetzt.

Am 6. Jäner 1794 rückte Hoche in Worms ein, und am 30. forderte er Mannheim auf; zog sich aber fast in demselben Augenblicke von dieser Festung und von Worms an das Gebirg zurück. Um diese Zeit lernte er in Thionville die Tochter des Magazinverwalters Dechaux, ein schönes Mädchen von 15 Jahren kennen, und heirathete sie bald darauf. Im März dieses Jahrs erhielt er das Kommando der Italienischen Armee, er ging zu derselben ab, wurde aber sogleich bei seiner Ankunft in Nizza am 1. April arretirt, und nach Paris abgeführt, wo er sicher noch hätte die Guillotine besteigen müssen, wenn nicht Robespierre und St. Just, welcher letztere sein Feind war, am 28. Juli wären hingerichtet worden. So kam er endlich im September dieses Jahres wieder los, und es wurde ihm das Kommando der Küstenarmee von Brest anvertraut.

Hier that er alles, um die Ruhe in diesen von den Royalisten und Republikanern wechselseitig ganz verheerten Gegenden herzustellen. Er führte unter seinen Soldaten eine strengere Disziplin ein, und behandelte dagegen die Einwohner mit Milde. Es er-

folgte nun eine Aussöhnung zwischen den Chouans und den Republikanern zu la Mabilais; aber sie war von keiner Seite aufrichtig, und als Hoche unter den Chouans immer verdächtige Bewegungen bemerkte, so ließ er am 28. Mai 1795 acht Hauptchefs derselben arretiren. Nun brach der Krieg neuerdings los, und der König von England, der die Chouans schon lange unterstützte, sandte ihnen unter dem Generale Grafen von Puisaye auf mehrern Schiffen viele Tausende von Französischen Emigranten und Gefangenen, die sich in England aufhielten, zu Hilfe, und sie landeten am 28. Juni glücklich in der Bai von Quiberon.

Hoche hatte kaum ihre Ankunft erfahren, als er gleich alles in Bewegung setzte, um sie wieder von Französischem Boden zu vertreiben. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juli brachen die republikanischen Truppen, zusammen 2000 Mann — denn nicht die Zahl, nur das Kühne und Ueberraschende des Angriffs, verbunden mit den geheimen Einverständnissen in den Korps der Ausgewanderten, mußten entscheiden — aus dem Lager von St. Barbe auf. Ungeachtet es sehr stark regnete, die Nacht eine der finstersten war, und auf der weiten Sandfläche die Soldaten sich verirrten, so

brachte sie Hoche doch alle wieder in Ordnung, und kaum graute der Morgen, als die kleine republikanische Armee schon vor dem Fort Penthievre stand. Hier war sie von vorn dem Donner der Batterien des Forts; auf den Flanken aber dem Feuer der Englischen Fregatten ausgesetzt, und wollte schon zurückweichen, als mit einemmale der Ruf erscholl: eine Kolonne habe durchgedrungen, und sich des Forts bemächtigt; und man schon von diesem die dreifarbige Fahne herabwehen sah.

Schrecken des Todes und endlose Verwirrung kamen nun unter die Ausgewanderten. Hoche ließ den Feind allenthalben verfolgen: 5 Regimenter, die erst Tags zuvor ausgeschift worden waren, so wie die Chouans, suchten noch Widerstand zu leisten, und sich wieder einzuschiffen; aber alsbald ließ Hoche zwei Kolonnen gegen sie marschiren, und durch 2 Kanonen das weitere Einschiffen hemmen. Alles, was Quiberon von Emigranten und Chouans in sich faßte, stand itzt auf einem Felsen am Meerufer, an der äussersten Spitze der Halbinsel, von allen Seiten umzingelt, und streckte im Angesichte des Englischen Geschwaders von 154 Segeln das Gewehr. Unermeßlich war die auf Quiberon gemachte Beute. Man sah nichts als

Ballen, Fässer, Kisten voll Mehl, Zucker, Kaffee, Kleidungen, Waffen aller Art; kaum reichten 4000 Fuhren hin, um allen Vorrath wegzuführen.

Als später die neue Konstituzion in Frankreich eingeführt, und das vollziehende Direktorium in Thätigkeit kam, so befolgte selbes den Plan Hoches, und vereinigte die Küstenarmeen in eine unter seinen Befehlen, und trug ihm das schwere Geschäft auf, endlich einmal die Vendee ganz zu beruhigen. Und es gelang ihm nach vielen Schwierigkeiten glücklich, die Anführer der Chouans alle gefangen zu nehmen, und so gegen die Mitte des Jahres 1796 die Ruhe in diesen Gegenden ganz wieder herzustellen.

Hoche ging schon seit mehreren Jahren mit dem Projekte um, eine Landung in England zu wagen, um dieses Land zum Frieden zu zwingen; aber es wurde nie von der Regierung begnehmigt. Nun aber glaubte das Direktorium, wäre es Zeit, selbes auszuführen, und ernannte den General Hoche zum Anführer dieser Expedizion. Er reisete nach Brest ab, um die Anstalten zu beschleunigen, hatte aber da mit tausend Hindernissen zu kämpfen, da kein Geld vorräthig war, die Matrosen des rückständigen Soldes wegen äusserst mißvergnügt waren, und über-

haupt alles im schlechtesten Stande sich befand. Endlich am 15. Dezember 1796 war die Flotte zum Auslaufen fertig, Hoche ging zu Schiff, und segelte mit dem günstigsten Winde ab; aber durch Stürme wurde diese Flotte bald getrennt, einige Schiffe kamen an die Küsten Irrlands, trauten sich aber nicht zu landen, und segelten wieder zurück. Als daher Hoche später hinkam, und Niemanden fand, so war er genöthigt, ein gleiches zu thun, und kam ein Monat nach seiner Abfahrt, ohne im mindesten seinen Zweck erreicht zu haben, wieder in Brest an, nachdem er noch zuvor mit den größten Hindernissen auf der See zu kämpfen gehabt hatte.

Nun ernannte ihn das Direktorium zum Obergeneral der Sambre- und Maasarmee, bei welcher er im Anfange des Februars 1797 eintraf. Er hatte viel zu thun, ehe er diese Armee, die durch ihren vorjährigen Rückzug soviel gelitten hatte, wieder in guten Stand brachte. Am 13. April kündigte er endlich den Waffenstillstand auf, und am 18. griff er die Kaiserlichen bei Neuwied an, diese zu schwach, mußten weichen, und mehrere Gefangene und Kanonen zurücklassen. Er war eben weiter im Vorrücken begriffen, als er am 23. Nachricht von den zu Leoben

geschlossenen Friedenspräliminarien erhielt, und also auch hier allen Feindseligkeiten ein Ende gemacht wurde.

Itzt dachte Hoche neuerdings an eine Landung in Irrland. Am 22. Juni ging er von Coblenz nach Holland ab, und gab mehreren Truppen Befehl zum Marsch ins innere Frankreich. Am 9. Juli machte er selbst sich auf den Weg nach Paris. Hier hatte er mit Barras täglich Konferenzen; denn die Spaltung zwischen dem Rath der Fünfhundert und dem Direktorium war damals schon sehr hoch gestiegen, und Hoche öfters angeklagt worden, daß er seine Truppen gegen den Rath der 500 schicken wolle. Gegen Ende des Juli hatte er Paris wieder verlassen, und sich nach Metz in den Schooß seiner Familie begeben. Von da kam er am 2. August wieder bei seiner Armee zu Wetzlar an.

Von nun an nagte grosser Kummer an Hoche: er war in der gespanntesten Erwartung, welchen Ausgang der Streit des Direktoriums mit dem Rathe der 500 nehmen werde, da von demselben auch sein ganzes Schicksal abhing. Dadurch litten seine Gesundheitsumstände, die seit der Expedizion gegen Irrland ohnehin nicht die besten waren, noch mehr. Er hatte sich nämlich bei

derselben, da er eines Tages vom Regen ganz durchnäßt wurde, und zweimal 24 Stunden nicht aus den Kleidern gekommen war, einen Katharr zugezogen, der immer heftiger wurde, weil er seiner nicht wartete und schonte. Am 7. Sept. endlich erhielt er einen Kurier von Barras mit der Nachricht, daß am 4. das Direktorium obgesiegt hatte. Hoche kannte sich nun kaum mehr vor Freude; seinem Arzte, der eben eintrat, um sich um seine Gesundheit zu erkundigen, rief er entgegen, indem er auf den Brief von Barras wies: Dieß Mittel hat mich geheilt!

Nun wurde die Sambrearmee mit der Rheinarmee vereinigt, und ihm das Kommando von beiden übertragen. Um sich etwas zu erholen, reiste er nach Frankfurt auf die Messe; als er wieder nach Wetzlar zurückkam, verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr, er mußte oft mehrere Minuten nach Luft fangen, und man glaubte alle Augenblicke, er müßte ersticken. Er ließ daher am 16. September eiligst wieder seinen Arzt Pousselgue rufen, aber es waren alle Mittel schon zu spät, und er starb am 19. desselben Monats 1797 an einem konvulsivischen Asthma. Er wurde am Petersberge bei Koblenz an der Seite des Generals

Mar-

Marceau begraben. Cypressen beschatten beider Ruhestätte.

Hoche war einer der schönsten Männer. Er war groß, sehr schön und proporzionirt gewachsen, mehr mager als fett, hatte schwarze Haare und Augen, einen kleinen Mund, und Zähne wie Elfenbein. Die kleine Narbe, die von der Mitte der Nase über die rechte Seite des Gesichts ging, und die er einst von einem Mitkameraden im Streite erhielt, statt ihn zu verstellen, gab ihm vielmehr erst ein militärisches Ansehen; und seine geistreiche Physionomie, verbunden mit einem gewissen Stolze, zeigte schon, ohne daß man fragen durfte, den General.

Charette.

Franz Athanas Charette war zu Couffe in der Bretagne 1763 von reichen adelichen Eltern gebohren. Seine Vorfahren hatten sich in der Magistratur und im Soldatenstande ausgezeichnet. Er wählte diesen letztern, und der Seedienst, der tiefere Studien und anhaltendern Fleiß fordert, paßte weit besser für den kalten und räsonirenden Charakter Charettes. Kaum hatte er das 16. Jahr erreicht, als er schon in allen Prüfungen, durch welche die Zöglinge dieses ausgezeichneten Korps gehen mußten, sehr wohl bestand.

Als Frankreich an dem Amerikanischen Kriege gegen England Theil nahm, wurde er auch dahin gesandt und zeichnete sich durch unerschrocknen Muth und eine uneigennützige Menschlichkeit aus. Als die Revoluzion ausbrach, verließ er den Seedienst und begab sich in den Schooß seiner Familie zurück: aber dieser wurde er bald wieder entrissen. Durchdrungen von den Grundsätzen der Religion und wie alle Bretagner ganz für seinen Monarchen eingenommen, konnte

er unmöglich nach dem Ausbruche der Revoluzion das Verfahren der gesetzgebenden Versammlung billigen.

Durch die Requisizionen zur Verzweiflung gebracht, hatte sich ein gewisser Perückenmacher Gaston an die Spitze der Mißvergnügten gestellt, um wieder die alte Ordnung der Dinge in Bretagne einzuführen. Dieser blieb bald in einem Gefechte. Charette übernahm nun das Kommando: Bonchamp, Delbe, la Roche Jaquelin, Stoflet und andere mehr führten kleinere Korps an.

Der Konvent, beunruhigt durch diese Bewegungen, läßt einige Bataillonen marschiren, in der Ueberzeugung daß Kriegszurüstung allein hinreichen wird, diese Volkstruppen zu zerstreuen, welche in jedem Dorf existirten. Der Widerstand, den diese Truppen erfuhren, bestimmt den Konvent, heftigere Mittel zu gebrauchen; der Schrecken geht seinen Truppen vor, jedes Haus, wo man nicht die Chefs der Familie findet, wird von oben bis unten geplündert, das Vieh wird weggeführet und die Frauenzimmer werden aufs äusserste gemißhandelt.

Um sich gegen jeden zu decken, entschlossen sich die Royalisten, ihren Feinden Vorschläge zu thun; sie verlangten vorläufig, daß man ihnen ihre Priester wieder gebe,

freien Gottesdienst zugestehe und sie von den Requisizionen befreie. Nein, antwortete man ihnen, Unterwerfung oder Tod! Dieses Wort ist das Zeichen des Gemetzels, die Republikanischen Truppen haben von nun an mit Wüthenden zu strei.., die ein gewisser Tod nicht zurückhalten kann; sie stürzen sich in die geschlossenen Reihen ihrer Feinde, bemächtigen sich ihrer Waffen, ihrer Kanonen, und brauchen sie um ihre Siege vollständiger zu machen.

Diese ersten glücklichen Versuche vermehren die königlichgesinnte Armee ausserordentlich, die unterdrückten Kantone verlangen ihre Hilfe und bieten an sich mit ihr zu vereinigen. Bald ist ein weites Land durch ihre Tapferkeit erobert, und die Ruhe schien zurückkehren zu wollen. Es wurde ein allgemeiner Rath niedergesetzt, um die Plane zu leiten und für die Bedürfnisse der Armee zu sorgen; jede Pfarrei hatte einen besondern Rath, der mit dem allgemeinen korrespondirte; die Proklamazionen, die Erhebung der Abgaben, alles, was Regierungssachen betraf, geschah im Namen Ludwigs XVII.

Die ungefähr 60,000 Mann starke Königliche Armee theilte sich in vier Korps und kam von Sieg zu Sieg nach Saumur; Schweizer und Deutsche, die hier als Gefangene aufbewahrt waren, wurden in Frei-

heit gesetzt und ein besonderes Korps aus ihnen errichtet, welches stets um Charette war. Der Konvent, der verzweifelte, die Royalisten durch das Schwert zum Gehorsam zu bringen, entschloß sich, das Feuer dazu anzuwenden. Durch das Dekret vom 4. August 1793 befahl er: die Schlösser, Dörfer, Wälder, welche dieselben inne hatten, sollten verbrannt, die Fruchtfelder abgeschnitten und ins Innere der Republik gebracht werden. Eine unermeßliche Volksmenge kommt nun um, mehr als 20 Stunden in der Runde werden ein Raub der Flammen, und Weiber, Kinder, Greise flüchten sich zu den Royalisten. Soviel unnütze Arme waren eine grosse Last für sie, denn sie verzehrten ihre Lebensmittel, hinderten ihre Bewegungen und waren bald die Ursache ihrer Niederlage an dem Tage bei Mons.

Charette war nicht bei dieser unglücklichen Expedizion, er bewachte das linke Loireufer an der Spitze von 25,000 Mann gegen eine feindliche Macht von 100,000. Die Einnahme von Machecoul, wo er verwundet und ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden, öffnete ihm den Weg zu neuen Lorbeern. Er durchstreifte die Küste und bemeisterte sich mit Hilfe von Kähnen und Flössen, die seine unermüdeten Truppen

bauten, der Inseln Bouin und Noirmoutier, wo der Feind grosse Magazine von Lebensmitteln und Munizion aufgehäuft hatte. Die Royalisten hofften ihren Waffenplatz daraus machen zu können, allein die republikanischen Truppen vertrieben sie endlich wieder, und der Zurückzug war für sie sehr gefährlich, allein durch Charettes Beispiel ermuntert, geschah er glücklich.

Nun kam die Mainzer Garnison in der Vendee an, und so hoffte der Konvent bald die Royalisten zu Paaren getrieben zu sehen; allein Charette nimmt als ein geschickter General vortheilhafte Stellungen, vertieft sich in die Gebüsche und zieht sich in die engen Gränzen derselben zurück; der Feind folgt ihm hitzig auf dem Fuß, weil er glaubt, er suche ihn zu vermeiden; kaum ist er in dieses beschwerliche Land eingerückt, so wird ihm seine Artillerie unnütz, jeder Schritt, den er macht, ist eine vorbereitete Schlinge; unaufhörlich angefallen von Bauern, die alle Wege und Stege kennen, will er sich zurückziehen, aber es ist nicht mehr Zeit, die Wege sind abgebrochen und der größte Theil derselben kömmt durch das Schwert der Vendeer oder aus Elend um.

Die Niederlagen bei Mons, die Gefechte von Grandville u. s. w. hatten die roya-

listische Armee am rechten Loireufer ausserordentlich geschwächt; Charette schickte einige seiner Offiziere dahin ab, um die Trümmer derselben zu sammeln; Stoflet war unter dieser Zahl und wurde hernach der Chef davon. Diese Theilung schwächte schon den Charette; Cathelineau setzte Bretagne in Aufstand und die Vendeeische Armee verschafte dazu Kommandanten; andere royalistische Versammlungen, die unter dem Namen Chouans bekannt wurden, vereinzelten die Kräfte und boten keine furchtbare Masse mehr dar. Dies waren ohne Zweifel die Ursachen der Unglücksfälle, die itzt die königlich gesinnten Armeen erfuhren.

Der Nazionalkonvent, der nach dem Sturze Robespierres ohnehin zu gelinden Maßregeln griff, ließ den 2. Dezemb. 1794 eine allgemeine Amnestie für die Vendee verkündigen: allein sie wurde dort gar nicht bekannt, bis der Konvent im Februar 1795 drei gemäßigte Deputirte dahin schickte, und ein Bürger von Nantes den gefährlichen Auftrag übernahm, den Schluß des Konvents in das Hauptquartier des Generals der Vendee zu überbringen. So hatte am 12. desselben Monats eine Zusammenkunft zwischen Charette und den Repräsentanten statt. Unter den Kanonen von Nantes ward ein

Zelt aufgeschlagen, worin am 17. Febr. endlich der Friede zwischen den Royalisten und Republikanern zu Stande kam. Charette ritt auf seinem stolzen weissen Pferde unter dem Donner der Kanonen und dem allgemeinsten Freudengeschrei in Nantes ein.

Allein die Freude dauerte nicht lange; von beiden Seiten wurden die Friedensbedingnisse nicht gehalten, und der Krieg brach neuerdings aus. Charettes Armee war durch die frühern glücklichen und unglücklichen Gefechte sehr geschwächt worden; er fand itzt mehr Schwierigkeit sie zu rekrutiren, und wurde gezwungen sich in engere Gränzen einzuschliessen. Er wollte über die Loire setzen und die Landung auf Quiberon ausführen und schützen helfen, aber es gelang ihm nicht. Die Republikaner rückten nun in zahlreichen Haufen immer mehr vor: Charette von allen Seiten gedrängt, will eine vortheilhaftere Stellung nehmen, doch beim Rekognosciren wird er von den Feinden umringt, schlägt sich zwar durch, erhält aber drei Wunden. Das Blut, das er dabei verlohr, hatte ihn so sehr geschwächt, daß er sich nimmer aufrecht halten konnte, sondern in einem nahen Gehölze liegen bleiben mußte. Hier wurde er von den Republikanern entdeckt, nach Nantes abgeführt, und da am 29. März 1796 erschossen.

Barras.

Paul Johann Nikolaus Barras ist zu Fauxemphoux, das in dem dermaligen Departement du Var liegt, den 30. Juni 1755 aus einem der ältesten adelichen Häuser in der Provence gebohren. In seiner Jugend schon trat er den Militärstand an, und diente als Freiwilliger bei den Drägonern von Languedoc; er wurde bald Offizier, und begab sich zu dem Gouverneur der Insel Isle de France, einem seiner Anverwandten. Es schien, als wollte ein Krieg in Indien ausbrechen; er wünschte ihn mitzumachen, und trat daher im Jahre 1775 in das Regiment Pondichery. Im Jahre 1780 erhielt er die Stelle eines Lieutenants; im Jahre 1784 wurde er, weil ihn die Reihe traf, Hauptmann.

Er hatte allerdings viel Muth, und schon in seinen frühern Jahren eine philosophische Kaltblütigkeit. Im Jahre 1766 litt das Schiff, auf dem er fuhr, Schiffbruch; der Tod war fast unvermeidlich. Man zimmerte in Eil einen Floß, der bald zu Stande

kam: weil alle, die auf dem Schiff waren, Hand anlegten. So bald der Floß fertig war, drängten sich Matrosen und Soldaten, um denselben besteigen, und ihr Leben retten zu können; Barras trat allen aus dem Wege, und war einer der letzten, die die unsichere Stütze eines schon größtentheils zerlöcherten Schiffes verliessen. Der Floß mit der Mannschaft wurde durch einen Sturm auf eine wüste Insel getrieben, wo sie von Durst und Hunger sehr gequält, und von der Furcht vor den unmenschlichen Bewohnern dieses Eilandes geängstiget wurden. Nachdem sie nun in diesem elenden Zustande ein ganzes Monat zugebracht hatten, erschien in der Nähe dieser Insel ein Schiff, dem sie Signale gaben, durch die sie um Rettung baten. Das Schiff steuerte hinzu, nahm die Flehenden auf, und brachte sie auf die Küste von Koromandel.

Barras kam fast halb nakt nach Pondichery. Hier war er in die Stadt mit andern eingesperrt, da sie von den Engländern belagert wurde. Die Franzosen machten einen Ausfall, wurden aber von den Engländern sehr übel empfangen, und würden vielleicht aufgerieben worden seyn, wenn nicht Barras seine zerstreute Division wieder gesammelt, und mit ihr den Rückzug der übrigen in die Stadt mit besonderer Klugheit gedeckt hätte.

Bald darnach wurde ein Parlamentarschiff, auf dem er eben reisen mußte, von den Engländern, die es für ein Kriegsschiff hielten, angegriffen, und stark beschossen, ohne daß selbes die harte Begegnung erwiedern, und sich vertheidigen konnte. In dieser Noth schwang sich Barras mitten in einer Feuersäule zu jener Fahne, die den Irrthum der Engländer veranlaßt hatte, riß sie mit der größten Lebensgefahr herab, und rettete dadurch das schon durchlöcherte Schiff und das ganze Schiffsvolk vom gewissen Untergange.

Als er hierauf glücklich nach Frankreich zurückkam, schiffte er sich bald wieder mit der Eskadre des Generals Suffren ein, und wohnte dem Treffen von Sanjago bei. Bald darnach gab er seine Abneigung gegen die Regierung, und gegen den Minister Castries, nicht nur allein mit Worten und Handlungen, sondern auch in verschiedenen Schriften zu erkennen, die er im Jahre 1789 auszustreuen anfing, so wie er auch einer der ersten war, welche die Absetzung des Königs verlangten. Er war ebenfalls unter der Zahl derer, die im erstgedachten Jahre am 14. Juli die Bastille bestürmten und einnahmen.

Auf gleiche Weise befand er sich bei dem Aufstande des Volkes, das am 10. August des Jahres 1792 einen Angriff auf die

Thuillerien wagte, und trug durch seine Geschäftigkeit viel zum Siege der Aufrührer bei. Er wurde deßwegen auch zum Mitgliede des Nazionalkonvents, der den 20. September eben dieses Jahres zusammenkam, ernannt. Bald hernach erhielt er die Stelle eines Konventskommissärs, um sich in das Departement der untern Alpen zu begeben, und dort das Geschäft der Rekrutenaushebung zu betreiben.

Da im Monat August 1793 Toulon durch Hilfe derer, die der Pariser Grausamkeiten müde waren, von den Engländern eingenommen wurde, war General Brunet in Nizza bereit, oder wenigstens im Verdachte bereit zu seyn, sich ebenfalls an die Engländer zu ergeben. Barras erfährt es; begiebt sich mit der Vollmacht von dem Nazionalkonvent versehen mit Lebensgefahr nach Nizza; läßt den General an der Spitze seiner Armee verhaften; sammelt eine Menge Soldaten und andere Menschen, und marschiert mit ihnen gegen Toulon. Hier werden zwei Kolonnen formirt; Barras führt die linke, ersteigt mit dem Schwerte in der Hand im Sturme das Fort Pharon, und dringt am zweiten Tage in die Stadt ein. Diese That verschaffte ihm allgemeines Ansehen, und die Zuneigung der meisten Republikaner.

Bald darnach schien er den Anhängern des Robespierre gefährlich zu werden, und sie wollten ihn auf die Seite schaffen: weil er zwei vorzügliche Glieder derselben, Quiraud und Maier, nach Paris vor das Revoluzionsgericht hatte führen lassen. Dreimal unterzeichneten sie Verhaftsbefehle gegen ihn; und fürchteten doch dieselben vollziehen zu lassen. Er blieb also frei. Sie wollten ihn nun wenigstens entfernen, und zur Rheinarmee senden; allein er ging nicht, und sagte: seine Gegenwart sey jetzt im Konvente nothwendig, was in soweit wenigstens richtig war, als er bald darnach Vieles zum Sturze des Robespierre, der am 27. Juli (9. Thermidor) 1794 erfolgte, beitrug.

Bei dieser Gelegenheit hatte er auch unaufgefordert, und für sich selbst das Kommando über die bewaffnete Macht in Paris übernommen, und war die ganze Nacht die Stadt durchwandert, um zu verhindern, daß nicht die Anhänger jenes blutdürstigen Bösewichts zum Besten ihres Günstlings und Oberhauptes eine neue Unruhe stifteten. Barras begab sich überall hin, wo die Gefahr dringend war, und die wankenden Bürger Aufmunterung bedurften; und ruhte nicht, bis nicht Robespierre, seine

Freunde, und die ihm anhängende Munizipalität hingerichtet worden waren. Sobald dieses geschehen war, legte er das Kommando wieder ab, und zeigte dadurch, daß er es aus Haß gegen Grausamkeiten, und nicht aus Ehrgeitz übernommen hatte.

Als im Oktober des Jahres 1795 die dritte Konstituzion eingeführt wurde, so sollten auch zwei Drittheile des aufgelösten Konvents in den neuen Rath der Jungen und der Alten eintreten; aber diesem Beschlusse widersetzten sich die Pariser Sekzionen, und es kam daher zu einem Aufstande, der am 5. Oktober dieses Jahrs ausbrach. Barras wurde zum Anführer der bewaffneten Macht des Konvents ernannt, und unter ihm kommandirte Buonaparte: die Pariser Sekzionen unterlagen und Barras siegte. Er ward daher auch zur Belohnung für seine Thätigkeit, am 28. Oktober, als zur Wahl der fünf Direktoren geschritten wurde, einer derselben.

Barras ist groß und schön gewachsen: es läßt ihm daher auch die neue prächtige Amtskleidung der Direktoren bei feierlichen Gelegenheiten sehr gut. Er genießt unter den Direktoren des Lebens am meisten, und hat in Surene bei Paris ein artiges Landhaus in einer treflichen Lage. Er hat Feinde

in Paris und in ganz Frankreich, besonders unter dem gemeinen Volke: aber die Zahl seiner Freunde ist doch grösser. In seinem Betragen ist er freundlich und zuvorkommend, giebt Tafeln, und alle seine Gäste gehen vergnügt von ihm: denn jedem sagt er etwas Verbindliches, jedem erweiset er eine besondere Höflichkeit. Er dienet mit vielem Eifer selbst Unbekannten, wenn er es, seinem Systeme nach, für billig hält. Er ist Meister in der Kunst, andern ihre Geheimnisse zu entlocken; für sich selbst aber ist er äusserst vorsichtig im Sprechen. Noch muß ich bemerken, daß Barras dem Buonaparte die erste Gelegenheit verschaffte, sich dahin zu erheben, wo er jetzt steht.

Merlin von Douai.

Merlin ist 1752 zu Anchin unweit Douai von armen Bauersleuten gebohren. Er kam als Knabe in die Abtei Anchin, diente den Geistlichen beim Messelesen, und wurde, wenn bei ausserordentlichen Gelegenheiten oder hohen Festen grosse Tafel war, zum Aufwarten gebraucht. Endlich wurde er Chorknabe, und da er sehr lebhaft und thätig war, so nahm sich ein Mönch seiner an, lernte ihm lesen, und bat beim Abte für ihn, worauf er in das Kollegium von Douai gesandt wurde, wo er sich bald unter seinen Mitschülern sehr vortheilhaft auszeichnete.

Die Geistlichen zu Anchin wollten daß er Priester werden sollte, aber er bat dringend ihm zu erlauben, daß er die Rechte studiren dürfe: es wurde ihm bewilligt, er lebte auf Kosten der Abtei die ganze Zeit seiner Studien, und erhielt vom Abte das nöthige Geld. So wie er nun als Advokat beim Parlamente zu Douai aufgenommen war, vertrauten ihm seine alten Wohlthäter alle Rechtsstreite ihrer

Abtei,

Abtei, und brachten ihm auch jene des Kapitels von Cambray zu, von welchen die Einkünfte sehr ansehnlich waren. Dies verschafte ihm nun ein sehr vortheilhaftes Leben, und da die Mönche mit seinem Betragen sehr wohl zufrieden waren, so machten sie ihm auch Wege, daß er die Schwester eines unter ihnen, die sehr reich war, zur Ehe bekam.

Bei der Eröffnung der Generalstände wurde er zum Deputirten des dritten Standes von Französisch-Flandern ernannt. Dies erregte den Neid seiner Kollegen, welche ihn gewöhnlich den dummen Merlin nannten. Als er in Paris ankam, bezog er den zweiten Stock einer Wohnung für ihn und seine Frau, in einer Gasse nahe beim Palais Royal. Obwohl er sich äusserlich zurückzog, so bekam er doch öftere Besuche von Mirabeau und andern Gliedern, und fand Mittel sich auszuzeichnen. Er war hier der erste, der darauf antrug daß die Kinder gleiche Erben seyn sollten, da bis itzt meistens der größte Theil der Erbschaft dem ältesten Kinde zufiel.

Merlin, wie Camus, verdankte sein ganzes Glück der Geistlichkeit, und wurde doch, wie Camus, einer ihrer größten Feinde. Bei dem Austritt aus der Nazionalversammlung bot ihm das Departement von Paris einen Sitz bei seinem Kriminal-Tribunale an; aber

er nahm jenen von Douai an, weil er glaubte daß sein Geburtsort das Vorrecht verdiene.

Als die Nazionalkonvenzion zusammenberufen wurde, ward Merlin wieder zum Deputirten dabei erwählt: aber er erregte, so lang die Partei der Girondisten herrschte, wenig Aufsehen. Als die Revoluzionsregierung eingeführt wurde, machte er den Antrag zu dem famösen Dekrete vom 17. Sept. 1793 die verdächtigen Personen betreffend.

Nach dem Sturze des Robespierre und seiner Partei im Juli 1794 wurde Merlin Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, und hatte dabei den größten Theil der auswärtigen Geschäfte zu besorgen. Er war es, der im Namen des Ausschusses die Korrespondenz mit Barthelemy, damaligen Gesandten der französischen Republik in der Schweiz, um einzelne Frieden abzuschliessen, führte; und auch um diese Zeit immer die auswärtigen Gesandten der Nazionalkonvenzion aufführte: seine Rede bei der Einführung des Bothschafters von Venedig, Quirini, ist sehr berühmt.

Als die Franzosen im Herbste 1795 durch den k. k. G. F. M. Clairfait geschlagen wurden, klagte Merlin Carnot als die Ursache dieses Unglückes an, weil er dem General Pichegru Befehl zum Uebergange über den Rhein gegen die allgemeine Meinung des Aus-

schusses ertheilt hatte. Er hatte auch einen lebhaften Streit mit Boissy d' Anglas, weil sich dieser der Vereinigung Belgiens mit der französischen Republik widersetzte.

Bei der Einführung der neuen Konstituzion von 1795 wurde Merlin zum Justizminister ernannt, welche Stelle ihm von den Royalisten, seinen geschwornen Feinden, mehrere Spottnamen zuzog. Später nahm er die Polizeiministerstelle an, hier wurde er aber erst die Zielscheibe des beissendsten Witzes, und alles was er that mit dem Namen Merlinade belegt: er trat daher diesen Posten ab und nahm seine vorige Justizministerstelle wieder an.

Endlich als am 4. September 1797 die drei Direktoren siegten, und die andern zwei geflüchtet und transportirt waren, wurde er an Barthelemys Stelle am 8. desselben Monats zum Direktor ernannt, in welcher Stelle er also 5 Jahre zu bleiben hat. Merlin ist klein von Person, und von schwärzlichter Gesichtsfarbe: er kleidet sich sehr einfach, und sein Aeusseres zeigt von grosser Bescheidenheit. Daß der berüchtigte Exoeputirte Merlin von Thionville eine von ihm verschiedene Person sey, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Sieyes.

Emmanuel Joseph Sieyes ist am 3. Mai 1748 zu Frejus in der Provence gebohren. Er fing seine ersten Studien im väterlichen Hause unter der Leitung eines Lehrers an, der seinen Zögling zugleich ins Jesuiterkollegium führte, um dort mit den übrigen Stadtkindern den öffentlichen Unterricht zu geniessen. Später wurde er nach Draguignan geschickt, um da seine Schulstudien zu beendigen. Da ihn sein Vater, der Controleur des Actes und ein vermöglicher Mann war, dem geistlichen Stande bestimmt hatte, so nahm er ihn im 14. Jahre von da weg und schickte ihn nach Paris ins Seminarium von St. Sulpice, um da Philosophie und Theologie zu hören.

Nach volleudeten Studien lebte Sieyes eine Weile ganz für sich, und bildete seine Kenntnisse in der Politik, Oekonomie und Metaphysik, welches seine Lieblingsmaterien waren, immer mehr aus, bis er endlich nacheinander Vikar, Generalvikar, Domherr und

Kanzler der Kirche von Chartres wurde. Kurze Zeit nachher erhielt er durch einen jener in Versailles ausgefertigten Briefe und Patente, mittels deren man die Einkünfte seines Amtes in Paris beziehen konnte, die Erlaubniß dahin zurückzukehren. Vor dem Ausbruche der Revoluzion bekleidete er zu Paris eine bleibende Verwaltungsstelle; er war von dem Kirchsprengel von Chartres ernannter Kommissionsrath bei der obern Kammer der französischen Geistlichkeit.

Wäre die französische Revoluzion nicht ausgebrochen, so ist es mehr als wahrscheinlich daß Sieyes, so wie die meisten seiner Kollegen, unbekannt geblieben wäre: aber dieselbe gab ihm Gelegenheit seine Talente zu zeigen. Er schrieb um diese Zeit einige kleine Werkchen, eines derselben betitelte sich: was ist der dritte Stand? Diese Schrift machte in Paris ausserordentliches Aufsehen, und verschafte ihm die Stelle eines Deputirten unter den Generalständen; ungeachtet der Pariser dritte Stand vorher beschlossen hatte, keinen Priester zu wählen.

Die Generalstände waren seit mehrern Wochen versammelt, und die Zeit verging mit Zänkereien und durch Uneinigkeit: es wurde daher eine grosse Truppenzahl in der Gegend von Paris zusammengezogen. Die

Deputirten, die es mit dem dritten Stande hielten, fürchteten für ihre Sicherheit, und Sieyes war der erste, der in der Sitzung vom 8. Juli 1789 vorschlug, den König zu ersuchen, daß er Befehle zum Zurückmarsche dieser Truppen erlasse, und daß selbe immer 10 Meilen von dem Orte, wo die Generalstände versammelt wären, entfernt seyn sollten.

Einige Zeit vor dem 5. Oktober, wo der König in seinem Pallast von dem rasenden Pariserpöbel angefallen wurde, bildete sich, der Sage nach, in dem Dörfchen Montrouge bei Paris ein geheimer Ausschuß, der aus dem Herzog von Orleans, Mirabeau, Laclos und Sieyes bestand. Der Zweck desselben war, eben dieser Sage nach, dem Orleans zur Regierung zu verhelfen und dann unter ihm das Ruder des Staats zu führen. Denn Sieyes war um diese Zeit noch immer ein Anhänger des eingeschränkten monarchischen Systems, und als 1791 Condorcet und Brissot schon immer von einer Republik sprachen, widerlegte er ihre Aufsätze öfters.

Sieyes ist der Verfasser der Erklärung der Rechte des Menschen in der ersten Konstituzion. Sie ist in seiner gewöhnlichen metaphysischen Sprache vorgetragen und brachte ihm viele Tadler zuwege. Burke war einer der heftigsten. — Seine Gleichgültigkeit für

Aemter und Würden, welche Aufsehen oder Verantwortlichkeit nach sich ziehen, zeigte Sieyes auf eine auffallende Art, als er nach der Auflösung der konstituirenden Versammlung zum Erzbischofe von Paris vorgeschlagen wurde und diese Stelle doch nicht annahm.

Im Jahre 1792 wurde er Mitglied der Nazionalkonvenzion, und sein Betragen hatte gar nichts Auszeichnendes während der Dauer dieser tumultuarischen Versammlung. Als über das Schicksal des unglücklichen Ludwigs XVI. gestimmt werden sollte, war alles in der gespanntesten Erwartung auf welche Seite sich Sieyes neigen würde. Man hoffte daß er sich wenigst in eine kleine Erörterung einlassen würde, aber er bestieg die Tribune, sagte die fünf Worte: Ich stimme für den Tod! und zog sich wieder zurück.

Seit dieser Zeit hielt er sich fast ganz verborgen, man wußte kaum daß er lebte. Robespierre hatte ihn aus dem Unterrichtsausschusse weggebracht, und Sieyes wußte daß er nur auf eine Gelegenheit laure um ihn unter die Guillotine zu bringen; deswegen schwieg er so ganz. Auch als Robespierre schon gestürzt war, beobachtete er noch immer das alte Stillschweigen bis zum Febr. 1795, wo er sah, daß das Schreckensystem endlich ganz unterdrückt und sein Erwachen nicht

mehr zu befürchten sey. Um diese Zeit erschien eine Skizze seines Lebens, die grossentheils von ihm selbst verfaßt war, und worin er sich gegen viele ihm gemachte Vorwürfe zu verantworten suchte. Und nun fing auch wieder eine glänzende Laufbahn für ihn an; denn da seine Kollegen ein unbegränztes Vertrauen in ihn setzten, so überliessen sie ihm den größten Theil der Arbeiten, die die auswärtigen Angelegenheiten betrafen.

Hier war es, wo er immer darauf drang durch einzelne Friedensschlüsse die Koalizion zu trennen und selbe dann für die Republik ganz unschädlich zu machen. Und dieß Projekt gelang ihm nur zu gut. Er bestand gleich nach der Eroberung der Oesterreichischen Niederlande darauf, sie nicht mehr zurückzugeben, und war der Stifter des Friedens und der Allianz mit Holland. Er wurde als bevollmächtigter Minister mit Reubell nach dem Haag gesandt, um diesen berüchtigten Friedens- und Allianztraktat zu unterzeichnen. Sowohl der Meinung wegen der Oesterreichischen Niederlande, als auch dieses Allianztraktats wegen wurde er von vielen seiner Kollegen sehr heftig getadelt.

Als endlich im Oktober 1795 die neue Konstituzion eingeführt war, und man zur Wahl der fünf Direktoren schritt, wurde er

zu einem derselben ernannt; er nahm aber diese Stelle nicht an. Als Ursache der Weigerung gab er in seinem an den Präsidenten des Raths der Alten gerichteten Schreiben vom 31. Okt. an, daß zu diesem Posten ein Mann gehöre, der das Vertrauen Aller besitze: er aber seit dem Anfange der Revoluzion den Angriffen aller Parteien ohne Unterschied ausgesetzt sey; und daher an diesem erhabenen Standpunkte keinen Nutzen würde stiften können. — Im Februar 1796 wurde er zum Mitglied des Nazionalinstituts für den Theil der Moral und Metaphysik ernannt, welche Stelle er annahm.

Im Frühjahr 1797 war er in Gefahr sein Leben zu verlieren. Ein gewisser Poulle hatte ihm schon lange den Tod geschworen, ging endlich um diese Zeit in seine Wohnung, schoß da nach ihm, verwundete ihn aber nicht tödtlich; Sieyes mußte nur eine etwas lange Kur aushalten, und genaß vollkommen. Im Rath der 500, von welchem er Mitglied war, sprach er um diese Zeit gar nichts, weil er mit dem Gang der Dinge nicht zufrieden war. Als aber am 4. Sept. die so bekannte grosse Krise erschien, so war er eines von den fünf Gliedern der an diesem Tage ernannten Kommission, welche die Deportazion so vieler Mitglieder beider Räthe, dann die Vernich-

tung der Wahlen einer Menge Departemente, Einschränkung der Preßfreiheit u. s. f. vorschlugen, was auch alles einmüthig dekretirt wurde. Dadurch erwarb er sich bei dem Direktorium so viel Zutrauen, daß ihn dieses endlich im Mai 1798 zum ausserordentlichen Gesandten am Berliner Hofe ernannte, welche Stelle er auch annahm und wo er am 20. Juni ankam.

Da man diesen durch die Revoluzion so berühmt gewordenen Mann auch in seinem Umgange und in seinen Privatverhältnissen gerne wird kennen mögen, so setze ich noch die Schilderung, die Dr. F. J. L. Meyer, Domherr in Hamburg, der im Jahr 1796 in Paris war und mit Sieyes öfters sprach, in seinen Fragmenten aus Paris von ihm macht, zum Schlusse hieher:

Meine Augenblicke sind die eines Müssiggängers, antwortete mir der merkwürdige Mann, dem ich im Nazionalinstitut, wo er Präsident der zweiten Klasse war, durch den vormaligen Bischof Gregoire, Mitglied eben dieser Klasse zugeführt ward, auf meine Aeusserung: daß um seine kostbaren Augenblicke zu schonen, ich ihm meinen Besuch noch nicht gemacht hätte. Ohne nun gerade an eines Sieyes Augenblicke eines Müssiggängers zu

glauben, benutzte ich doch den Wink und ging am andern Morgen zu ihm.

Ich fand Sieyes, dessen Thür mir ohne Anmeldung geöffnet ward, im dritten Stockwerk, in seinem mittelmäßig meublirten Wohnzimmer, das durch ein Fenster, von einem engen Hofe herein, nur sparsam erleuchtet ward, im Hausrock und der Nachtmütze, im Zimmer auf und abgehend. Die Augenblicke eines Müssiggängers fielen mir hier wieder ein, — aber sie waren es gewiß nicht: der in seiner Studierstube umherwandelnde Sieyes ist mir so viel werth, als der an seinem Schreibtisch arbeitende Minister. Aufgeschlagene Bücher lagen auf dem Schreibtisch, auch einige Papiere; und eine mit goldenen Borten und Quasten besetzte ungarische Mütze, wie sie vordem die Konventsdeputirten auf ihren Sendungen trugen, — der zu dieser Tracht gehörige grosse Säbel hing dort an der Wand, und hinter seinem Armsessel, neben dem Kamin, Voltaires schlecht gearbeitetes Profil von Wachs.

Die Unterhaltung mit Sieyes ist nicht schwer; er läßt sich gern ein, und sein belebtes Gespräch, worin er jeden Gegenstand mit philosophischer Klarheit, und mit dem Scharfsinn des Menschenkenners ergreift,

ſtralt von neuen Ideen. — Man ſpricht von des Mannes mürriſchem Aeuſſern, und mehrere Freunde beſchwerten ſich gegen mich über ſeine drückende Einſilbigkeit, üble Laune, und ſelbſt über ſeine Unurbanität. Ich hatte mich bei meinen wiederholten Beſuchen nicht darüber zu beſchweren; und konnte einem, ſonſt achtungswürdigen Manne, der mich in jenem Sinn fragte: Was hat euch der Bär geſagt? nicht anders, als mit der Gegenfrage: Ob er Sieyes kenne? antworten. — Es gab zwar in unſerer Unterredung Augenblicke, — und ich werde ſie nie vergeſſen, ohne den Mann darnach beurtheilen zu wollen, — wo ſeine harten Entſcheidungen, und mit leidenſchaftlicher Heftigkeit ausgeſtoſſenen ungerechten Vorwürfe und Erklärungen gegen meine Vaterſtadt, mich dahin brachten, daß ich mich ſelbſt fragte, ob dieß derſelbe Mann ſey, welcher einſt ſo groß und ſchön gegen den Konvent ausrief: Frei wollen ſie ſeyn, und wiſſen nicht gerecht zu ſeyn! Aber dieſe Unterredung ward durch individuelle Urſachen und perſönliche Verhältniſſe veranlaßt, die ich hier nicht auseinander ſetzen kann. Und noch in derſelben unvergeßlichen Stunde legte ſich der Sturm in ſeiner Seele, und der Menſch zeigte ſich mir wieder in ſanfter Abſtimmung des Geſprä-

ches, wodurch er den selbstempfundnen Eindruck jener ausschweifend heftigen Aeusserungen auf mich, mildern zu wollen schien.

Kraftvolle Selbstständigkeit in dem eignen und neuen Gang seines Urtheils über Gegenstände der allgemeinen Politik von Europa, lichtvolle Entwicklung der jetzigen Lage der Staaten, kühne Entscheidung über die auswärtigen neuen Verhältnisse der französischen Republik, und ein durchdringender Blick in die geschlossenen Verträge dieses Staates mit fremden Mächten; — das war der Inhalt und Hauptkarakter der Aeusserungen Sieyes's, in einigen Unterredungen mit ihm, welche öffentlich mitzutheilen, mir andre Rücksichten verbieten. Der Blick seines grossen schwarzen Auges ist stark und fest; seine Stimme, bei einer schwachen Brust, die ihm das öffentliche Reden sehr erschwert, in seinem Zimmer, und im Eifer des Gesprächs, voll und stark; seine Bewegungen sind rasch, und seine blassen Gesichtszüge belebt und geistvoll.

Sieyes spricht mit vielumfassender Kenntniß von Gegenständen der allgemeinen Literatur, und mit Achtung von der deutschen; nur die auszeichnende Vorliebe für diese, und eine genaue Kenntniß derselben, habe ich, in dem hohen Grade, in welchem

andre Deutsche sie Sieyes zuschreiben, nicht bei ihm gefunden. Da er die deutsche Sprache nicht verstehe, sagte er, kenne er nur wenig Uebersetzungen und Auszüge deutscher Originale. — Als ich in einer Sitzung des Nazionalinstituts, bei Camus's Antrag über die Mittel zur Annäherung der französischen und deutschen Literatur, und bei einem andern Vorschlage zu gegenseitigen Mittheilungen französischer und deutscher Gelehrten und ihrer Schriften, Sieyes meine Freude darüber bezeugte, antwortete er: Auch ich freue mich darüber; und es ist wohl endlich Zeit, daß wir uns mit diesem Gegenstande ernstlich beschäftigen. — Aber er lächelte über meine Frage, in Ansehung seiner, in Deutschland vorgegebnen unmittelbaren Briefwechsel und Verbindungen mit deutschen Gelehrten und Philosophen, und läugnete sie schlechthin. — Man hat, sagte er, so viel ausgestreuet, so viel gesprochen, und man hat wahrlich Unrecht. Ich lebe ruhig, und möchte auch unbemerkt leben. — Sie haben, setzte er mit einer Wendung hinzu, überhaupt Gelegenheit in Paris, Wahrheit von Lügen zu unterscheiden; widerlegen Sie in Ihrem Vaterlande so viel leere Gerüchte, wodurch Wahrheit entstellt, und öffentliches Urtheil verschoben wird. Als ich hier jene, ihn selbst

betreffende Sage, damit entschuldigte, daß man sich im Auslande gern auch mit dem Persönlichen der Männer beschäftige, die der Sache der Revoluzion gedient haben; da war es, wo Sieyes mit bedeutendem Ausdrucke antwortete: Ja, es war eine schöne Sache, — aber schlechte Menschen haben sich hineingemischt, und das Gespräch abbrach.

Die Sitzungen des Raths der Fünfhunderte versäumt Sieyes selten, aber wenn nicht wichtige Berathschlagungen vorfielen, sah ich ihn nie länger als eine halbe Stunde darin verweilen. Als Redner hört man ihn hier nicht mehr; in dem geheimen Ausschuß aber trat er einigemal als Berichtserstatter der zur Untersuchung von Friedenstraktaten ernannten Kommissionen auf. — Bei wichtigen und unwichtigen Verhandlungen des Raths, saß der Philosoph in sich gekehrt, oder er las in gedruckten Papieren. Selbst bei dem stürmischen Auftritt am 23. Germinal sah ich ihn mit dieser anscheinenden Gleichgültigkeit da sitzen; und er blickte, als der Lärm aufs höchste stieg, durch seine Brille in das Weite des Saals hinaus.

In seiner Liebe zum ruhigen beschauenden Leben, zur Zwanglosigkeit bei seinen Arbeiten, zur Bequemlichkeit, die seine schwan-

kende Gesundheit zu bedürfen scheint, und in einem Widerwillen gegen alles feierliche Repräsentiren, lag die Ursache, warum Sieyes die Wahl zum Direktor ablehnte, weil er auf alles dieses dann hätte Verzicht thun müssen. Als eine Mitursache der Weigerung giebt man seine persönliche Abneigung von dem Direktor Reubell an.

Robespierre, dessen Falkenblick tödtend auf jeden schoß, der auch nur entfernt seinen ehrsüchtigen Planen gefährlich werden konnte, begnügte sich in Absicht auf Sieyes damit, ihn genau beobachten zu lassen; und dieser entzog sich, soviel er konnte, durch Entfernung von aller Theilnahme an Geschäften, und durch ein hartnäckiges Stillschweigen über alles, der eisernen Faust des Tyrannen, unter welcher sich alles beugte. Jener benutzte unterdessen alle Mittel, um Sieyes's Schritten nachzuspüren, und auch die Brieferöffnungen auf den Posten. — Alle an Sieyes etwa ankommende Briefe sollten auf des Diktators Befehl eröffnet werden. — Sieyes hatte gerade damals in einer Unterredung mit einem deutschen Freunde, über Kants Philosophie, den Wunsch geäussert, eine allgemeine Uebersicht dieses neuen Systems zu erhalten. Der letztere schrieb deßwegen an seinen Bruder, einen Gelehrten

auf

auf einer deutschen Universität, welcher, weil ihm die lateinische philosophische Sprache geläufiger als die französische war, einen lateinischen gedrängten Auszug der Kantischen Grundsätze entwarf, und ihn in einem an Sieyes addressirten Briefe nach Paris absandte. — Der Brief kam an, ward in das Polizeiamt geschickt, und erbrochen. — Ein lateinischer Brief von mehrern Bogen, — an Sieyes, — aus einem feindlichen Lande? Dahinter stecken Geheimnisse, wohl gar ein Verschwörungsplan. — So dachte man mit diplomatischem Scharfsinn, und der wichtige Brief wanderte nach einem der revoluzionairen Ausschüsse. Diese höhere Instanz der Weisheit starrte den Brief an, verstand ihn eben so wenig, und schimpfte auf die Sprache der Pedanten. Der hohe lateinische Schulmeisterrath ward versammelt; man lieset, lieset noch einmal, streitet lange über den Inhalt dieses sonderbaren Briefes, — findet wohl die Worte, aber den Sinn durchaus nicht, übersetzbar und verständlich. — Nein, nein, ruft einer, die Buchstaben da lügen, es ist die Chiffersprache eines gefährlichen Geheimnisses! — Endlich findet sich in der Minorität des Areopag's ein Weiser, der sich an die wirkliche Uebersetzung einzelner Stellen wagt, und nun die grosse

Entdeckung macht: der Brief enthalte keinen gegenrevoluzionairen Verschwörungsplan; aber — freilich, die philosophische Sprache darin sey neu, der Sinn nicht recht verständlich, und die Begriffe ein wenig dunkel. — Der Brief, an dessen Inhalt so viel grosse Köpfe gescheitert waren, ward nun wieder versiegelt, und an seinen Mann gesandt.

Voltaire.

Franz Maria Arouet von Voltaire wurde am 20. Februar 1694 zu Chatenay gebohren, und weil seine schwächliche Konstitution Besorgniß erregte, erst am 22. November desselben Jahrs zu Paris getauft. Sein Vater war daselbst Tresorier bei der Rechenkammer, und seine Mutter von adelicher Abkunft aus Poitou. Wißbegierde, muntere Aeusserungen, und Genieeinfälle zeichneten früh den Knaben aus. Sein Vater schickte ihn auf das Jesuiten-Kollegium. Hier fing er schon als Jüngling an, sich über gelehrte, wie über Religionssachen sehr frei auszudrücken. Einer seiner Lehrer, der Pater le Joy, machte daher das Prognosticon, daß er einst der Anführer der Deisten in Frankreich seyn würde.

Indeß endigte Voltaire im Jahre 1710 seine Schulstudien. Sein Vater drang in ihn, daß er sich nunmehr zu einem Stande, zu einer gewissen Bestimmung entschliessen sollte. Ich will nichts anders als ein Gelehrter

werden — war seine Erklärung. Das ist, erwiederte voller Unwillen der Vater, der Stand eines Menschen, der für die Gesellschaft unnütz, seinen Eltern zur Last, und in Gefahr ist, dereinst vor Hunger zu sterben. Solche Anreden, und die dringenden Vorstellungen seiner Familie, bewogen ihn endlich zum Studium der Jurisprudenz. Er hörte zu Paris Vorlesungen darüber. Allein die Reitze der schönen Wissenschaften liessen ihn die Subtilitäten der Rechte vergessen. Anstatt den Codex zu studiren, studirte er Virgil, Horaz, Racine, und Corneille. Er sollte ein Advokat werden, und wurde ein schöner Geist, ein witziger Dichter, und dadurch dem Prinzen von Conti und dem Herzoge von Vendome bekannt.

Als Herr Arouet seinen Sohn mit Prinzen, mit alten Philosophen umgehen sah, hielt er ihn für verlohren. Noch hatte er sich keinen Stand gewählt. Um ihn desto eher dazu zu bewegen, wollte er ihm die Stelle eines Raths beim Parlament kaufen. Er liess ihm diese Stelle durch einen Freund antragen, der alle seine Beredsamkeit aufbot, und ihm besonders die Achtung und das Ansehen vorstellte, welches mit einer solchen Würde verbunden wäre. Sagen Sie meinem Vater, versetzte Voltaire, daß ich

kein Ansehen haben will, welches man kaufen kann; ich will mir selbst ein Ansehen erwerben, das mir nichts kosten soll.

Voltaire hatte eine Satyre auf den Preisvertheiler der französischen Akademie, la Motte, gemacht: sein Vater wollte ihn deßwegen aus dem Hause jagen; er ging daher mit dem Marquis von Chateauneuf als Page nach dem Haag; allein dieser mußte ihn eines Liebeshandels wegen wieder nach Paris zurückschicken. Voltaire ahndete seinen üblen Empfang daselbst im Voraus. Sein Vater hatte sich die Erlaubniß bewirkt, ihn arretiren, oder nach den Westindischen Inseln schicken zu dürfen. Dieß zeugte von seiner Erbitterung. Auch mit seinem ältesten Sohne, der sich in die damaligen Jansenistischen Streitigkeiten eingelassen hatte, war er unzufrieden. Ich habe zwei Narren zu Söhnen, sagte er einst, der eine ist ein Narr in Prosa, der andere in Versen. Um der ersten Hitze des väterlichen Zorns auszuweichen, hielt sich Voltaire längere Zeit verborgen. Ein Billet wirkte ihm endlich Vergebung.

Indeß starb Ludwig der XIV. Voltaire begab sich nach Paris, und wurde da, weil man ihn für den Verfasser eines Lästergedichts auf den verstorbenen Monarchen hielt,

zu Anfang des Jahres 1716 — in die Bastille gesetzt. In diesem berüchtigten Gefängnisse schmachtete er anderthalb Jahre. Indeß wurde auch der Kerker sein Parnaß. Seine Einbildungskraft war noch von den enthusiastischen Erzählungen eines alten Herrn von Caumartin über Heinrich den IV., den derselbe in seiner Jugend noch gekannt und Voltairen so edel geschildert hatte, belebt. Er entwarf, und bearbeitete den Plan zu dem Heldengedichte, das allein seinen Namen unsterblich machen könnte — zu der Henriade.

Alle Bitten, alle Verwendungen, ihm die Freiheit wieder zu verschaffen, waren vergebens. Indeß gab sich der Verfasser des obenerwähnten Gedichts, den sein Gewissen beunruhigte, selbst an; und Voltaire war frei. Der damalige Regent von Frankreich, der Herzog von Orleans, ließ ihn sogleich zu sich kommen, und empfieng ihn sehr gnädig. Wollen Eure königliche Hoheit künftig für meinen Unterhalt sorgen, sagte Voltaire zu ihm, so wird es mir sehr angenehm seyn; aber ich bitte unterthänigst, nicht weiter mein Logis zu besorgen.

Aber bald hatte Voltaire neue Widerwärtigkeiten zu bestehen. Er bekam Streit mit dem Chevalier de Rohan und mit dem

Herzoge von Sully, und wurde dann eines beissenden Epigramms wegen 1725 aufs neue in die Bastille gesetzt, aber schon nach einem halben Jahre wieder losgelassen. Er entschloß sich nun nach England zu gehen, um sich weiteren Kabalen und Verfolgungen zu entziehen. Sein Ruhm, und seine ausgezeichneten Eigenschaften verschaften ihm eine günstige Aufnahme. Er suchte zuerst die Bekanntschaft von Pope, den er als Dichter besonders schätzte. Pope sprach gebrochen das Französische, und Voltaire gebrochen das Englische. Ihre ersten Unterredungen waren daher wenig unterhaltend. Voltaire begab sich nach einem kleinen Landorte, um erst besser die Sprache der Nazion zu erlernen.

Nach einem dreijährigen Aufenthalte in London, der durch genossene Ehre, Achtung und Freiheit der glücklichste und angenehmste gewesen war, kehrte er im Jahre 1728 nach Paris zurück. Er hatte durch seine Henriade einen grossen König in Versen verewiget, und unternahm nun einen der ausserordentlichsten Helden in Prosa zu schildern. Er schrieb die Geschichte Karls des XII., ein Werk, das bei den Freunden diplomatisch-historischer Genauigkeit so vielen Tadel, als bei den Liebhabern einer schönen Geschichtsdarstellung Beifall fand. Die Henriade hatte Voltairen

mehr eingebracht; indeß war er wegen seines Unterhalts nicht besorgt. Er besaß schon ein, wenn nicht grosses, doch ansehnliches und hinlängliches Vermögen. Im Jahre 1716 hatte er das väterliche Haus verlassen. Die Pension, die er bald darauf von dem Herzoge von Orleans erhielt, und der Ertrag seines Oedips im Jahre 1719 setzten ihn schon in Stand für sich leben zu können. Im Jahre 1723 kaufte er sich eine Leibrente von 2000 Livres. Bald darauf bewilligte ihm die Gemahlin Ludwig des XV. einen Jahrgehalt aus ihrer Privatkasse.

Im Jahre 1728 starb sein Vater; er erbte ein Beträchtliches, gewann im folgenden Jahre von der Lotterie zu Paris, und vermehrte noch als Kaufmann sein Vermögen. In England, wo die ersten und vornehmsten Personen an Handelssachen Theil nehmen, hatte er diese Neigung zu merkantilischen Spekulazionen bekommen. Unter dem Namen du Moulin handelte der spekulirende Dichter nach Afrika, Cadix ꝛc. mit glücklichem Erfolge. Im Jahre 1730 ließ er seine neue Tragödie Brutus aufführen. Sie fand wenigen Beifall. Als Voltaire aus dem Schauspielhause zurückkam, und erfuhr, daß ein Schiff, auf seine Rechnung geladen, welches auch den Namen Brutus führte,

und das er verunglückt glaubte, wohlbehalten in Marseille angekommen sey, sagte er zu seinem Faktor: da der Brutus der Barbarey glücklich erhalten worden, so tröste ich mich über den wenigen Beifall, den der Brutus des alten Roms erhalten hat. Es kommt vielleicht die Zeit, wo man ihm Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Im Jahre 1731 gab er philosophische Briefe heraus. Die Geistlichkeit hielt sie für die Religion gefährlich, und brachte es dahin, daß sie durch den Henker verbrannt wurden. — Die Strafbesorgnisse, die Voltaire ausstand, hielten ihn vorläufig ab, weiter über religiöse Gegenstände zu schreiben. Er verfaßte dramatische Schriften. Sein unruhiger Geist, und seine freie Denkungsart versetzten ihn aber bald darauf — im Jahre 1735 — in eine neue kritische Lage. In vielen Broschüren hatte man ihm das Genie eines epischen Dichters abgesprochen. Er schrieb ein neues episches Stück, die berüchtigte Pucelle d'Orleans. Er wurde als Verfasser bekannt. Der damalige Siegelbewahrer drohte ihm, und hatte schon den Befehl ausgefertiget, ihn zu arretiren. Er entfloh 1736 nach dem Schloße Cirey an der Gränze von Champagne, wohin ihn die Marquise von Chatelet, seine Freundin, die

sich ganz mit den Wissenschaften beschäftigte, eingeladen hatte.

Hier lebte Voltaire im Schooße der Musen, und ländlicher Ruhe. Um den Beifall zu geniessen, den ein neu von ihm verfertigtes Stück, die Alzire, fand, begab er sich wieder nach Paris. Allein seine Gegenwart erweckte den Neid. Man schwärzte ihn aufs neue bei dem Siegelbewahrer, und bei dem Kardinal Fleury an, und Voltaire eilte nach seinem Asyl, nach Cirey zurück. Um sich allen Nachforschungen zu entziehen, ließ er in die Zeitungen setzen, daß er nach England gegangen wäre. Alle Briefe von ihm waren von Cambridge datirt. Die Regierung wurde getäuscht, oder stellte sich wenigstens es zu seyn.

Mitten unter den Besorgnissen, und Widrigkeiten, die ihm drohten, hatte Voltaire die Freude, im August 1736 einen sehr schmeichelhaften Brief von dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen Könige von Preussen, Friedrich dem Einzigen, zu erhalten. Friedrich nannte sich darin seinen ergebensten Freund, ein Ausdruck, der keine blosse Komplimentsformel war, sondern wahre Ergebenheit und Freundschaft ausdrückte. Die Korrespondenz zwischen Friedrich und

Voltaire wurde bald nachher vertraute persönliche Bekanntschaft.

Was Voltaire durch alle seine schriftstellerischen, und politischen Verdienste nicht hatte erhalten können, erhielt er nunmehr durch Hofgunst. Er wurde endlich 1746 Mitglied der französischen Akademie, Historiograph von Frankreich, und wirklicher Kammerherr bei Hofe. In eben dem Jahre nahm ihn auch die Akademie zu Bologna zu ihrem Mitgliede auf.

Als die Marquise von Chatelet, deren Freundschaft ihn seit 20 Jahren beglückt hatte, plötzlich starb, kehrte Voltaire um seinen Kummer zu vergessen im Oktober 1749 nach Paris zurück. Aber der neue Aufenthalt Voltaires daselbst dauerte nicht lange. Friedrich hatte ihn schon öfter zu sich nach Potsdam geladen — und von Voltaire zur Antwort erhalten, daß er sich von seiner Freundin, der Marquise von Chatelet nicht trennen könne. Kaum war diese gestorben, so erneuerte Friedrich, um seine Poesien, und andere schriftstellerische Werke zu verbessern, seine Ansprüche auf seine persönliche Bekanntschaft. Itzt bin ich der älteste ihrer Freunde schrieb er an ihn, und sie können ihr Versprechen nicht länger unerfüllt lassen. Voltaire, der seine Freiheit mit den goldenen Ketten des Hof-

zwanges zu vertauschen Bedenken trug, suchte allerhand Vorwände auf, dem schmeichlerischen Antrage auszuweichen. Das rauhere Klima zu Berlin, schrieb er, würde seiner Gesundheit nachtheilig seyn. Um diese Besorgniß zu widerlegen, wurden ihm zwei Melonen zugeschickt, die im Monate Junius im Garten zu Potsdam gereift waren. Man versprach ihm 16,000 Livres Reisegeld. Aber Voltaire bedachte sich noch immer: endlich siegte seine Ehrliebe.

Voltaire ersuchte den Hof um Erlaubniß ins Preußische gehen zu dürfen, erhielt sie, reisete über Holland, erhielt zu Cleve königliche Bedienung, und kam im Junius 1750 zu Potsdam an. Er wurde auf dem Schlosse zu Potsdam — in den Zimmern, die der Marschall von Sachsen vorher bewohnt hatte, logirt, erhielt königl. Equipage und Bedienung, und speisete gewöhnlich des Abends mit Friedrich. Algarotti, Maupertuis, d'Argens, la Metrie ꝛc. waren mehrentheils von der Gesellschaft. Bei keinen königl. Soupees herrschte so viel Freiheit, Witz und Laune. Voltaire korrigirte die Werke und Poesien des Königs, hatte ausserdem keine bestimmte Geschäfte, und lebte so frei als angenehm. Friedrich schenkte ihm den Kammerherrnschlüssel, das Kreuz des

Verdienstordens, und setzte ihm überdem einen Jahrgehalt von 20,000 Livres aus. Voltaire genoß nichts als Gnade und Freundschaft.

Allein dies goldene Zeitalter dauerte kaum ein Jahr. Voltaire hatte den Präsidenten der Berliner Akademie, Maupertuis, wie er in der französischen Akademie aufgenommen wurde, unter die grossen Gelehrten zu zählen, in seiner Antrittsrede vergessen, oder mit Bedacht unterlassen. Maupertuis, der sich zu rächen suchte, verbreitete, daß er die Verse des Königs tadle, und schlecht finde. Voltaire, dem dies empfindlich war, machte sich bei Gelegenheit eines gelehrten Streits, den Maupertuis mit dem Professor König im Haag führte, über seinen Gegner, und über seine Meinung lustig. Friedrich liebte Voltairen, wollte aber zugleich den Präsidenten seiner Akademie nicht öffentlich lächerlich sehen. Unter anderen hatte Voltaire unter dem Titel: Akakia, eine Schrift verfertiget, worin er bitter über Maupertuis satyrisirte. Friedrich kannte sie, hatte aber ihren Druck verbothen; Voltaire ließ sie in Holland drucken — und Friedrich darauf durch den Scharfrichter unter den Augen Voltaires in Berlin verbrennen. Wechselseitige Erbitterung trat nun an die Stelle der Freundschaft. Voltaire besuchte den König,

sagte, wie er aus dem Zimmer desselben heraus ist, zu seinem Bedienten: Nimm mir diese unwürdigen Zeichen der Sklaverei ab, — und hing darauf den Kammerherrn-Schlüssel, und den Orden an die Thüre des Königs. Friedrich gab sich hierauf alle Mühe, Voltairen zu behalten, und dieser sich zu entfernen. Er schickte ihm seine Ehrenzeichen zurück; und Voltaire stellte sich wieder beim König ein.

Um sich den Gefahren, und ungewissen Aussichten seiner Lage zu entziehen, bat Voltaire den König nach Lothringen reisen zu können, um das Bad zu Plombieres zu gebrauchen. Friedrich gab ihm diese Erlaubniß. Er besuchte die Herzogin von Sachsen-Gotha, und den Landgrafen von Hessen-Kassel. Unterdessen waren ein paar satyrische Schriften gegen Friedrich erschienen. Voltaire, der sich auf seiner Reise unvorsichtig geäusseret hatte, hielt sich damals, im Juni 1753, zu Frankfurt am Main auf. Der Preußische Resident daselbst erhielt Befehl, ihn zu arretiren. Dies geschah. Man bewachte ihn und seine Nichte, Madame Denis, die ihm entgegen gereiset war, mit einem Kommando Soldaten. Er mußte den Kammerherrnschlüssel, den Orden, und die poetischen Manuscripte des Königs ausliefern, je-

den Tag die Wache mit 140 Reichsthaler bezahlen, und erhielt darauf nach einmonatlicher Zurückhaltung seine Freiheit wieder.

Nach dieser Gothisch-Vandalischen Geschichte, wie Voltaire sie nannte, begab er sich nach Lothringen, und besuchte den König Stanislaus zu Luneville; von da reisete er nach Lyon. Nirgends fand er solche enthusiastische Anhänglichkeit und Bewunderung, als hier. Man führte seine Schauspiele auf, umringte ihn auf den Strassen, und sprach von nichts, als von ihm. Um seine Gesundheit zu stärken, wollte er nach Savoyen reisen, das Bad zu Aix gebrauchen, wurde aber unterwegs zu Genf davon abgehalten. Er beschloß, sich in der Nähe dieser Stadt niederzulassen, und kaufte ein Gut, das les Delices genannt wurde. Es verdiente diesen Namen bei seiner romantischen Lage, und bei den Kunstverschönerungen, die angebracht wurden. Man war auf dem Lande, und sah alle Vergnügungen der Stadt, Bälle, Komödien, Festins. Madame Denis machte die Honneurs. Aus allen Ländern kamen Reisende, den originellesten Schriftsteller Frankreichs zu bewundern.

Um die damalige Zeit fing Jean Jacques Rousseau an, gegen die bürgerlichen Einrichtungen zu schreiben. Er behauptete,

daß der denkende Mensch ein erniedrigtes Thier sey, daß man keine Wissenschaften lernen müsse, um ein glücklicher Mensch zu seyn. Dieser paradoxe Satz hatte von der Akademie zu Dijon Beifall erhalten. Rousseau schickte seine Abhandlung auch an Voltaire. Dieser dankte ihm in einem schmeichelhaften Briefe, worin er unter andern sagte: daß noch keiner so vielen Verstand gezeigt hätte, die Menschen zu Thieren machen zu wollen, und das, wenn er seine Abhandlung läse, ihm die Lust ankäme, auf Vieren zu kriechen. Allein Rousseau verstand dieses Kompliment übel, und haßte auf immer Voltairen.

Rousseau gab bald darauf seinen Emil heraus. Dieses Werk, welches in Holland mit dem Privilegium der Generalstaaten erschien, wurde von dem Pariser Parlamente verbrannt, und dessen Verfasser — der im Genfer Gebiete lebte — mit gefänglicher Haft bedroht. Unter diesen widrigen Aussichten bot Voltaire Rousseau eine Freistatt an. Allein dieser antwortete in folgendem philosophisch-bizarren Briefe: Ich kann sie nicht ausstehen, mein Herr! weil sie meine Republik durch ihre Komödien verderben. — Mein Freund Jean Jacques ist kränker, wie ich glaubte, war das Urtheil, was Voltaire darauf äusserte.

Wo wahre Hochschätzung und Zuneigung statt findet, dauert Verunwilligung und Erbitterung — nicht lange. So war es der Fall mit Friedrich. Die verdeckte Abreise Voltaires, die zwistigen Szenen mit ihm, und der tragisch-komische Akt zu Frankfurt wurden bald vergessen. Er versöhnte sich mit seinem gelehrten Liebling, setzte nach dem siebenjährigen Kriege den Briefwechsel mit ihm fort, und machte ihn fortdaurend zum Vertrauten seiner poetischen Arbeiten. Voltaire lebte indeß seit 1754 bis 1761 in glücklicher Ruhe auf seinem Landsitze, eine Ruhe, die er fortdauernd den Musen, und mit unter seinen Pariser Widersachern widmete, die er mit lachender bitterer Satyre bekämpfte.

Unterdessen nahm zu Genf die Gährung der Meinungen und Grundsätze, die die benachbarten beiden Philosophen veranlaßten, immer mehr zu. Der Eifer Rousseaus gegen alle Schauspiele und öffentliche Vergnügungen, hatte die Köpfe erhitzt — und die Geistlichkeit erhitzte sie noch mehr. Das Volk wollte weder Theater, noch Bälle, und schöngeisterischen Witz. Voltaire wollte sich dem Fanatismus des Volks nicht aussetzen, verließ seinen Landsitz zu Delices und kaufte im Jahre 1762 das Schloß zu Ferney,

an der Gränze des Genfer und des französischen Gebiets, in der Landschaft Gex.

Er hatte damals 140,000 Livres jährlicher Einkünfte. Die erste Veränderung, die er in seinem Dorfterritorio vornahm, war, daß er statt der verfallenen, eine neue prächtige Kirche bauen ließ. Sie erhielt die simple Inscription: Deo erexit Voltaire. Voltaire hatte diese Verbesserung eigenmächtig machen lassen. Der Erzbischof von Annecy, zu dessen Diöcese Ferney gehörte, beschwerte sich bitter darüber. Aus welchem Grunde beschweren sie sich darüber? antwortete Voltaire. Ihr, und mein Gott hatte eine Scheune zur Wohnung, und ich habe ihn in einem anständigen Tempel logirt. Das Christusbild war vom wurmstichigen Holze, und ich habe eines wie ein Kaiserbild vergolden lassen.

Nahe unter den Fenstern seines Zimmers hatte sich Voltaire halb ausser, halb innerhalb der Kirche, sein Grabmahl in Gestalt einer zugespitzten Säule errichten lassen, um sich an das Ende seiner Tage zu erinnern. Der Weg zu demselben war übrigens auch zu Ferney mit Blumen bestreuet. Alle Vergnügungen, alle Annehmlichkeiten des Lebens, Komödien, Spiele, Gesellschaften, fanden sich daselbst vereinigt. Prinzen, Gelehrte, Kriegsmänner, alle Reisende von

Stande und Kenntniß beeiferten sich, Voltairen zu sehen. Mehrere warteten Tage lang zu Ferney auf die Audienz des Philosophen, und öfters vergebens. —

Wir haben schon oben verschiedene Handlungen der Menschenliebe Voltaires angeführt. Nie entbrannte die Neigung zu derselben stärker, als wenn er die Unschuld von Religionshaß und Fanatismus unterdrückt sah. Kein Kriminalprozeß ist berüchtigter geworden, als der, welcher im Jahre 1762 zu Toulouse entschieden wurde. Das dasige Parlament verurtheilte den bekannten Calas, einen Greis von 68 Jahren, dessen Leben durch Frömmigkeit und Rechtschaffenheit ausgezeichnet gewesen war — auf die Beschuldigung, daß er einen seiner Söhne umgebracht — zum Tode. Das Kollegium seiner Richter bestand aus Katholiken, und Calas war ein Protestant. Nach seiner Hinrichtung kam seine Wittwe nach Genf, Voltaire erfuhr die Ungerechtigkeiten, die Umstände des Prozesses, machte sie bekannt, schickte die unglückliche Wittwe nach Paris, um den König um Gerechtigkeit zu bitten; der Prozeß wurde revidirt, und der hingerichtete Calas unschuldig befunden, die verlassene Wittwe erhielt darauf durch die Verwendung Voltaires Unterstützung von vielen Menschenfreunden.

Voltaire gab darauf mehrere philosophische Schriften heraus, unter anderen sein philosophisches Wörterbuch. Dies aber schien dem Pariser Parlamente so irreligiös, daß es dasselbe verbrennen ließ. Der Bischof von Annecy, dessen wir schon oben erwähnt, beschuldigte den Verfasser, daß er nicht an Jesus Christus glaube. Um dies zu widerlegen, beichtete Voltaire bei einem Kapuziner, legte sein Glaubensbekenntniß ab, und ließ es von mehreren Zeugen unterschreiben. Allein dieser fromme Akt überzeugte seine geistlichen Gegner nicht. Sie eiferten und klagten fortdauernd gegen ihn.

Beinahe 30 Jahre hatte itzt Voltaire Paris nicht gesehen. Er schickte im Jahre 1777 zwei neue Tragödien dahin. Die Akteurs konnten mit sich in der Vertheilung der Rollen nicht eins werden. Die Aufführung des Stücks wurde verzögert. Dies machte ihn ungeduldig. Seine Freunde hatten ihn öfters nach der Hauptstadt eingeladen; er selbst wünschte, sich noch einmal daselbst bewundert zu sehen. Er entschloß sich in seinem 84sten Jahre zu der Reise dahin, und trat sie mitten im härtesten Winter 1778 an. Er suchte sich unterweges allen Ehrenbezeugungen zu entziehen; sie unterblieben aber doch nicht. Und Voltaire erschien ganz

unerwartet in Paris am 10. Februar 1778. Seine Ankunft in der Stadt wurde ein Fest der Freude, für den ersten und größten Theil der Stadt.

Indeß wurde Voltaire von der beschwerlichen Reise, und von der unruhigen Bewegung, in die der Pariser Enthusiasmus ihn versetzte, unpäßlich. Allein dies störte seine Munterkeit nicht. Er wollte eines seiner Stücke aufführen sehen, und ließ deßhalb die Akteurs und Aktricen zu sich kommen, um einige Szenen zu probiren. Bei einer dieser Uebungen griff er sich so stark an, daß ihm ein Gefäß in der Brust sprang. Man ward besorgt für sein Leben.

Die Irene war schon sechsmal aufgeführet worden, und immer hatte das Publikum besonders gewünscht, den Verfasser selbst bei der Aufführung gegenwärtig zu sehen. Seine Krankheit hatte etwas nachgelassen. Voltaire entschloß sich also, dem allgemeinen Wunsche Gehör zu geben. Kaum erschien er in der Loge, so erhoben sich alle Zuschauer. Ein allgemeines Freuden- und Bewillkommungs-Geklatsche! Bald darauf rief eine Stimme: Man setze ihm eine Krone auf! Tausend Stimmen wiederholten diese Worte. Der Schauspieler Brifard gehorchte denselben. Lange weigerte sich die Bescheidenheit

des Philosophen gegen diese Ehre, die ganz neu und ungesehen war. Allein von allen Seiten rief man: Das Publikum giebt dir die Krone. Die Freudenbezeugungen dauerten unausgesetzt vier Stunden fort, und wurden in hunderterlei Ausdrücken bezeugt. Es lebe Herr von Voltaire! Es lebe der französische Sophokles! Es lebe unser Homer! Es lebe der Philosoph, der die Welt denken gelehrt! Es lebe der Vertheidiger des Calas!

Voltaire sehnte sich indeß nach Ferney, und die Einwohnerschaft daselbst nach ihrem Gebietsherrn zurück. Da seine Bauern erfuhren, daß er krank war, so erboten sie sich, nach Paris zu kommen und ihn in einer Sänfte nach Ferney zu bringen. Allein Voltaire änderte vorerst auf Bitten seiner Freunde seinen Entschluß, und kaufte sich ein prächtiges Hotel zu Paris. Aber die Herstellung von seiner Kränklichkeit, die er hofte, erfolgte nicht. Rastlos und thätig, wie er noch in seinem hohen Alter war, that er der französischen Akademie den Vorschlag, ein neues Wörterbuch der französischen Sprache, nach den bestimmtesten Regeln und den Bedeutungen der Wörter zu verfertigen. Er selbst übernahm den Buchstaben A.

Uebermäßiges Arbeiten, und der starke Gebrauch des Cassees, den er sich angewöhnt hatte, raubten ihm unterdeß fast gänzlich den Schlaf. Man rieth ihm Opium zu gebrauchen; allein eine zu starke Dosis, die er aus Unvorsichtigkeit bekam, stürzten ihn in eine tödtliche Schlafsucht, und Voltaire starb bald hernach mit Ruhe und Gelassenheit am 31. Mai 1778.

Der Pfarrer von St. Sulpice drohte, Voltaire als einen Ketzer nicht begraben, oder wenn man ihn zwänge, ihn des Nachts wieder ausgraben zu lassen. Um alles Aufsehen und alle Widersetzlichkeit zu vermeiden, liessen die Freunde des Verstorbenen seinen Leichnam einbalsamiren, ihn des Nachts in einer Postchaise nach der Abtei Sellieres bringen, und in der dortigen Kirche begraben. Der Bischof von Troyes, unter dessen Diöcese die Abtei stund, schickte sogleich, wie die Sache ruchbar wurde, einen Befehl ab, Voltairen nicht zu begraben; allein, wie der Befehl ankam, war es schon zu spät. Sein Leichnam wurde nachdem nach Romilly gebracht, und von da am 11. Juli 1791, zufolge eines Dekrets der Nazionalversammlung in feierlicher Prozession nach Paris geführt, und in der Kirche der heiligen Genovefa beigesetzt.

Aus dem, was in dieser biographischen Darstellung enthalten ist, wird man in den Hauptstücken schon den grossen Mann haben kennen lernen, der der Koloß der französischen Litteratur und einer der merkwürdigsten Männer unseres Jahrhunderts war. An Schönheit und Glanz des Ausdrucks übertraf er alle seine Landsleute, an Reichhaltigkeit des Witzes alle Gelehrte, die je gewesen sind. Als Dichter und Prosaiker war er der erste und vollkommenste unter den Franzosen. Setzt man noch hinzu, daß Voltaire der erste gewesen ist, welcher seiner Nazion die grossen Entdeckungen des Newton in der Naturkunde und Mathematik, auch andere wichtige Wahrheiten, die in England zuerst aufgewachsen waren, faßlich vorgestellt und gefällig empfohlen hat; daß er eine Menge Mißbräuche dreust gerügt, fast immer aber mit lachendem Munde bestraft hat: so kann man sich einigen Begriff von dem weit ausgebreiteten, und bleibenden Eindrucke seiner so fruchtbaren Feder, und von seinen Verdiensten machen. Leider! hat er aber auch durch viele seiner Schriften der Religion und den guten Sitten empfindlich geschadet, und seinem Ruhme dadurch grossen Abbruch gethan.

Necker.

Jakob Necker ist zu Genf 1732 gebohren. Sein Vater, der ihm eine sehr gute Erziehung gab, war Professor daselbst. Schon in seinen Kinderjahren zeichnete er sich durch seine Fähigkeiten aus, und gewann auf der Schule sehr oft den Preis. Noch sehr jung kam er in das Handlungshaus seines Onkels Vernet zu Paris, nachher als Handlungsbedienter zu dem reichen Banquier Thelüsson, mit einem sehr kleinen Gehalt. Er lebte ordentlich, war fleißig, und rechnete vortreflich. Durch diese Eigenschaften erhob er sich zu der Stelle des ersten Handlungsbedienten seiner Herren, die ihm endlich einen Antheil an ihrer Handlung überliessen. Bei seiner ökonomischen Art zu leben, bei der Menge und bei dem glücklichen Fortgang seiner Geschäfte, nahm sein Vermögen beträchtlich zu. Im Jahre 1765 heirathete er Mademoiselle Curchod, die Tochter eines schweizerischen Landpredigers; eine Dame von seinem Verstande, und von vortreflichem

Herzen. Von dem beständigen Rechnen und Geldzählen abgemattet, las Necker des Abends gute Schriften, und machte selbst kleine Aufsätze, in denen er seinen Styl nach grossen Mustern bildete.

So lebte er, als die Akademie eine Lobschrift auf Colbert zur Preisfrage aufgab. Eine solche Preisfrage aufgeben, hieß verlangen, daß der, welcher den Preis zu gewinnen Anspruch machen wollte, fähig seyn müsse, das verwickelte Gewebe der französischen Finanzverwaltung auseinanderzusetzen, und in seine ersten Fäden aufzulösen. Necker schrieb, und trug im Jahre 1773 den Preis davon. Seine sehr gut geschriebene Abhandlung über einen Gegenstand, den Niemand vorher kannte, und über welchen die Akademie selbst, nur in Rücksicht auf den Vortrag und die Sprache, aber nicht in Rücksicht der Sache, zu urtheilen fähig war, machte grosses Aufsehen. Dazu kam noch das Verdienst, daß er Winke und Vorschläge gab, wie den in Verfall gerathenen Finanzen am besten abzuhelfen seyn möchte. Die scheinbare Auseinandersetzung von Dingen, die so verwickelt waren, daß sie gar nicht auseinandergesetzt werden konnten; die anscheinende, in ein Chaos gebrachte Ordnung; das auf einen dunkeln Gegenstand geworfene trügerische

Licht; die akademische Zierlichkeit, mit welcher die Schrift geschrieben, die Antithesen, mit denen sie ausgeschmückt, und der selbstgefällige Witz, mit dem sie hin und wieder verbrämt war, verbreitet mit dem Nimbus, den die Preismedaille um sie her verbreitete: alles dieses zusammengenommen verschaffte Neckers Schrift einen grossen Ruf, und ihm selbst eine Menge Bewunderer. Neckers Preisschrift war der allgemeine Gegenstand aller Gespräche. Bald nachher schrieb Necker auch eine Abhandlung über den Kornhandel, wovon in einem Monate vier Auflagen gedruckt wurden, und von dieser Zeit an ward Necker für den ersten spekulativen Banquier in Frankreich gehalten.

Der Herzog von Orleans suchte bald darauf seine Gesellschaft, und bahnte ihm den Weg zur Stelle eines Finanzministers. Kaum war Necker an dieser Stelle, als er die Banquiers und die Generalpächter von allen Seiten einschränkte. Sie hatten ihn, als er noch Handlungsbedienter war, beleidigt, und nun rächte er sich. Dieß konnte Niemand besser thun als er, dem alle ihre geheimen Schliche bekannt waren. Das Publikum, welchem die ganze Bande der Finanziers, wegen ihres Stolzes und Uebermuthes, von jeher verhaßt gewesen war, klatschte

Neckern lauten Beifall zu, und so hatte er das Vergnügen, sich bewundert zu sehen, indem er weiter nichts, als seine Privatrache befriedigte. Er wiederholte aber zu gleicher Zeit so oft, daß er großmüthig, uneigennüzig, und bloß zum Besten des Staats arbeite, daß endlich Niemand mehr daran zweifelte.

Neckers Seele ist keine von den grossen, vielumfassenden, entfernte Folgen im voraus berechnenden, planvollen, zur Herrschaft über andre geschaffnen Seelen. Zum Herrschen fehlt es ihm an Menschenkenntniß. Sein thätiger, aber eingeschränkter Geist, war zwar gewohnt, Zahlen, aber nicht Ideen zu verbinden; die Regel de Tri war die einzige, ihm geläufige, syllogistische Form, und alle Gegenstände, auf welche dieser Schluß nicht paßte, lagen ausser seinem Gesichtskreise. Dieß fühlte er wohl. Er konnte es sich selbst nicht verbergen, daß er aus der ihm bestimmten Laufbahn herausgerissen worden war, und daß er zum Finanzminister keine Talente hätte. Indessen hielt er doch die eben so unerwartete, als alle seine Hoffnungen übersteigende Erhebung für eine Folge seines Verdienstes, und fing seit diesem Augenblicke an sich selbst zu bewundern. Der bisher bescheidene Necker wurde nunmehr un-

erträglich stolz. Seine Eitelkeit, seine Prahlerei, seine eingebildete Grösse, und die Verachtung, womit er auf alle Plane, die nicht von ihm selbst herkamen, herabsah, machten ihn bald allen, die um ihn waren, unerträglich: um so viel mehr, da er am Hofe lebte, und gar nicht die mit Höflichkeit verbundene Unerschrockenheit besaß, die den Mann von Welt so vorzüglich karakterisirt.

Bis jetzt war der königliche Schatz gleich den Gefässen der Danaiden gewesen; was auf einer Seite hereinkam, floß auf hundert andern wieder heraus. Es war eine Quelle, aus welcher jeder zu schöpfen sicher war, der nur den Zutritt zu derselben erlangen konnte. Unter Neckern wurde es anders. Er hielt richtige Rechnung über Einnahme und Ausgabe, über Gläubiger und Schuldner, und wenn Geld in der Kasse vorhanden war, so schenkte er es nicht weg, sondern gab es, so lange er es nicht nöthig hatte, auf Zinsen aus. Ein solches Verfahren war am französischen Hofe noch nie erhört worden. Necker, als Banquier, war gewohnt jährlich einmal eine Rechnung über Gewinn und Verlust zu machen. Das that er nun auch als Finanzminister; daher erschien der berühmte Compte rendu, ein Werk, das unglaubliche Wirkung that.

Schon die Bekanntmachung einer solchen Jahresrechnung schien vorauszusetzen, daß der König der Nazion über die Anwendung der Einkünfte des Staats Rechnung legen wolle. Dieß war aber nicht Neckers Zweck. Er wollte bloß sich ein Denkmal stiften, ganz Europa beweisen, wie sehr er den Ruf eines grossen Finanzministers verdiene, und wie leicht es ihm werde, Einfachheit und Ordnung in die allerverwickeltsten Geschäfte zu bringen. Dabei war die Bilanz so gezogen, wie sie allenfalls der Buchhalter eines wankenden Handlungshauses ziehen würde, das täglich den Bankerot fürchtet, und durch eine ungetreue Darstellung seiner Fonds sich Kredit zu verschaffen sucht: denn es ist leider! heut zu Tage mehr als zu gewiß bewiesen, daß dieser Compte rendu nicht richtig war. Eine andere Absicht Neckers scheint gewesen zu seyn, durch seine Ruhmredigkeit, und sein ewiges Pochen auf Tugend und Rechtschaffenheit sein Ansehen zu erhalten, und dem Staate Kredit zu verschaffen; aber persönlichen Kredit, der nur dauern sollte, so lange er die Rechnung führte, und aufhören, so bald er seine Stelle verließ. So erhält oft ein Handlungshaus, bei dem man sich auf die Rechtschaffenheit des Buchhalters oder Hand-

lungsführers verläßt, sehr lange seinen Kredit, den es sogleich verlieren würde, sobald ein anderer an dessen Stelle käme.

Alles dieses aber sah man nicht. Man fand den Gedanken neu, schön und groß, und abermals wurde Necker bewundert, und über eine Handlung gepriesen, von welcher er so grosses Lob gar nicht erwartet hatte. Dieß trug nicht wenig dazu bei, seiner Eitelkeit und seiner Ruhmredigkeit einen neuen Schwung zu geben. Er hielt sich nun in vollem Ernst für einen grossen Staatsmann, da er doch im Grunde nur ein grosser Rechner war. Er glaubte alles zu können, und alles fordern zu dürfen. Er forderte daher für seine Frau ein Tabouret im Staatssaale der Königin unter den Herzoginnen, und für sich eine Stelle im Staatsrathe, und diese Forderungen stürzten ihn. Er verlor seine Stelle, und ging sogleich nach seiner Entlassung in sein Vaterland, die Schweiz, zurück. Dort kaufte er die Baronie Coppet im Kanton Bern. Diese Baronie, die schönste und größte in der Schweiz, liegt am Ufer des Genfersees, in der reitzenden Gegend, die einen Rousseau und Voltaire begeisterte. Hier schrieb er in der Einsamkeit sein Werk: über den Einfluß religiöser Meinungen; eine Schrift, die man mit

Vergnügen liest, auch dann, wenn man mit dem Verfasser über das Resultat seiner Untersuchungen nicht einverstanden ist.

In philosophischer Ruhe lebte Necker hier, bis man in Frankreich seine Zurückberufung in vollem Ernste verlangte. Er weigerte sich Anfangs zwar, nahm jedoch auf wiederholtes Ansuchen den Ruf an, und wurde zum zweitenmale Finanzminister. Gleich nach seiner Ankunft in Paris veranlaßte er, daß die Stände zusammenberufen wurden, weil, wie er glaubte, dieß jetzt noch das einzige Mittel sey, den Staat zu retten.

Es geschah, und Necker hielt eine Rede an die versammelten Reichsstände, die begierig erwartet wurde, aber den Erwartungen gar nicht entsprach. Man bewunderte zwar einige schöne Stellen derselben, aber die unerträgliche Länge und Weitschweifigkeit; die öftern Wiederholungen; die mit Pomp gesagten Gemeinsätze; die Unverständlichkeit mancher Stellen, und die unerwartete Kleinheit der angegebenen Hilfsmittel; das Schwankende und Unbestimmte; der gänzliche Mangel an einem festen Plan; die Klassifikazion der Gegenstände, über welche die Versammlung sich berathschlagen sollte; die lange und unpolitische Hererzählung der

Mittel, durch welche sich der König hätte helfen können, ohne die Stände zusammen zu berufen; die Scheingründe, mit denen er das System der Anticipation nicht nur entschuldigte, sondern sogar vertheidigte; die Lobrede auf die Diskontokasse; die Empfehlung der ostindischen Kompagnie; die Vertheidigung der Vorrechte der privilegirten Stände; die Beweise, daß nach Ständen, und nicht nach Köpfen gestimmt werden, oder daß wenigstens die eine Art zu stimmen mit der andern abwechseln müsse; das beständige Laviren, zu einer Zeit, wo alle Segel aufgespannt waren; die Schwäche der Regierung und des Finanzministers, welche überall durchblickte: alles dieses tadelte man daran, und zwar mit Recht. Seinen Versprechungen traute man nicht, weil sie zu groß waren, als daß sie hätten erfüllt werden können.

Durch diese Rede verlor Necker einen grossen Theil seines Ansehens, und konnte sich nur kurze Zeit in seinem Posten als Finanzminister erhalten. Er erhielt bald wieder Befehl, das Königreich zu verlassen, und mit ihm erhielten zugleich die bisherigen Minister: Montmorin, de la Lücerne und St. Priest ihren Abschied. Necker reiste sogleich ab, und als sich das Gerücht seiner

Abreise verbreitete, war ein allgemeines Schrecken die Folge dieser Nachricht. Fast alle Gemüther waren gleich wieder für ihn gestimmt, und man mißhandelte sogar diejenigen, welche die erste Nachricht von seiner Abreise ins Palais Royal brachten.

Kaum also hatte der Exminister Paris verlassen, als man schon wieder von seiner abermaligen Zurückberufung sprach, und selbige im Konvent verlangte. Der König sahe sich gleichsam gezwungen, den Bitten, die wahre Forderungen wurden, nachzugeben, und Neckers Zurückberufung zu bewerkstelligen. Er schrieb deßhalb selbst an ihn, und diesem Briefe legte die Nazionalversammlung ein schmeichelhaftes Schreiben bei. Dieser Einladung konnte Necker nicht widerstehen, sie kitzelte seinen Stolz und seinen Ehrgeiz zu sehr, als daß er sie hätte ausschlagen können. Schon am 27. Juli 1789 zeigte er der Nazionalversammlung durch ein Schreiben seine baldige Ankunft an. Die Ablesung dieses Schreibens wurde mit den heftigsten Freudensbezeugungen und mit unausgesetztem Beifallklatschen angehört, und seine Rückreise war ein ununterbrochener Triumph. Von Basel bis nach Versailles war die Strasse ganz mit Volk besetzt, welches ihn als den Schutzgott Frankreichs empfing,

und ihn mit Zurufen und Glückwünschen begleitete.

Nachdem Necker in Versailles an Lobeserhebungen und Schmeicheleien alles eingeerndtet hatte, was nur einzuerndten war, so ging er nach Paris, um auch dort seiner Eitelkeit ein Opfer bringen zu lassen. Dieser Schritt ist auf keine Weise zu entschuldigen: es war eine höchst unpolitische, eine unverzeihliche Reise! Statt im Triumph in Paris einzuziehen, hätte er gegen die Nazionalversammlung, welche ihn schlechterdings nicht entbehren konnte, einen festen Ton annehmen, und von ihr verlangen müssen, daß sie sich pünktlich an die befehlenden Aufträge ihrer Kommittenten halten solle, und weigerte sie sich dieses zu thun, so mußte er die Versammlung bei der Nazion verklagen. Hätte Necker auf diese Weise gehandelt, so würde Frankreich jetzt eine Konstituzion haben, die Schulden wären bezahlt, und Ludwig XVI. lebte noch.

Am 30. Juli kam Necker nach Paris. Die Bürgermiliz zu Pferde und zu Fuß, begleitet von einer unzählbaren Menge Volks, kam ihm entgegen. Ein unermeßlicher Haufe drängte sich um seinen Wagen, und die Luft ertönte von dem Geschrei: „Hoch lebe die Nazion! Hoch lebe Necker!“ So ging es

fort bis an das Rathhaus. Auf der Treppe desselben kamen ihm zwölf Rathsherren entgegen, um ihn zu empfangen.

Als er in den Saal trat, war das Beifallklatschen und Freudengeschrei über alle Beschreibung groß. Necker hielt eine Rede an die Versammlung, die ihm der Präsident beantwortete. Er wollte den Enthusiasmus, worin die Versammlung gerathen zu seyn schien, nützen, und bat für seinen in Arrest sitzenden Landsmann Besenval; der Konvent bewilligte sie, allein bei dem Volke erregte es den lautesten Unwillen. Es sah diese Begnadigung als einen Eingriff in seine Rechte an, und schrie fast unaufhörlich: Necker! Necker! wir wollen Neckern sehen. Er war genöthigt sich dem Volke zu zeigen, um es nur einigermassen wieder zu beruhigen; mit der Nazionalkokarde am Hut stellte er sich an ein Fenster, und sprach, so viel es der Lärm gestattete. Gleich erhob sich ein Freudengeschrei und Vivatrufen, das beinahe ohne Aufhören war, und er zog mit vollen Zügen das Vergnügen ein, welches ihm der Anblick so vieler tausend Menschen verschaffte, die ihm alle zuriefen, daß er ein grosser Mann und der Schutzengel Frankreichs sey.

Nach diesem Triumphe kehrte Necker entzückt nach Versailles zurück. Da aber das

Volk in allen seinen Handlungen unbeständig ist, weil es nicht nach Grundsätzen handelt, sondern immer nur dem Eindrucke des gegenwärtigen Augenblicks folgt: so dauerte auch Neckers Triumph nicht lange. Der Pöbel versammlete sich, war unzufrieden und murrte laut über die versprochene Amnestie, und über die Neckern zugestandene Befreiung Besenvals. Man war unzufrieden über den Minister, daß er die Befreiung Besenvals verlangt hatte; man machte seine Gesinnungen verdächtig, und die Ruhe wurde nicht eher wieder hergestellt, bis die Befreiung Besenvals widerrufen wurde.

Nun fühlte es Necker, wie sehr er die Gunst des Volks verloren hatte, und sah es schon im voraus, daß er sich in seinem Posten abermals nicht würde halten können. Er bat daher im September 1790 um Urlaub, um, wie er vorgab, seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, aber im eigentlichen Sinne, um nie wieder zu kommen. Der Urlaub wurde bewilligt, und so entging Necker dem Beile der Guillotine, welches ihm wahrscheinlich zu Theil geworden wäre. Er reisete wieder auf sein Gut Coppet, wo er seit dieser Zeit in philosophischer Ruhe lebt, und sich zur Erholung mit der Schriftstellerei beschäftigt. Im Jahre 1796 gab er

ein Werk in 4 Bänden über die französische Revoluzion heraus, welches aber von keiner Partei gerühmt wird.

Necker ist von mittlerer Grösse, aber von starkem Körperbau. Seine Manieren haben etwas Rauhes; in seinen Audienzen begegnete er den Leuten verächtlich und oft spöttisch. Aber ein ganz anderes Betragen beobachtete er gegen jene, deren Einfluß auf die grosse Welt ihn bewog, behutsam gegen sie zu seyn, und die Kunst, die er in diesen Umständen anwendete, war eines seiner wirksamsten Mittel, um die Köpfe zu erhitzen, und sich Anhänger, die ihn vergötterten, zu verschaffen. Seine Frau starb ihm Anfangs 1796, und noch ist er über ihren Tod untröstlich. Seine Tochter ist die Gemahlin des schwedischen Bothschafters bei der französischen Republik, des Barons von Stael, und hat sich durch mehrere Schriften über Politik und Moral als eines der geistreichsten Frauenzimmer bekannt gemacht.

Fox.

Karl Fox ist im Jäner 1749 zu London gebohren. Sein Vater, der Lord Volpone, war einer der größten Männer seines Zeitalters, hatte bei dem vortrefflichsten Charakter viel Verstand und ein ansehnliches Vermögen, und bekleidete zuerst das Amt eines Kriegssekretärs, später wurde er Staatssekretär und endlich nach seiner Vereinigung mit Chatam, den Vater des itzigen Premierministers Pitt, erhielt er die einträgliche Würde eines Großschatzmeisters.

Fox wurde äusserst sorgfältig erzogen, und sein Vater wendete alle Zeit, die ihm von seinen Geschäften übrig blieb, auf die Bildung seines Sohnes. Einer der wesentlichsten Punkte in der Erziehungskunst seines Vaters war: seine Kinder bei guter Zeit daran zu gewöhnen, daß sie bei jeder Gelegenheit ihre Meinung frei heraussagten; seine Nachsicht gegen sie verwahrte sie völlig vor der bei Kindern so gewöhnlichen Blödigkeit; und sie nahmen so sehr die Ge-

wohnheit an, über alles mitzusprechen, daß sie sich dadurch unvermerkt allgemeine Kenntnisse verschaften. Der junge Fox gab verschiedene Beweise seiner Anlagen. Durch die grosse Freiheit, die ihm sein Vater ließ, setzte er diesen sehr oft in lächerliche Verlegenheiten.

Als Fox 14 Jahre alt war, schickte ihn sein Vater nach Eton, wo er, ohne sich eben sehr ums Studiren zu bekümmern, nichts desto weniger sehr schnelle Fortschritte in den Wissenschaften machte. Alles, was er las, behielt er vollkommen; er hatte selbst eine Gabe zu schreiben, die keiner seiner Landsleute nachzuahmen vermochte. Sein durchdringender Verstand, seine Lebhaftigkeit und die Anmuth seines Geistes, die seiner Jugend so viele Reize gaben, liessen ihn ausserordentliche Vortheile für die Zukunft hoffen. Alle diese Vollkommenheiten, mit einer gewissen zuversichtlichen Mine verbunden, welche etwas von Unverschämtheit an sich hatte, setzten ihn über jede Schwierigkeit hinweg.

Später schickte ihn sein Vater von Eton weg nach Oxford. Hier war es Fox zu traurig und er bat seinen Vater ihn auf Reisen gehen zu lassen, welche Erlaubniß er von selbem auch ohne Mühe erhielt. Ganz voll von den Vergnügungen, die er in Frankreich

und Italien zu genieſſen hofte und eben so eingenommen von seinen Talenten, auf welche er bei der Rolle, die er zu spielen gedachte, besonders rechnete, schiffte er sich ein und kam glücklich in Paris an. Er betrog sich auch in seinen Erwartungen nicht; denn er machte sich hier durch die Biegsamkeit seines Geistes bald viele Freunde. Die Unstätigkeit seines Charakters, kam mit dem flüchtigen Wesen der Nazion, unter der er itzt lebte, vortrefflich überein. Die Hofleute bemerkten an ihm ein Talent fürs politische Fach, welches weit über die Gränzen seines Alters reichte; in allen Arten von Streitigkeiten erhielt seine Meinung jederzeit den Sieg.

Ein solcher Ruf machte ihn bald zum Abgott der Frauenzimmer. Er mischte sich allzeit in ihre Privatunterhaltungen und fand sich stets bei ihren Nachttischen ein. Wenn man alle Liebesabenteuer, die er in Frankreich, Italien und in seinem Vaterlande bestand, erzählen wollte, würde ein dicker Band nicht hinreichen. Im Winter verließ er Paris und begab sich nach Venedig und dann nach andern Städten Italiens. Endlich kehrte er wieder nach England zurück; und da sein Vater seines Alters wegen im Parlament nicht immer Sitzung nahm, so ließ er seinen Sohn darin aufnehmen.

Im Jahre 1768 ward er für eine Kommunität in der Provinz Sussex erwählt, und den folgenden Winter bekam er den Auftrag, in einer sehr wichtigen Angelegenheit das Wort zu führen, ob er gleich noch nicht das erforderliche Alter erreicht hatte. Er war diese Gunst theils seinem persönlichen Talent, theils der Aufführung schuldig, die er beobachtete, indem er sich auf die Seite des Ministeriums schlug, welches ihn für fähig erklärte, den Obliegenheiten seiner Stelle mit Ehren vorstehen zu können. Und er zeigte dabei eine so männliche und starke Beredsamkeit, daß die ältesten Parlamentsglieder darüber erstaunten.

Wenn er indessen als Parlamentsglied, oder auch blos als Advokat, so oft einen glücklichen Erfolg hatte, so darf man dies nicht auf Rechnung seiner Arbeitsamkeit oder seines Eifers fürs Studieren, sondern nur jenem durchdringenden Verstande zuschreiben, welcher ihm mit einem Blicke den schwierigsten Punkt einer Sache entdecken ließ, ohne daß er erst nöthig hatte, die damit verbundenen Thatsachen zu untersuchen. Seine Freunde hoften, so wie er in Geschäfte verwickelt werden dürfte, würde auch sein Geschmack für Spiel und Luxus abnehmen, aber sie betrogen sich. Ob er schon im Par-

lament mit einer sehr ernsthaften Mine erschien, so überließ er sich doch nichts desto weniger allen Vergnügungen übermäßig.

Um ihn wo möglich zu hindern, seinem Hange zu Ausschweifungen nachzugehen, verschafte ihm sein Vater eine Stelle im Departemente der Marine. Allein die Bemühung blieb umsonst; denn obgleich dieses neue Amt seine ganze Aufmerksamkeit erforderte, so blieb er doch dem Spiele so ergeben, daß er oft in St. James Quartier eine Depesche unterzeichnete, die er im Departemente der Admiralität geschrieben hatte, indem er in der einen Hand die Feder und in der andern die Karten hielt. Er hatte sich dadurch gegen 20,000 Gulden Schulden auf den Hals geladen, auf vieles Bitten gab ihm endlich sein Vater diese Summe um sie gleich abzubezahlen, er wollte es am andern Tage thun, kam aber denselben Abend noch in eine Spielgesellschaft und verlohr da die ganze Summe.

Die Freundschaft welche Lord Borcas für Fox zeigte, trug nicht wenig bei, ihm eine Stelle im Ministerio zu verschaffen. Fox verließ seinen Dienst beim Admiralitätskollegio, um Platz im Staatsrath zu nehmen, wo sein Freund präsidirte. Nichts war indeß fähig ihn vom Spiele abzuziehen, und

es ist sich daher nicht zu verwundern, wenn der Ertrag seiner Stelle und die Unterstützung seines Vaters nicht hinreichend war. In diesen Zeiten der Noth suchte er tausend unbekannte Mittel hervor, um sich aus der Verlegenheit zu reissen. Kaum giebt es in London einen Wucherer, mit dem er nicht in Verbindung gestanden hätte. Er hatte in seinem Hause ein verborgenes Zimmer, wo er die Juden und alle seine Mäckler empfing; dieses nannte er deswegen die Kammer von Jerusalem. Indessen hatte das Verfahren des Fox bei verschiedenen Gelegenheiten, die Vernachläßigung seiner Amtsgeschäfte, seine Verschwendung und einige andere geheime Gründe, ihn endlich genöthigt, nach dem Tode des Marquis von Rockingham, seine Stelle im Ministerio niederzulegen.

Fox war, dem König selbst unerwartet, mit Lord North einverstanden und versöhnt, und trat nun 1784 neuerdings als Staatssekretär ein. Indeß besaß er diese Stelle doch wieder nicht lang. Er hatte eine Bill ins Parlament gebracht, daß man der Ostind. Compagnie das Regiment über ihre grossen Erwerbungen in Indien nehmen, und sie 7 Direktoren unterordnen sollte, die von dem Unterhause ernannt würden. Natürlich hatte diese Bill des Königs Beifall nicht,

und da sie im Oberhause abgeschlagen wurde, so versuchte der König sein ganzes Ministerium zu verändern, und es gelang ihm ein neues nach seinem Willen und dem Rath seiner Freunde, insonderheit des Lords Tempel, zu ernennen. Pitt wurde nun Kanzler und Unterschatzmeister der Exchequer, und Fox mit seiner Partei mußte abtreten.

So war Fox in einem Zeitraume von achtzehn Monaten zweimal ein alles bewirkender Minister und zweimal ein Bettler, der von dem Almosen seiner Freunde leben mußte: ein Fall, der in der Geschichte gewiß beispiellos ist! Da er 1783 das erstemal das Ministerium verließ, so fand er sich den andern Tag im Parlament ein, nahm seinen Sitz auf der Oppositionsbank, und hub seine Rede mit diesen Worten an: Hier stehe ich nun wieder, so arm als ich war! Diese Dürftigkeit aber, die noch immer bei diesem unruhigen Manne fortdauert, ist nicht die Folge seiner uneigennützigen Administrazion: sondern die Kürze derselben, sein grosser Hang zur Verschwendung und die Hoffnung, lange am Ruder zu bleiben, waren Ursache, daß er beidemal das Ministerium so arm wieder verließ, wie er hereingetreten war.

Seit der Zeit, als er das zweitemal aus dem Ministerium trat, ist nun Fox immer

auf der Seite der Oppoſizion und den Abſichten des Königs und ſeines Miniſters Pitt allezeit entgegen. Es wäre unnöthig dies ausführlich hier zu erzählen, da jeder Leſer es ohnehin nur zu gut weiß. Seit dem Ausbruche der franzöſiſchen Revoluzion und des ſpäter deswegen zwiſchen beiden Reichen entſtandenen Krieges aber, zeigte er ſeine Mißbilligung der Grundſätze des itzigen Engliſchen Miniſteriums am deutlichſten: in jedem Jahre als das Parlament verſammelt war, ſchlug er vor mit den Franzoſen Friede zu machen; erſchwerte immer dem Miniſter Pitt die Bewilligung der Subſidien zur Fortſetzung des Kriegs und zur Vertheidigung des Landes u. ſ. w. Da er indeß nie die Oberhand erlangen konnte, und ſeine Anträge immer durch eine groſſe Stimmenmehrheit verworfen wurden, ſo wollte er im Jahre 1797 das Parlament gar nicht mehr beſuchen, weil, wie er ſagte, alle ſeine Reden ohnehin fruchtlos wären; jedoch erſcheint er nun doch auf das dringende Zureden ſeiner Freunde wieder öfter in demſelben. Im heurigen Jahre aber mußte Fox noch die Kränkung erleben, daß ihn der König eigenhändig aus dem Buche, wo er als geheimer Rath desſelben eingeſchrieben ſtand, ausſtrich.

Paine.

Thomas Paine ist zu Thetford in der Grafschaft Norfolk am 29. Jäner 1737 gebohren. Sein Vater, der Sohn eines kleinen, aber doch angesehenen Pächters, war von Gewerbe ein Schnürbrustmacher, und seiner Religion ein Quäker. Seine Mutter war die Tochter eines Advokaten von Thetford, und von der in England herrschenden Kirche. Er ward in seiner Vaterstadt unter dem ehrwürdigen William Knowles, Schulmeister zu Thetford erzogen, und für einen Knaben von grossen Fähigkeiten gehalten, obgleich er nicht sehr ordentlich und fleissig war. Seine Studien schränkten sich mehr auf das Nützliche, als auf das Schöne ein; er lernte lesen, schreiben und rechnen. Im 13. Jahre verließ er die Schule, um das Gewerbe seines Vaters zu lernen, welches er auch, obgleich er es nicht liebte, beinahe fünf Jahre trieb.

Im Jahre 1756 kam der junge Paine nach London. Er arbeitete eine Zeitlang bei

Morris, einem sehr bekannten Schnürbrustmacher, in Hannoversstreet, Long-Acre. Er blieb indeß nicht lange in London; und wahrscheinlich ist dieses die Periode, in welcher er seine erste Seefahrt unternahm.

In einem jugendlichen Alter, roh und unternehmend, und von dem Heroismus eines Herrn entflammt, der einst auf einem Kriegsschiffe gedienet hatte, betrat er eine neue Laufbahn, und ging an Bord des Kaperschiffs the Terrible, das der Kapitain Death anführte. Von dieser Unternehmung ward er indeß noch glücklicherweise bei Zeiten durch eine liebevolle Ermahnung seines guten Vaters zurückgebracht; aber der Eindruck derselben auf den jungen Paine, so groß er auch Anfangs war, verlohr sich doch in kurzer Zeit; der junge Mann begab sich nachher auf das Kaperschiff König von Preussen, und ging damit in See. Diese Lebensweise setzte er aber nicht lange fort; denn im Jahre 1758 finden wir ihn schon wieder in Dover, wo er beinahe ein ganzes Jahr sein erlerntes Gewerbe trieb.

Im April 1759 ließ er sich als Meister in seinem Handwerke in Sandwich nieder, und heirathete am folgenden 27. September Mary Lambert, ein hübsches Mädchen, die Tochter eines Zollbeamten. In

Sand-

Sandwich blieb er aber nicht lange, sondern zog am 7. April 1760 mit seiner Frau nach Margate. Kurze Zeit darauf verlor er sein Weib, und ging nun wieder nach London.

Die Versuche, die Paine mit seinem Gewerbe machte, brachten ihm kein Vergnügen, und nur wenig Gewinn; dieses bestimmte ihn damals, demselben auf immer zu entsagen. Als Jüngling lernte er die Pflichten und die Einkünfte eines Zollbeamten kennen. Seine Frau sprach vermuthlich oft mit ihm von den Ehren und Vortheilen ihres verstorbenen Vaters. Durch diese Betrachtungen geleitet, ging er im Juli 1761 wieder in seines Vaters Haus, um zu Thetford in Ruhe und Einsamkeit den grossen Gegenstand seiner künftigen Laufbahn zu verfolgen.

Nach einem fünfzehnmonatlichen Studium ward Paine in einem Alter von 25 Jahren am 1. Dezember 1762 bei der Accise angesetzt. Diese Erfüllung seines Wunsches hatte er der freundschaftlichen Vermittlung des gelehrten Registrators zu Thetford, Cokfedge, zu verdanken. Aber er brachte in dieser seiner Laufbahn nicht mehr als zwei oder drei Jahre zu; denn es ist gewiß, daß er, aus welchen Ursachen wissen wir

nicht, am 27. August 1765 seiner Dienste entlassen ward.

Nach diesem Unfalle gerieth er in grosse Dürftigkeit. Es heißt, daß er einige Zeit fast ohne Nahrung und Wohnung zubrachte. Am 11. Juli 1766 ward er in sein Amt wieder eingesetzt; ein Umstand, der zu beweisen scheint, daß er seine erste Entlassung nicht verdient habe. Diese Wiederaufnahme verschaffte ihm indessen noch keine unmittelbare Stelle. Er ward daher in der Zwischenzeit bei einer Schule als Lehrer der englischen Sprache in Lemanstreet, Goodman's Fields, angesetzt, wofür er jährlich 25 Pfund Sterling Gehalt bekam. In derselben Eigenschaft lebte er nachher eine kurze Zeit in Kensington.

Im März 1768 ward er Accisebeamter in Lewes, in der Grafschaft Sussex. An diesem Orte wohnte er bei einem Tabaksfabrikanten Ollive; nach dessen Tode er seine Handlung unter seinem eignen Namen fortsetzte, und Elisabeth Ollive, die Tochter seines verstorbenen Hauswirths heirathete. Diese Periode soll eine der glücklichsten seines Lebens gewesen seyn. — Im Jahre 1772 faßten die Accisebeamten im ganzen Königreiche den Entschluß, bei dem Parlamente um eine Vergrösserung ihres Gehalts zu bitten. Paine, der eine der Hauptpersonen war,

wurde von ihnen aufgefordert, ihre Sache zu Papier zu bringen; dieses that er, und machte nach einer Arbeit von mehrern Monaten den Aufsatz durch den Druck bekannt. Ungeachtet aller seiner Mühe aber hatte seine Schrift doch nicht den gewünschten Erfolg.

Im April 1774 häufte sich bei Paine ein Unglück über das andere. Alle Effekten in seinem Laden wurden verkauft, um seine Schulden zu bezahlen. Da er als Grossirer auch mit accisbaren Artikeln handelte, so war er, wir wissen nicht, ob mit Recht oder Unrecht, im Verdacht, als wenn er Unterschleif machte; und ward am 8. desselben Monats nach einem zwölfjährigen Dienste wieder seines Amtes entlassen. Am folgenden 24. Mai kam Paine mit seiner Frau überein, sich von einander scheiden zu lassen, und den 4. Juni darauf ward die Ehescheidung förmlich vollzogen. Manche behaupten, daß Paine seine Frau mit Grausamkeit behandelt habe, und daß dieses die Ursache ihrer Trennung gewesen sey.

Gegen das Ende des Jahrs faßte er, zufolge einer starken Empfehlung an Dr. Franklin, den Entschluß, sein Vaterland zu verlassen, und segelte daher im September nach Amerika ab. Er kam zu Philadelphia im Winter an, einige Monate vor der

Schlacht von Lexington, die im April 1775 vor sich ging. Sein erstes Geschäft in der neuen Welt war, das eines Ladendieners bei Aitkin, einem fleissigen Buchhändler in Philadelphia, mit 20 Pfund Sterling jährlichen Gehalts. Bald darauf legte er sich auf die Chymie; und im November, als die Zufuhr von Schießpulver nach Amerika abgeschnitten war, beschäftigte sich sein fruchtbares Genie mit Versuchen, den Kongreß auf eine leichte und wohlfeile Art mit Salpeter zu versehen.

Von der Zeit an ward er mehr bekannt, und sein zeitheriges Leben verdient schon besondere Aufmerksamkeit. Am 10. Jäner 1776 gab er seine berühmte Schrift unter dem Titel: Common sense (gesunde Vernunft) heraus. Dieses Werk ward allgemein gelesen, und meistentheils mit Beifall aufgenommen. Die erste Auflage war bald vergriffen. Eine zweite erschien in kurzer Zeit, die um ein Drittel vermehrt war.

Im Laufe des Jahrs 1776 befand sich Paine bei der Armee, in welcher Eigenschaft, wissen wir nicht. So viel ist gewiß, daß er Washington auf seinem Rückzuge vom Hudson'sflusse nach dem Delaware begleitete. Zu derselben Zeit nahm der Kongreß die Flucht; alles war erschrocken; bloß Paine

nicht. Er sah, daß die Amerikaner Hülfsquellen genug hatten, um die Hoffnung nicht schwinden zu lassen, und bestrebte sich, andern dasselbe Zutrauen einzuflössen. In dieser Absicht gab er am 19. Dezember die: Crisis heraus, worin er jeden Grund der Hoffnung auseinander setzte, und jede Ursache der Furcht untersuchte. Dieses Werk, das 13 Stücke enthält, gab er zu verschiedenen Zeiten heraus, bis daß die Revoluzion zu Stande war. Das letzte Stück erschien am 19. April 1783, an demselben Tage, da die Aufhörung der Feindseligkeiten proklamirt wurde.

Im Jahre 1777 ernannte ihn der Kongreß einmüthig, und ohne daß er es vorher wußte, zum Sekretär in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Von der Zeit an genoß er einen genauern Umgang mit dem Dr. Franklin. Sein Amt war ihm sehr angenehm, da es ihm die Gelegenheit verschaffte, die Lage fremder Höfe, und ihre Art, Geschäfte zu verrichten, näher kennen zu lernen. Als aber zwischen dem Kongreß und ihm, wegen einem ihrer damals sich in Europa aufhaltenden Kommissarien, des Hrn. Silas Deane, ein Mißverständniß eintrat, nahm er am 8. Jäner 1779 seinen Abschied, und schlug zu gleicher Zeit die

Geldunterstützung aus, die ihm von den französischen und spanischen Ministern, Gerard und Don Juan Miralles, angeboten wurde.

Kurz nachher ward er zum Lehrer der Künste bei der Universität von Philadelphia ernannt: und im Jahre 1780 ward er Mitglied der amerikanischen philosophischen Gesellschaft, als sie durch die Legislatur der Provinz Pensylvanien wieder belebt wurde. Seine Unabhängigkeit als politischer Schriftsteller war sehr bekannt. Sein Patriotismus hatte ihm viele Freunde erworben, und unter andern schien der General Washington eine grosse Meinung von der Wichtigkeit seiner Dienste zu haben. Zur Belohnung für diese Dienste bekam er von Neu-York einige konfiszirte Ländereien zu Neu-Rochelle, und von Pensylvanien 500 Pfund Sterling zum Geschenke.

Als seine Gegenwart in Amerika nicht länger nothwendig war, ging er im Herbste des Jahres 1786 nach Frankreich, und kam zu Anfange des Jahrs 1787 in Paris an. Was er vorzüglich mit sich brachte, war sein Ruf als Schriftsteller, und das Modell zu einer Brücke, das der Akademie der Wissenschaften vorgezeigt wurde. Von Paris ging er den 13. September nach England

hinüber; gerade 13 Jahre nach seiner Abreise nach Philadelphia. Vor Ende des Monats ging er nach Thetford, um seine Mutter zu sehen, der er wöchentlich 9 Schilling aussetzte; diese Unterstützung hörte aber nachher auf, als der amerikanische Kaufmann, der die Auszahlung zu besorgen pflegte, bankerott wurde.

Einen Theil des Jahrs 1788 wohnte Paine zu Rotherham in Yorkshire, wo seine eiserne Brücke geschlagen, und vorzüglich auf Kosten des scharfsinnigen Walker zu Stande gebracht wurde. Der Plan hatte indessen Paine eine ansehnliche Summe gekostet; und da auch die angenommenen Anweisungen des amerikanischen Kaufmanns auf ihn, sich auf 620 Pfund Sterling beliefen, die er nicht sogleich bezahlen konnte, so ward er am 29. Oktober 1789 arretirt. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei ehrwürdige Kaufleute seine Bürgen; da er nun eine beträchtliche Summe, die er unterdessen aus Amerika empfangen hatte, auszahlte, und auf das Uebrige einen Wechsel von sich gab, so ward er im November, nach einem dreiwöchentlichen Gefängnisse, wieder in Freiheit gesetzt.

Nach der Bekanntmachung der Betrachtungen über die französische Revoluzion

von Burke gab Paine im Februar 1791 sein bekanntes Werk, unter dem Titel: Rechte des Menschen, heraus. Dieses Buch ward im Verlage des Buchhändlers Johnson gedruckt; da es aber einige strenge Bemerkungen über verschiedene Theile der englischen Regierung enthielt, so ward Johnson durch den Rath einiger seiner Freunde dazu verleitet, die Bekanntmachung desselben von sich abzulehnen, worauf es dann erst nach Verlaufe eines Monats vom Buchhändler Jordan öffentlich angezeigt wurde.

Um die Mitte des Mai's ging Paine wieder nach Frankreich. Als Ludwig XVI. zu Varennes angehalten, und wieder nach Paris zurückgebracht wurde, war Paine in ziemlicher Gefahr. Ein Offizier rief nämlich im Namen der Nazionalversammlung, daß alle Anwesende still und bedeckt seyn sollten. In einem Augenblicke hatten alle Köpfe ihre Hüte auf. Paine hatte unglücklicherweise seine Nazionalkokarde, das Zeichen der Anhänglichkeit an Freiheit und Gleichheit, verlohren. Es entstand nun mit einmal ein Geschrei: Aristokrat! Aristokrat! An die Laterne! An die Laterne! Paine ward nun von denen, die bei ihm standen, gebeten, seinen Hut aufzusetzen, und es dauerte eine ziemlich lange Zeit, ehe der Pöbel sich zur

Ruhe bringen ließ. — Am 13. Juli ging er wieder nach London zurück.

Im Februar 1792 erschien der zweite Theil seiner Rechte des Menschen, der ihn noch mehr in Ruf setzte. Der Absatz dieser Schrift war grösser, als vielleicht der Absatz von irgend einem bisher in England gedruckten Buche; denn als dieser zweite Theil herauskam, waren von dem ersten Theile in England, Schottland und Irrland nicht weniger als zwischen 40 und 50,000 Exemplare gedruckt; wenn man nun dazu nimmt, daß noch viele wohlfeile Ausgaben herausgekommen sind, von denen ebenfalls viele tausend Stücke abgingen, so kann man wohl annehmen, daß die Summe aller verkauften Exemplare sich auf nicht viel weniger, als 300,000 belaufen mag.

Am folgenden 6. September ward Paine von dem Departement von Calais zu seinem Repräsentanten im französischen Nazionalkonvent erwählt. Er verließ London am 13., und kam, nachdem er erst mancherlei Beleidigungen von dem Volke zu Dower ausstehen mußte, den folgenden Tag in Calais an, von wo er gleich nach Paris abging. Hier ward er von seinen Kommittenten mit vieler Freude, und mit ausgezeichneten Beweisen der Hochachtung em-

pfangen. Sein Betragen und seine Schicksale als Konventsmitglied sind allgemein bekannt.

Unter der Schreckensregierung des Robespierre wurde er als ein Fremder, und weil er es mit der Partei der Girondisten gehalten hatte, arretirt, mußte im Gefängnisse vieles Ungemach erdulden, und hätte vielleicht gar noch die Guillotine besteigen müssen, wenn nicht der Sturz des Tyrannen ihn gerettet hätte. Er wurde nachher aus dem Gefängnisse entlassen, und lebt seit dieser Zeit ruhig und still in Paris von der Schriftstellerei. Seine letztern Werkchen: Untersuchungen über wahre und fabelhafte Theologie, und über den Gottesdienst, sind voll der bittersten Ausfälle auf die Religion, und voll unreifer und falscher Urtheile; daher auch schon von mehrern Schriftstellern gründlich widerlegt worden. Auch seine Schrift: über das Sinken und den Untergang des englischen Finanzsystems, zeichnet sich bloß durch falsche Schlüsse und grosse Bitterkeit gegen sein vaterländisches Ministerium aus, und er wird den sobald prophezeiten Verfall dieser Finanzen gewiß nicht erleben.

Bahrdt.

Karl Friedrich Bahrdt war den 25. August 1741 zu Bischofswerda in der Lausitz gebohren. Sein Vater, der Diakonus des Orts, wurde bald von da zu bessern Stellen befördert und kam wenige Jahre darauf nach Leipzig, wo er Anfangs als Prediger an der Petrikirche, hernach als Professor der Theologie und Superintendent angestellt wurde. Die Erziehung des jungen Bahrdt wurde Hauslehrern überlassen; da aber die meisten derselben mittelmäßige oder ganz unfähige und schlechte Menschen waren, unter deren Leitung seine wissenschaftliche und sittliche Bildung wenig gedeihen konnte, so machte sein Vater den Versuch ihn auf die Nikolaischule zu schicken, und da auch dieses nicht den erwünschten Erfolg hatte, so brachte er ihn nebst einem andern seiner Söhne auf die Schulpforte.

Hier äusserte sich schnell bei dem 14 jährigen Knaben die Folge besserer Disziplin und Anleitung. Er zeichnete sich durch schnelle

Fortschritte vor seinen Mitschülern aus und widerstand auch der Verführung zu Thorheiten und Ausschweifungen. Allein dies dauerte nicht lange und er ward nach 2 Jahren seines schlechten Betragens wegen relegirt. Er kehrte also nach Leipzig zurück und wurde, nachdem er noch einigen Privatunterricht von Erneſti im Griechischen und Lateinischen erhalten, in seinem 16. Jahre Student. Nachdem er ein paar Jahre studiert hatte, trat er zum erstenmale in der Nachbarschaft von Leipzig als Kanzelredner auf. Da ihm dieser erste Versuch gelang, da er reichlichen Beifall der Gemeinde und der Predigerfamilie des Orts einerndtete, so gaben diese Umstände seiner Eitelkeit und seinem Selbstvertrauen einen neuen Schwung, und erzeugten in ihm, der sich nun zu allem fähig hielt, den Entschluß, sobald als möglich zu promoviren, um als akademischer Lehrer aufzutreten. Diesen Plan führte er im Jahre 1761, dem 20. seines Alters, aus, wo er zum Doktor der Philosophie und zum Magister der freien Künste kreirt wurde.

Bahrdts Studienplan ward in Allem übereilt. Er bezog die hohe Schule, als er noch auf den niedrigen Schulen hätte lernen sollen und er ward itzt akademischer Lehrer, als er erst reif zum akademischen Lehrling

war. Dennoch betrat er im süssen Selbstgenusse seiner neuen Würde den Lehrstuhl und debutirte, unter ziemlichem Beifalle, mit Vorlesungen über die Dogmatik, die er als Wiederholung der Vorlesungen seines Vaters ankündigte. Im Jahre 1762 erhielt er eine Katechetenstelle in Leipzig und einige Jahre darauf wurde er Substitut seines Vaters und ausserordentlicher Professor der geistlichen Philologie. Der allgemeine Beifall, den man seinen Kanzelvorträgen zollte, verblendete ihn immer mehr, und er war schon nicht mehr zufrieden, blos in dem Umfange von Leipzigs Mauern zu glänzen, sondern er suchte auch seinen Ruhm durch Schriftstellerei, weit und breit zu verherrlichen; anfangs nur durch kleine exegetische, kritische und andere Abhandlungen, hernach durch grössere Schriften. Im Besitz einer Professur und mit glänzenden Aussichten für die Zukunft, fehlte ihm in der Gegenwart nichts als ein reichliches Auskommen, welches er sich durch eine reiche Heirath zu verschaffen hoffte; aber er sah sich unter mannigfaltigen Vorwänden von verschiedenen vermöglichen Leipzigerinnen abgewiesen. Dieß war nur das Vorspiel des Mißgeschicks, das ihn im Jahre 1768 betraf. Seine Verhältnisse hatten den sinnlichen und sorglosen Mann nicht abhalten kön-

nen, sich in ein liederliches Haus zu verirren. Er ward von einer Dirne als Vater angegeben, kam darüber in Inquisizion, und mußte seine Aemter niederlegen.

Dieser Schlag zertrümmerte das ganze Gebäude seines Glückes in Leipzig und nöthigte ihn, ein Land zu verlassen, in welchem seine Schande überall kund worden war. Er flüchtete nach Halle zu Klotz, dieser verhalf ihm zu einer Professur der bibl. Alterthümer in Erfurt, jedoch ohne Gehalt. Allein auch hier entzweite er sich bald mit den theologischen Professoren einiger heterodoxer Grundsätze wegen. Während dieser Zeit schrieb er mehrere Werke und war überhaupt voll literarischer Projekte: auch die Idee eine reiche Frau zu finden, die seine Finanzumstände verbessern könnte, wachte wieder bei ihm auf und führte ihn zu mancherlei eigennützigen Versuchen, die aber ohne den gewünschten Erfolg blieben, bis er endlich die junge Wittwe Kühn, Tochter des ehemaligen Superintendenten Volland in der Reichsstadt Mühlhausen, fand, sich in ihre artige Figur und in die 6000 Thaler, die ihr das Gerücht beilegte, verliebte, und sie zu seiner Gattin bekam.

Die Kabalen der Erfurter Theologen und die Eingeschränktheit seiner ökonomischen

Umstände, welche er durch unnöthigen Aufwand noch verschlimmerte, fingen an ihm den Aufenthalt in Erfurt zu verleiden. Er setzte alle seine Freunde und Bekannte in Bewegung, um sich durch sie eine andere Stelle zu verschaffen. Endlich erhielt er auf Semlers Vorschlag den Ruf als Prediger und vierter Professor der Theologie in Giessen, welche Stelle er im Jahre 1771 antrat. Seine schriftstellerische Ader floß hier sehr reichlich: einestheils führten ihm seine Geldverlegenheiten die Feder, anderntheils rastete sein unruhiger Geist nicht, seine heterodoxen Grundsätze aufzustellen, um, wie er wähnte, die noch im Finstern sitzenden Zeitgenossen aufzuklären. Der natürliche Erfolg dieser ohne alle Rücksicht und Behutsamkeit ausgebreiteten Heterodoxien, besonders seines kühnen Angriffs auf die Versöhnungslehre und seines modernisirten neuen Testaments, war ein über ihn in Giessen sich zusammenziehendes Ungewitter. Allein auch hier rettete ihn plötzlich ein Deus ex machina aus diesem Labyrinthe.

Der Herr von Salis verlangte ihn auf Basedows Empfehlung zum Direktor seines Philantropins zu Marschlinz in Graubündten mit 2000 Gulden Gehalt. Bahrdt nahm mit Freuden den Ruf an, besuchte

noch vor der Abreise zu dem Ort seiner Bestimmung, das Dessauische Philantropin, um sich wie Salis wollte, in die Geheimnisse der Erziehungskunst einweihen zu lassen, und eilte darauf im Jahre 1775 von Giessen weg. Er war aber unterwegs gegen Salis eingenommen worden und auch Salis hatte Nachrichten über Bahrdt eingezogen, die ihm eine geheime Abneigung einflößten. Es fehlte daher vom ersten Augenblicke an das wechselseitige Vertrauen, ohne welches kein gemeinschaftliches Werk mit Erfolg betrieben werden kann. Bahrdt hatte nichts als Wonne und Glückseligkeit von seinem Aufenthalt in Marschlinz geträumt; er hoffte hier als Direktor alles nach seinem Sinne schaffen, auch in der Pädagogik sich einen Namen erwerben, in glücklicher Unabhängigkeit und bei seinem ansehnlichen Gehalte in Ueberfluß leben zu können. Izt fand er das meiste so viel anders als es ihm seine Phantasie vorgemalt hatte. Er hing vom Herrn von Salis, einem strengen, ernsten und zurückhaltenden Manne ab, ohne dessen Genehmigung er wenig thun konnte. Er mußte sich in die eingeführte Ordnung des Hauses fügen; sich an strenge Regelmäßigkeit und Beobachtung der mit seiner Stelle verbundenen schweren Pflichten binden; er

konn-

konnte nur wenig Zeit für sein Vergnügen sparen; er fand wenig Umgang nach seinem Geschmacke, und sein Gehalt, statt ihn reichlich zu nähren, wollte niemals zureichen. Dies alles erregte bei Bahrdt üble Laune, die immer fester einwurzelte und endlich in ihm tiefen Groll gegen Salis und Eckel am ganzen Philantropin hervorbrachte.

Satt und überdrüßig des Lebens in Marschlinz, das ihm ein Jahr vorher noch Eldorado geschienen hatte, seufzte er nach Erlösung, und siehe das Glück, welches ihn nie ganz verließ, eröffnete ihm abermals die Aussicht auf einen bessern Zustand! Da gerade damals die Superintendentur in Dürkheim an der Hardt erledigt war, und man dem damaligen Grafen von Leiningen-Dachsburg, der einen angenehmen Redner zu haben wünschte, Bahrdts Predigertalente rühmte, so bekam er diese Stelle, traf im Julius 1776 in Dürkheim ein und wurde mit ausgezeichneter Hochachtung empfangen und behandelt. Es war dies gewiß die schönste Periode seines Lebens. Alles drängte sich ihn zu sehen, und ob er gleich klein von Person war, so machten doch seine sprechenden Gesichtszüge, sein seelenvolles Auge und die Annehmlichkeit seiner Sprache und seines Umgangs ihn bald jedermann interessant.

Er fand durch seine Predigten vielen Beifall, vorzüglich bei der gebildeten Klasse. Dem gemeinen Manne war es freilich anstößig, daß er die spezielle Seelsorge ganz von sich ablehnte, indeß wurden die Klagen darüber nie laut.

Er hatte sein Projekt, eine Erziehungsanstalt zu unternehmen, nicht vergessen. Itzt stellte es sich wieder seiner Phantasie von der schönsten Seite dar, im Gefolge von Schätzen, die er damit erwerben, vom grossen Nutzen, den er stiften, und von einem ausgebreiteten Rufe, den er dadurch gewinnen würde. Er wußte das Heilbringende einer solchen Anstalt und den grossen Zufluß auswärtigen Geldes, das dadurch ins Land käme, dem Landesherrn so lebhaft zu schildern, daß dieser ihm selbst dazu die Hand bot. Bahrdt wußte, daß zu Heidesheim ein gräfliches Schloß leer stehe und schlug dem Fürsten vor, ihm dasselbe einzuräumen: dies geschah. Bahrdt kündigte nun mit Posaunenschall das neue Heidesheimische Philantropin der Welt in zwei Sprachen, der deutschen und französischen an, und machte allerlei Versuche, durch Subscripzion oder Aktien, Geld zur Einrichtung der Anstalt zu bekommen. Da diese vergeblich waren, so verfiel er darauf, seine Uebersetzung des neuen Te-

stamentes wieder auflegen und in einer verbesserten Gestalt erscheinen zu lassen. Von allen Seiten strömten nun Pränumerazionsgelder herbei, so daß er in kurzer Zeit über 1200 Thaler beisammen hatte. Er fand nun auch einige Freunde, die ihm in Frankfurt Kredit verschaften, und nun konnte er die nöthigen Geräthschaften zur Einrichtung des Erziehungshauses anschaffen. Das Schloß wurde Bahrdten vom Hofrath Rühl, der später beim Ausbruche der französischen Revoluzion in der ersten Legislatur und dann im Nazionalkonvent eine nicht unbedeutende Rolle als Deputirter vom Elsaß spielte, auf Befehl des Fürsten, aber mit manchen Einschränkungen, übergeben.

Das Philantropin wurde im Jahre 1777 feierlichst eingeweiht und es ging anfangs alles gut, da Bahrdt schon viele Zöglinge hatte und auch wirklich mit Professoren versehen war. Er arbeitete selbst ziemlich fleißig und suchte besonders die sokratische Lehrart einzuführen und zu vervollkommen; das Institut würde sich erhalten und nach und nach verbessert haben, hätte Bahrdt eine bessere Auswahl unter seinen Lehrern getroffen, wäre er ein ordentlicherer Haushalter gewesen und hätte er sich nicht, anstatt zu handeln, beständig mit Entwerfung neuer

Projekte abgegeben, wovon eins das andere verdrängte. So wurde eine Lichtgiesserei und eine Wagenschmierfabrik im Schlosse angelegt, ja sein Hausmeister brachte ihn dahin, daß er eine Fabrik anlegte worin ein silberfarbigtes Metall verfertigt werden sollte, mit welchem, wenn es von andern für Silberarbeit angesehen würde, er einst einen ausgebreiteten Handel anzufangen hofte. Natürlich scheiterten alle diese Unternehmungen; nicht glücklicher war er mit der Errichtung einer Buchhandlung und einer Buchdruckerei.

Dies und ein Zusammenfluß von mehrern Umständen brachten das Philantropin seinem Untergang nahe. Bahrdt wollte etwas Entscheidendes unternehmen, und um seiner Anstalt von Grund aus aufzuhelfen und sie wieder in den glänzendsten Zustand zu versetzen, schritt er zu dem verzweifelten Wagstück, eine Reise nach Holland und England zu unternehmen, um daselbst Zöglinge zu werben, die besser bezahlten, als die Deutschen. In London wurde Bahrdt vom Prediger Wendeborn und Joh. Reinh. Forster, itzt Professor in Halle, vorzüglich freundschaftlich aufgenommen, und ließ sich auch dort in der grossen Freimaurer-Loge aufnehmen, wo er in einem Abende drei Grade erhielt. Es ging ihm recht wohl, und er fand

durch Wendeborns Vermittlung Leute, die sich für seine Erziehungsanstalt interessirten. Bahrdt reisete mit vier Zöglingen von London ab, zu denen sich unterwegs in Holland, Cleve und Crefeld noch neun gesellten. Vergnügt und in dem Wahn, bald sein Philantropin auf den höchsten Gipfel der Blüthe gebracht zu sehen, eilte er seinem Heidesheim zu, erfuhr aber, noch ehe er es erreichte, daß er durch ein Reichshofraths-Conclusum von allen seinen Aemtern suspendirt sey! Dies war ein Donnerschlag für ihn: er wußte sich aber zu fassen, um seine innersten Gefühle wenigst vor seinen Zöglingen zu verbergen, und beschloß das Institut so lange fortdauern zu lassen als es ihm vergönnt seyn würde. Allein kaum waren vier Wochen verflossen, so war seine Absetzung schon allenthalben bekannt, und so holten die Eltern ihre Zöglinge nach und nach fast alle wieder ab.

Dies Anathema vom Reichshofrath hatte sich Bahrdt durch sein neues Testament zugezogen, und da er die ihm schuld gegebenen Irrthümer nicht widerrufen wollte, so mußte er das Land meiden; vorher machte er aber noch sein Glaubensbekenntniß bekannt um damit gleichsam seine bisherigen Ueberzeugungen zu versiegeln. Bahrdt sah sich nun ängstlich nach einem Lande und einem Plätzchen in dem-

selben um, wo man ihn etwa dulden möchte. Er suchte um eine Zuflucht in den Preußischen Staaten an, sie wurde ihm bewilligt, doch mit dem Bedinge daß er sich stille halten und keine theologische Kollegia lesen sollte. Er faßte nun den Entschluß sich in Halle niederzulassen, ging, seiner Gläubiger wegen, heimlich von Heidesheim weg, und kam mit seiner Familie den 28. Mai 1779 in Halle an.

Hier lebte er Anfangs ganz stille, eingezogen, und fast ohne allen Umgang. Für die ersten Bedürfnisse war durch eine Berliner Subscripzion gesorgt, nach welcher ihm zwei Jahre jährlich 200 Thaler in verschiedenen Terminen durch den Professor Eberhard ausgezahlt wurden, der zugleich ein wachsames Auge auf die Verwendung derselben haben mußte. Um sich aus der kümmerlichen und dürftigen Lebensweise, die seiner Sinnlichkeit so vielen Abbruch that, herauszureissen, wußte sein Fleiß und seine Betriebsamkeit indeß bald Rath zu schaffen; er nahm nämlich zur Schriftstellerei wieder seine Zuflucht. Bahrdts Aufenthalt in Halle war indeß verschiedenen dortigen Professoren sehr zuwider, weil sie sich von seinem bekannten fehlerhaften Charakter und von der Sucht seine Meinungen auszubreiten, nichts Gutes versprachen. Doch setzte er seinen Plan durch, wenigst als Privatlehrer

philosophische und humanistische Vorlesungen halten zu dürfen. Seine rhetorischen Vorlesungen, zu deren Behuf er bald auch seinen Versuch über die Beredsamkeit herausgab, fanden den ausgebreitetesten Beifall. Auch über den Tacitus und Juvenal stellte er Vorlesungen an und übersetzte auch beide. Da er durch alle diese Mittel seine erschöpfte Kasse wieder in bessern Stand gesetzt hatte, so kehrte auch seine vorige Heiterkeit wieder zurück, es stellte sich aber mit ihr auch alles wieder ein, was man sonst an ihm getadelt hatte.

Bahrdt hatte einige Jahre hindurch mit der anhaltendsten Thätigkeit gearbeitet. Im Winter von 1786 bis 1787 schrieb er 160 gedruckte Bögen; aber er hatte durch Ueberspannung seiner Kräfte und durch seine sitzende Lebensart seine Gesundheit geschwächt. Sein Arzt Goldhagen rieth zu einer veränderten Lebensart, welche Bahrdt auch bald darauf einschlug. Er erfuhr zufälliger Weise, daß eine bei ihm dienende Köchin, Christine, einer grossen Wirthschaft vorgestanden habe. Augenblicklich fiel ihm ein, dieses Talent zu benutzen und eine grosse Wirthschaft anzulegen, durch welche er hofte, von Nahrungssorgen und übermäßigen Geistesanstrengungen befreit, ein bemittelter Mann zu werden. Sobald dieser Entschluß gefaßt war, half kein Einreden und

keine Gegenvorstellung seiner Gattin. Es ward ein Weinberg bei Halle gekauft, zu welchem einige Ländereien und ein kleiner Meierhof gehörten. Das Wohnhaus wurde durch zwei Flügel vergrössert und zu einem Kaffeehause eingerichtet. Ein Pächter führte die Landwirthschaft, und die innere Hauswirthschaft ward jener Magd anvertraut, welche den ersten Anlaß zu dem ganzen Unternehmen gegeben hatte, und die von der Zeit an Bahrdts ganzen Beifall und sein volles Vertrauen besaß. Als Wirth und Gesellschafter spielte Bahrdt seine Rolle unübertrefflich gut. Wenn er des Morgens seine gelehrten Geschäfte besorgt hatte, so schenkte er den grössern Theil des Nachmittags seinen Gästen; gewöhnlich spielte er mit ihnen und aß des Abends in ihrer Gesellschaft, wo er Jedermann durch seine muntere Unterhaltung vergnügte. Er sorgte auch auf alle Art für das anständige Vergnügen und die Zufriedenheit derer, die seinen Weinberg besuchten und dadurch auch für das Beste seines Beutels. Fingen seine Gäste etwa an seltner zu kommen, so wußte er sie durch allerhand unschuldige, seiner Erfindungskunst Ehre bringende, Mittel anzulocken. Eine vorher angekündigte Weinlese, ein Deklamateur, ein Vogelschiessen, ein Hahnenschlagen, eine neue Art von Kuchen, alle solche Lo-

kungsmittel zu rechter Zeit in Halle bekannt gemacht, verfehlten ihren Endzweck nie. So lieb man auch Bahrdt als Gastwirth bekommt, so schwarz erscheint dagegen sein Charakter in dieser Zeit im Betragen gegen seine Gattin. Er unterhielt einen entehrenden Umgang mit der oben genannten Haushälterin Christine, setzte ihr seine Gattin nach und zwang sogar diese zuletzt durch eine Reihe schlechter Handlungen ihn zu verlassen. Gutmüthig kehrte sie zwar wieder zu ihm zurück, aber nur um ein Opfer grösserer Mißhandlungen zu werden: bis sie endlich später sich ganz von ihm entfernte und zu ihrem Bruder zog.

Die lebhaften Weinbergsszenen wurden plötzlich unterbrochen, da Bahrdt im Jahre 1789 wegen des Lustspiels: das Religionsedikt und wegen der deutschen Union in Gefangenschaft gerieth. Von letzterer wollte er nie Urheber sondern blos Mitstifter seyn; die Hauptzwecke derselben, so wie sie nachher bekannt geworden sind, gingen auf Vervollkommnung der Wissenschaften, der Künste, des Kommerzes u. s. w. insonderheit der Volksreligion. Der Zweck Bahrdts bei derselben also schien Aufklärung im weitesten Sinne des Worts, in welchem er es verstand, hauptsächlich aber Aufklärung

über die positive Religion zu seyn, und nächstdem die Spekulazion den gesammten Buchhandel allmählig an die verbündeten Männer der Union zu ziehen, dadurch Schätze zu gewinnen und eine Alleinherrschaft in der deutschen Gelehrten-Republik einzuführen. Sein Haussekretär Röper wurde sein Angeber und so erfolgte die erwähnte Verhaftnehmung. Während seiner dreißigwöchentlichen Gefangenschaft in Halle schrieb er die Moral für den Bürger, eine seiner ausgebreitetesten und besten Schriften, die ihn nicht mehr als drei Wochen Zeit gekostet haben soll. Das Urtheil der Kriminaldeputazion des Kammergerichts über ihn fiel dahin aus, daß er zwar wegen seiner Theilnahme an der Direkzion der Unionsgesellschaft frei zu sprechen, daß er aber wegen Abfassung des Lustspiels oder wenigst des Antheils, den er daran genommen, strafbar zu achten sey. Es wurde ihm die Bezahlung der Kosten und zwei Jahre Festungsarrest in Magdeburg zuerkannt, welchen Arrest der König auf die Hälfte der Zeit herabsetzte. Seine Muße wendete er hier an die Geschichte seines Lebens zu schreiben, die freilich die Farbe seines Schicksals an sich trägt und nur zu oft bloß Roman ist!

Nachdem er wieder in Freiheit gesetzt war, kehrte er zu seiner Meierei bei Halle zurück, und hier war in der ersten Zeit der Zulauf bei dem Martyrer ausserordentlich groß. Zu so manchen traurigen Vorfällen welche Bahrdt erlebt hatte, kam nun noch der Tod seiner ältesten von ihm am meisten geliebten Tochter, die den 18. Februar 1791 starb. Von dieser Zeit an empfand Bahrdt selbst Halsbeschwerden, die in jene, seine ganze Maschine zerstörende Krankheit, übergingen, welche sich nach langem Leiden erst mit seinem Tode endigte. Er zog bei seinem Zustande eine Menge Aerzte zu Rath, folgte aber mehr den Eingebungen seiner vermeinten Einsicht, als den Aerzten, und verschrieb sich selbst eine Menge Merkurius, welchen er viele Monate lang brauchte und der Himmel weiß warum für eine Art von Universalmittel hielt! Da er sich gar nicht mehr helfen konnte, ließ er den Professor Junker rufen, dieser kam und fand den höchsten Grad der Queckſilberkrankheit. Der Mund war ganz verschwollen und voller Geschwüre u. s. w. Hierzu kamen seit vielen Wochen Anfälle eines Zehrfiebers und mehrere andere Uebel: übrigens waren weder Knochenschmerzen noch irgend ein Geschwür in andern Theilen vorhanden und es ergab

sich aus allem, auch aus den heiligsten Versicherungen des Kranken, daß keine Ursache einer unreinen Krankheit zugelassen worden sey: dagegen die Bewirkung des Speichelflusses bloß einer falschen medizinischen Idee zuzuschreiben war. Eine der Bahrdtischen ganz entgegengesetzte Behandlung erleichterte nun wirklich den Zustand des Leidenden, der wieder anfing, Heiterkeit und Hoffnung zu äussern. Indeß sah Junker Zeichen genug einer sichern Lebensgefahr und äusserte dies gegen mehrere Personen: als dieses Gerücht Bahrdten zu Ohren kam, beschwor er Junkern ihm alles zu entdecken, dieser that es, und Bahrdt gab sich darauf ganz zufrieden und machte sein Testament. Den 16. April verlohr er die Sprache und mußte nun alles schriftlich begehren. Er blieb ohne alle merkliche Unruhe der Seele und ohne körperliche Schmerzen bis an den Abend des 23. Aprils 1792, wo er bei völliger Gegenwart des Geistes in seinem 52sten Lebensjahre verschied.

Bahrdt war sehr vollkommen organisirt. Obgleich sein Körper vor der völligen Ausbildung etwas weich und schwächlich war, so besaß er doch als Mann einen in jeder Rücksicht vollkommen gesunden und starken Körper, in welchem alle animalischen

Verrichtungen aufs Beste von statten gingen. Er war weder hager noch fett, aber ausserordentlich stark von Nervenbau. In den spätern Jahren zog er sich durch vieles Sitzen die gewöhnliche Krankheit der Gelehrten, Beschwerden des Unterleibs zu. — Leichtsinn und Sinnlichkeit waren die Grundlagen seines Charakters: sie waren die Quellen seiner Tugenden und seiner Fehler, sie trieben fast immer ihr Spiel vereinigt, und lassen sich in dem Urtheile über ihn schwer von einander trennen. Eine andere Haupttriebfeder seiner Handlungen war Eitelkeit, die durch verkehrte Erziehung geweckt, nachher eine wichtige Rolle in seinem Lebenslauf spielte. —

Ninon de l' Enclos.

Anne, genannt Ninon de l' Enclos, wurde den 15. Mai 1616 zu Paris gebohren. Sie war das einzige Kind ihrer Eltern, und der Gegenstand ihrer zärtlichsten Liebe. Ihr Vater war der feinste Epikuräer; er kannte die Welt, er kannte die Menschen; sein Geist war durch die schönen Wissenschaften gebildet; er war Kenner in den bildenden Künsten, und selbst Künstler: er spielte die Laute ausserordentlich schön. Er hatte ein grosses Vermögen, und er wendete es allein an, der Welt, und aller ihrer Freuden zu geniessen. „Nütze die köstliche Zeit: geniesse!" Das war das Resultat seiner Philosophie.

Dieser Mann war Ninons Erzieher; seine Philosophie bildete Ninons Seele; sein System wurde das ihrige, das feinere aristippische System des Genusses der Welt. Er unterrichtete seine Ninon selbst auf der Laute, er leitete ihre Lektüre, er bildete von der frühesten Kindheit an ihren Geschmack. Der Weg, den Ninon an der Hand eines gütigen Vaters

ging, war ein Weg durch lauter Rosengefilde: was Wunder, daß die weiche Ninon den Weg mit Freuden ging! Ihre Mutter war nach der damaligen Zeit eine sehr religiöse Frau; sie versäumte keine Messe, keine Vesper, und sie zwang die junge fröhliche Ninon, sie immer zu begleiten. Sie mußte, und ihr Vater lächelte, und steckte ihr heimlich ein unterhaltendes Buch voll Gedichte, oder Erzählungen zu, und Ninon haßte von Herzen alle Messen und Predigten. Diese lästige Frömmigkeit mußte der kleinen Ninon noch eine festere Anhänglichkeit an das System ihres Vaters geben. Ihr Verstand wurde von der Wahrheit dieser liebenswürdigen Philosophie überzeugt; weil ihr Herz sich dabei glücklich fühlte.

In Ninons vierzehntem Jahre starb ihre Mutter, und nun, in diesen entscheidenden Jahren, da der Verstand sich entwickelt, das Herz anfängt zu fühlen, drückte sich ihres Vaters gefährliches System tief in Ninons offnen Geist, und in ihr verlangendes Herz. Ihr Vater starb ein Jahr darauf in Ninons Armen. Sieh, meine theure Ninon, sagte er in der letzten Stunde seines Lebens zu ihr: in diesem Augenblicke ist nichts mein, als der traurige Gedanke, daß mich nun alle Freuden verlassen. Ich habe fröhlich gelebt; aber das

Leben ist nur ein Augenblick! du überlebst mich Kind: genieſſe des kostbaren und kurzen Lebens! genieſſe so viel Freuden als du kannst, und sey nur vorsichtig in ihrer Wahl!

Diese letzten Worte des sterbenden Vaters waren gleichsam die Regel für das ganze Leben der schönen Ninon. Das erste, was Ninon that, war ihre ökonomische Einrichtung. Sie legte das väterliche Vermögen auf gewisse Zinsen an, und so erhielt sie eine jährliche Revenüe von 8 bis 10,000 Livres, wovon sie bequem leben konnte; das war der Rath ihres Vaters, und Ninon befolgte ihn treulich. Sie nahm sich fest vor, nie zu heirathen. Die Ehe, Ninon, ist ein drückendes Joch! sagte ihr Vater seufzend jedesmal nach einer unglücklichen Stunde der Ehe mit Ninons Mutter. Wenn Ninon über diesen Punkt gefragt wurde, so antwortete sie nichts, als: ich kann nicht gut seyn, wenn ich nicht frei bin! Sie raubte sich selbst den Genuß jeder häuslichen Freude, und senkte dadurch wenigstens für eine lange Zeit den Dorn der tiefesten Melancholie in ihr fühlendes Herz.

Jetzt fing Ninon ihr Leben, wie sie sich den Plan gemacht hatte, an; ihr Haus war das Haus der lauteſten Freude, der

zwang-

zwangloseſten Fröhlichkeit, der Tempel der Muſen, und der Aufenthalt der Liebe. Hier wird Ninons Leben eine Kette von Liebeshändeln, ihr guter Ruf litte ſehr, ſie wurde der Dämon aller Mütter, und aller jungen Weiber. Auch hier blieb ſie ihrem Syſteme treu. Sie hielt die Liebe bloß für ein Vergnügen; ſie machte ſich keinen Augenblick Bedenken, ihren Liebhaber aufzuopfern, ſobald er anfing, ihr Langeweile zu machen.

Die Liſte von Ninons Anbethern iſt ungeheuer groß, und die Namen der erſten Männer Frankreichs ſtehen auf dieſer Liſte; allein, ſo unbeſtändig Ninon war, ſo war ſie doch nie treulos. Sie ſagte ihrem Liebhaber trocken, und luſtig: Ich liebe Sie nicht mehr! und der Handel war abgebrochen. Allein, gewöhnlich wurden dann ihre Liebhaber ihre Freunde, und ſo freigeiſteriſch Ninon in der Liebe dachte, eben ſo rein, und ſo edel war ihre Meinung in der Freundſchaft. Sie konnte es nicht ertragen, wenn man über die Freundſchaft ſpöttelte; ſie ſprach immer mit einem feierlichen Enthuſiasmus von den Pflichten der Freundſchaft, von der Heiligkeit dieſer Tugend. Und ſo, wie ſie ſprach, ſo handelte ſie: ſie war die treueſte, die beſtandigſte,

die uneigennützigste, die eifrigste Freundin. Wie Gourville Frankreich verlassen mußte, so vertraute er zwei Kästen mit Golde, einen der verschwenderischen Ninon, den anderen einem sparsamen und heiligen Mönche. Nach einigen Jahren kehrte Gourville zurück. Der Mönch betrog ihn um sein Geld. Er ging zu Ninon. Bei Ninon hatte sein Gold gewuchert. Sie hatte es in andere und bessere Geldsorten umgesetzt, und gewonnen. Gourville schlug es ab, den Gewinnst zu nehmen, und Ninon öffnete ein Fenster, und drohete den Kasten auf die Gasse zu werfen, wenn er nicht sein Geld nähme.

Indeß läßt sich die ausschweifende Ninon noch immer entschuldigen: sie lebte in Paris mitten unter einem ausschweifenden Hofe, in dem Getümmel von Menschen, die alles hatten: Witz, Schönheit, Liebenswürdigkeit, alles, ein leichtes und junges Herz irre zu führen, und Ninon selbst kehrte bald auf den Weg der Anständigkeit zurück. Auf die ausschweifende Ninon folgte die Philosophin Ninon; und jetzt fängt sie an ehrwürdig zu werden. Man nannte sie nun nicht mehr Ninon; man nannte sie nun die Mademoiselle de l' Enclos. Jetzt wurde ihr Haus die Wohnung der

reinen Heiterkeit, der ruhigen und anständigen Freude, der Tempel der Musen, der Aufenthalt der Grazien, und das Heiligthum der Freundschaft. Sie versammelte um sich her die beste Gesellschaft, die feinsten Köpfe ihrer Zeit, und der Beweis, wie sehr man jetzt die Philosophin ehrte, war, daß selbst die ersten Damen ihre Freundschaft suchten.

Die größten Dichter ihrer Zeit lebten ihre schönsten Stunden in dem Hause der liebenswürdigen l'Enclos; da lasen sie ihre unsterblichen Werke erst vor, und unterwarfen sie dem Urtheile der Grazien. Selbst Voltaire hat sie noch in seinem 10. Jahre gesehen, und Ninon bemerkte schon damals den grossen Mann in dem Knaben, und hinterließ ihm zum Bücherankauf ein Vermächtniß. Alle ihre Freunde blieben ihr treu, alle ihre Liebhaber wurden ihre Freunde, und das größte Alter gab ihr selbst noch Anbether. Die allgemeine Achtung gegen sie wuchs mit jedem Jahre, das sie lebte, und der Ruf, man ist in Ninons Hause aufgenommen, war in Paris für jeden die unfehlbareste Empfehlung. Sie war noch liebenswürdig in ihrem 80. Jahre. Die Grazien und Musen verliessen erst ihre Wohnung mit ihrem Tode.

Voltaire sagt von ihr: „Die feinsten Köpfe des Königreichs, und die ausgezeichnetesten Menschen waren ihre Gesellschaft. Man aß alle Abende bei ihr, und da sie nicht reich war, so sorgte jeder für seinen Tisch bei ihr. Sie liebte, und wechselte: es ist wahr; allein sie wurde bald Philosophin. Ihre Philosophie war gedacht, fest, unveränderlich, über alle Vorurtheile und Spitzfindigkeiten erhaben. Sie fiel in ihrem 22. Jahre in eine sehr bedenkliche Krankheit. Ihre Freunde beweinten ihr Schicksal, daß sie der Erde in der Blüthe ihres Alters entrissen werden sollte. Ach, sagte sie, ich lasse ja nur Sterbende zurück! Eine sehr philosophische Sentenz, dünkt mich. Die nachherige Maintenon war ihre vertraute Freundin. Sie schliefen einige Monate zusammen, wie es damals Mode war unter Freundinnen; allein Ninon raubte ihrer Freundin ihren Liebhaber, und sie blieben dennoch Freundinnen, und das ist nicht Mode. So groß war die Liebenswürdigkeit dieser Ninon."

Sie starb zu Paris den 17. Oktober 1706 in ihrem 90. Jahre, allgemein beklagt. Der ewige Frühling ist gestorben! sagte einer bei der Nachricht ihres Todes. Nein, sagte ein anderer: Der größte Mann,

und das schönste Weib sind in Ninon gestorben! — Wir haben noch einige Briefe von ihr. Die bekannte Sammlung von Ninons Briefen an Sevigne ist nicht von ihr. Ninon hat selbst über die Liebe anders gedacht, als ihr in diesen Briefen Schuld gegeben wird. Die wenigen Briefe, die von ihr noch übrig sind, enthalten meistens Reflexionen über die Unbeständigkeit des Lebens, über die Abhängigkeit des Geistes vom Körper; viel gesalzene gutmüthige Laune in Horazens Manier!

Shakespeare.

William Shakespeare, dieser grosse Mann, den die Natur mit einer so ungemeinen Fähigkeit begabte, daß seine Einbildungskraft, seine Gedanken, seine Ausdrücke, einem Meere ohne Grund und Ufer glichen, wurde zu Stratford in der Grafschaft Warwik im Monat April 1564 gebohren. — Sein Vater, John Shakespeare, stammte aus einer guten Familie in der Grafschaft. Er besaß im 16. Jahrhundert noch einige Lehengüter, die die Krone seinem Urgroßvater zur Belohnung geleisteter Militärdienste gegeben hatte; allein diese geringe Erbschaft war für einen Vater von zehn Kindern zur Erhaltung einer so zahlreichen Familie nicht hinlänglich. Er ergriff die Handelschaft, und wurde ein Wollhändler.

Als sein ältester Sohn, dessen Leben wir hier beschreiben, aus den Kinderjahren heraustrat, schickte er ihn in die öffentliche

Schule, wo er in kurzer Zeit den besten Fortgang machte. Sein Vater, der ihn zu seinem Nachfolger bestimmte, rief ihn bald wieder zurück, um ihn bei seinem Handel zu gebrauchen. — Es kann seyn, daß dieser ehrliche Mann die schönen Wissenschaften bei einem Kaufmann als sehr unnöthig ansah, allein seine mittelmässigen Glücksumstände waren doch immer die Hauptursache, die den Lauf der weiteren Erziehung in den Schulen bei seinem Sohne unterbrachen.

Shakespeare widmete sich nun gänzlich dem Handelsgewerbe, zu welchem ihn sein Vater bestimmt hatte. Um sich darin recht festzusetzen, heirathete er, und zwar schon in seinem 17. Jahre, die Tochter eines reichen Eigenthümers aus der Nachbarschaft. In dieser Lebensart vergaß er auf sich selbst, und wurde von anderen vergessen, als er zu seinem Unglück mit jungen Leuten seines Alters in Bekanntschaft gerieth. Dieß waren nun meist liederliche Bursche, deren Zeitvertreib darin bestund, aus den benachbarten Wäldern das zur Jagd gehegte Wild zu rauben. Die unüberlegte Leichtsinnigkeit seines Karakters zog ihn eines Tages mit ihnen fort, in den Park des Sir Thomas Lucil von Cher-

lekot, unweit Stratford, der ihn dieserhalb gerichtlich belangte.

Aufgebracht über die Hitze, mit der Sir Lucil seine Klage betrieb, machte Shakespeare über ihn eine Ballade, und aus dem Kaufmann wurde ein Dichter. Dies dichterische Feuer schlief in seinen Adern, ein Funke weckte es auf. — Dieser erste Versuch Shakespeares ist nicht auf unsere Zeiten gekommen, dieß ist ein Verlust für uns, da es immer bemerkenswürdig ist, wie ein grosser Mann seine Laufbahn eröffnet. Man versichert: seine Ballade sey wirklich so stark und bitter gewesen, daß Sir Lucil darüber fast wüthend wurde, und ihn deßhalb um desto eifriger verfolgte.

Dadurch ward Shakespeare in die Nothwendigkeit gesetzt, sich auf einige Zeit zu entfernen; er verließ seine Geschäfte, seine Familie, seine Provinz, und floh nach London. Hier machte er mit einigen Schauspielern Bekanntschaft, trat in ihre Gesellschaft, wurde Akteur und Autor. — Es ist ungewiß, in welchen Rollen er in den damals aufgeführten Stücken erschien; man vermuthet indessen, daß er als Schatten in seinem Hamlet sich am meisten ausgezeichnet habe. — Allein der Ruhm des

Autors machte, daß man auf das Spiel des Akteurs vergaß. — Man kann sagen, daß er nur dieserwegen auf dem Theater sich zeigte, um solches zu veredeln, und die Spielenden um so mehr aufzumuntern.

Shakespeares Ruhm stieg durch seinen Hamlet, Julius Cäsar, Othello, Lear, Makbeth, Romeo, Richard III., den Sturm, u. a. m. zu einer solchen Grösse und Erhabenheit, daß er einen unermeßlichen Raum zwischen sich und seinem Jahrhunderte hinter sich ließ. — Man wirft zwar Shakespearen vor, daß er sich nicht stets in gleicher Stärke gezeiget habe. Der Vorwurf kann wahr seyn, weil die Natur selbst auch ihre Schwäche hat. Allein, um Shakespeare recht zu kennen, muß man seinen Geist haben, oder sich ihm, soviel nur immer möglich ist, zu nähern suchen. Bis man eine gesunde Kritik über diesen Dichter antrift, findet man deren zwanzig, die es nicht sind.

Dieser grosse Mann wurde von Jedermann gern gesehen, wohl aufgenommen, und geehrt. Er war ein treuer, großmüthiger, und wohlthätiger Freund; die Güte seines Herzens zwang selbst den Neid, daß er ihm seinen Ruhm nicht mißgönnete. — Der durch seine für den unglücklichen Gra-

sen von Essex bezeigte Neigung so berühmte Graf von Southampton erklärte sich öffentlich für Shakespeares Mäzen. Eines Tages schenkte er ihm 1000 Pfund Sterling, um im Stande zu seyn, einen Kauf zu machen, den er eben zu schliessen Willens war. — Ich führe diese Anekdote an, weil der Hofmann den grossen Mann liebte. Dieß Geschenk wäre eine Beleidigung gewesen, wenn es nicht aus den Händen der Freundschaft gekommen wäre.

Ein noch erhabenerer Beifall erhob den Glanz seines Triumphs. Die Königin Elisabeth beehrte ihn mit ihrer Achtung und ihrem Schutze, als einen Dichter, der die Epoche ihrer Regierung noch berühmter machte. Sie war bei den Vorstellungen verschiedener seiner Stücke gegenwärtig. Er verfertigte zum Vergnügen dieser Fürstin: die lustigen Weiber zu Windsor.

Endlich verließ dieser mit Ruhm überhäufte, und mit Lorbern gekrönte Mann das Theater, um zu Stratford, seinem Vaterlande, als Weltweiser zu leben. Er brachte einige Jahre in der Einsamkeit, und im Umgange seiner Freunde zu, war im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, und wurde von allen Standespersonen und Freunden des Edlen und Schönen seiner

Zeit geschätzt und geliebt. Sein sanftes Herz, sein natürlicher Verstand voll Feuer, sein ungezwungnes einnehmendes Betragen, machten ihn bei allen seinen Nachbarn beliebt, und vermehrten die Bewunderung seiner Talente. Am Hofe Jakobs I. sagte man oft: Laßt uns in Stratford den Jupiter sehen, der sich zu den Menschen herabläßt. Wenn man von diesem Lobe auch die Hälfte dem Nazionalenthusiasmus zuschreibt, so bleibt immer genug, Shakespearen zu verewigen.

Unter verschiedenen Anekdoten von ihm, welche alle eben so viele Beweise seines uneigennützigen und gefühlvollen Herzens sind, ist besonders folgende bemerkenswerth. Er besuchte nach einer langen Abwesenheit eine Dame von seiner Bekanntschaft, fand sie in Trauer um ihren Mann, und durch den Verlust eines Prozesses zu Grunde gerichtet, ohne Hilfe, und um den Unterhalt dreier Töchter bekümmert. Gerührt umarmt er Mutter und Töchter, geht schweigend, kömmt bald wieder zurück, und nöthigt sie, eine sehr beträchtliche Summe anzunehmen, die er von einem Freunde geliehen hatte, findet aber diesen Beistand für so viel Bedürfnisse noch zu klein, wird traurig, und

ruft mit Thränen: Zum erstenmal bedaure ich, daß ich nicht reich bin! Und so wird die unglückliche Familie genöthigt, ihren großmüthigen Tröster wieder zu trösten.

Shakespeare starb 1618 im 53. Jahre seines Alters, und wurde in der Kirche zu Stratford begraben. Er hatte drei Töchter, wovon zwei heiratheten, und ohne Kinder starben. In der Abtei Westmünster wurde ihm ein prächtiges Monument gesetzt. Pope sagte von ihm: Wenn je ein Autor den Namen eines Originals verdiente, so wars gewiß Shakespeare.

Die Sprache Shakespeares war weit über sein Zeitalter erhaben. Man muß staunen, wenn man den poetischen Vortrag seiner berühmtesten Zeitgenossen mit seiner starken, aus dem Herzen geschöpften, und in die Herzen dringenden Seelensprache vergleicht. Er ist der Schöpfer des dramatischen Jamben, den er zuweilen mit Prosa verwischt, und gerade da wie einen Feuerstrom ergießt, wo das Pathos die letzte Höhe erreicht hat. Immer ist sein Ausdruck dem Gedanken angemessen, wie ein schöner Körper einer schönen Seele. — Wenn unter uns Deutschen die Klage so allgemein ist, daß selbst unsre bessern Dramatiker und Dichter, Alltagsgedanken durch

Wörterpomp zu Festtagsgedanken erheben wollen, so findet sich bei Shakespeare gerade das Gegentheil. Seine erhabensten Ideen kleidet er oft ins scheinloseste, schlichteste Pilgergewand. Man sieht es seinen größten Szenen recht an, mit welcher himmlischen Leichtigkeit sie mehr hingeländelt, als gemahlt worden sind. — Die Fruchtbarkeit und Schnelligkeit in seinen Arbeiten ist um so bewundernswürdiger, da alle 43 von ihm gedichteten Schauspiele mehr oder minder von seinem schöpferischen Geiste beseelt, und alle vor Tausenden durch seinen grossen, selbst in seiner Verirrung unverkennbaren Stempel bezeichnet sind.

Columb.

Christoph Columbus oder Colombo wurde 1442 gebohren; sein Vater war ein Wollkämmer zu Cogureto, einer Stadt an der Küste von Genua. Einige Reisen auf dem Meer, und das Aufsehen welches die Unternehmungen der Portugiesen damals machten, brachten ihm Geschmack an der Schifffahrt bei. Er sah ein, daß man noch etwas Grösseres thun könne, als man bisher versucht hatte, und urtheilte bloß aus der Karte von unserer Halbkugel, und durch Räsonnement aus der Disposizion unserer Welt, daß es noch eine andere Halbkugel geben müsse. Er faßte daher den Entschluß, auf die Entdeckung derselben auszugehen.

Als ihn sein Vaterland Genua als einen Schwärmer behandelt, und Johann II. König von Portugal, seine Dienste abgewiesen hatte, ging Columb an den Spanischen Hof, wo ihm die Königin Isabella

drei Schiffe anvertraute, nicht ohne von einem Theile des Volkes wiederholte Beweise des Spottes, und der Verachtung erfahren zu haben. Es hat sich sogar in Spanien eine Tradizion erhalten, welche sagt, daß, wenn Columb mit jener Träumermiene, welche ihm das grosse Projekt, das er in seinem Geiste führte, geben mußte, durch die Strasse ging, die Vernünftigsten den Finger an die Stirn legten, damit quer über dieselbe fuhren, und durch dieses Zeichen einander sagten, Columb habe sein Gehirn verlohren.

Von den Canarischen Inseln, wo er die Anker lichtete, brauchte er nicht mehr, als 33 Tage, um im Jahre 1492 die erste Insel von Amerika zu entdecken. Während dieser kleinen Ueberfahrt hörte seine Equipage nicht auf zu murren. Es waren sogar einige, welche sehr laut sagten, das kürzeste Mittel sey, diesen Abenteurer, der nichts zu verlieren habe, über Bord zu werfen, und alsdann zu sagen, er sei, indem er die Sterne betrachtete, hineingefallen. Aber sobald seine Reisegefährten auf der Insel Guanahani ans Land gestiegen waren, grüßten sie diesen Wahnsinnigen, den sie ersäufen wollten, als Admiral und Vicekönig.

Die Insulaner, durch den Anblick dreier Spanischer Schiffe in Furcht und Schrecken gesetzt, flohen in die Gebirge. Columb konnte nur eines Weibes habhaft werden, welcher er Brod, Wein, Confituren und einige bunte Steine gab; diese gute Behandlung machte, daß die Wilden zurück kamen. Die Kastilianer gaben ihnen Scherben von zerbrochenen Töpfen, Stücke Glas, und Fajance für Gold. Der Cazike, oder Anführer dieser Insulaner, erlaubte ihnen, ein hölzernes Fort auf der Insel anzulegen, welche sie Espagnola nannten. Columb ließ 38 Mann von den Seinen hier, und segelte wieder nach Europa.

Ferdinand und Isabella empfingen ihn, wie er es verdiente, liessen ihn, als einen Grand von Spanien, in ihrer Gegenwart setzen, und sich bedecken, erhoben ihn, und seine ganze Nachkommenschaft in den Adelstand, ernannten ihn zum Großadmiral und Vicekönig der neuen Welt, und schickten ihn 1493 mit 17 Schiffen zurück. Er entdeckte itzt neue Inseln, als die Caraibischen, und Jamaika.

In dieser letzteren Insel wäre er ohne eine besondere List Hungers gestorben. Es sollte daselbst bald eine Mondsfinsterniß sichtbar seyn; er ließ die Wilden in der Gegend

gend aufsuchen, warf ihnen ihre Härte gegen ihn vor, drohete ihnen, daß sie bald ein schreckliches Beispiel der Rache des Gottes der Spanier seyn würden, und weissagete ihnen, daß sich an diesem Abend der Mond röthen, verfinstern, und ihnen sein Licht entziehen würde. Die Mondsfinsterniß fing wirklich einige Stunden darauf an. Die Wilden erschracken, erhoben ein fürchterliches Geschrei, stürzten zu den Füssen des Columb, und schworen ihm, es ihm nie wieder an etwas fehlen zu lassen. Columb ließ sich nach einiger Zeit erbitten, und versprach ihnen seinen Gott zu bitten, daß er den Mond wieder scheinen lasse. Er erschien einige Augenblicke darauf wieder; und die Wilden, welche ihn nun als ein höheres Wesen betrachteten, waren überzeugt, daß er den Himmel und die Erde nach seinem Willen regiere.

Als er von dieser Entdeckung zurückkam, sah er sich und die Seinigen, angefallen von einem wüthenden Sturm, dem Tode nah. Umgeben mit allen Schrecknissen des Todes, dachte er nur an eins, bedauerte er nur eins: daß die Frucht seines Laufes für die Menschheit verlohren gehen soll. Er ging in sein Zimmer, schrieb geschwind unter dem Getöse des Sturmes,

und dem Geschrei der Equipage, das Tagebuch seiner Reise auf Pergament, hüllte es in gewixtes Tuch ein, schlug es in eine Wachstafel, und warf es in einer wohlverspündeten Tonne ins Meer, in der Hoffnung, der Himmel würde ein so kostbares Depot erhalten, und es auf irgend eine Weise an Menschen kommen lassen.

Bei seiner Rückkehr von diesem Zuge 1505, beschämte er seine Feinde durch eine berühmt gewordene Plaisanterie. Sie sagten, es sey nichts leichter, als seine Entdeckungen, die er bloß einem Bischen Muth, und vielem Glücke verdanke. Er gab ihnen auf, ein Ei auf die Spitze zu stellen; da es niemand konnte, zerbrach er die Spitze des Eies, und brachte es so zum Stehen. Nichts war leichter! riefen die Umstehenden. — Ich zweifle daran gar nicht, erwiederte Columb, aber niemand dachte daran; und gerade auf diese Weise hab ich Indien entdeckt.

Dieselben Neider hatten ihn auch bei Ferdinand und Isabella verdächtig gemacht. Bei seiner zweiten Reise wurden ihm sogar auf seinen Schiffen Männer mitgegeben, welche über sein Betragen wachen sollten. Diese führten ihn, an Händen und Füssen gebunden, nach Spanien zurück. Man be-

hielt ihn 4 Jahre daselbst; sey es nun, daß man fürchtete, er möchte das, was er entdeckt hatte, für sich behalten, wie seine Feinde gesagt hatten, oder daß man ihm Zeit zu seiner Rechtfertigung lassen wollte. Man schickte ihn endlich in seine neue Welt zurück, und auf dieser dritten Reise war es, wo er das feste Land 10 Grade vom Aequator, und die Küste entdeckte, auf welcher man Carthagena baute.

Als Columb von dieser letztern Reise zurückgekehret war, beschloß er kurz darauf, im Jahre 1506 in einem Alter von 64 Jahren zu Valladolid seine mehr glänzende als glückliche Laufbahn. Man setzte ihm zu Genua eine Statue, und Ferdinand Columb schrieb das Leben seines Vaters. — Aber Amerikus Vesputius genoß des Ruhmes, der neuen Hälfte der Welt seinen Namen zu geben. Er gab vor, das feste Land zuerst entdeckt zu haben. Columb hatte indeß schon 5 Jahre vorher drei verschiedene Reisen als Admiral und Vicekönig gemacht, ehe Amerikus Vesputius eine als Geograph dahin machte. Es gebühret also unstreitig Columb die Ehre, die Werke der Schöpfung für uns verdoppelt, und diesen so ansehnlichen Welttheil zuerst gefunden zu haben.

Columb war von Person groß und wohlgebildet. Sein Ansehen und sein ganzes Wesen zeigte etwas Erhabenes. Er hatte ein länglichtes Gesicht, eine Habichtsnase, blaue muntere Augen und eine weisse Gesichtsfarbe. In der Jugend waren seine Haare röthlich: aber bei seinen schweren Arbeiten und bei den unaufhörlichen Drangsalen, womit er zu kämpfen hatte, wurden sie frühzeitig weiß. Sonst war er von dauerhafter Leibesbeschaffenheit, von grosser Stärke und Behendigkeit: dabei hatte er ein gefälliges und ungezwungenes Wesen an sich und war immer gegen jedermann freundlich und bescheiden. Gegen Fremde war er höflich, gegen seine Bedienten leutselig, bei guten Freunden lustig und was ihn vorzüglich auszeichnet — er blieb fast in jeder Lage seines Lebens gelassen. Großmuth, erhabne Gesinnungen, Verstand, Unerschrockenheit im Unglücke und weise Vorsichtigkeit bewies er bei allen Gelegenheiten, und an Geduld zur Ueberwindung der größten Schwierigkeiten hatte er wenige seines Gleichen. Er lebte mäßig, kleidete sich ohne Pracht, und so oft sich bei seinen Unternehmungen Mangel und Beschwerlichkeiten einstellten, that er freiwillig Verzicht auf jeden Vorzug, jeden Genuß und jede Bequemlich-

keit, deren nicht alle seine Gefährten mit ihm zugleich geniessen konnten. Er war zum Zorne geneigt; aber durch fortgesetzte Uebung schwächte er diese Leidenschaft so, daß er bei den gröbsten Beleidigungen seiner unwürdigen Widersacher, die bewundernswürdigste Sanftmuth äussern konnte. — Dies war der Mann, den seine Zeitgenossen so sehr verkannten, aber dessen Name von Mund zu Mund zur spätesten Nachwelt fliegen und immer Liebe und Bewunderung in den Herzen tugendhafter Menschen erwecken wird!

Münzer.

Thomas Münzer wurde 1490 zu Stollberg am Harze gebohren, studirte zu Wittenberg die Theologie, lebte nachher zu Halle eine Zeitlang als Privatlehrer und predigte mit ziemlichen Beifalle, so daß er in der kursächsischen Stadt Zwickau zum Prediger gewählt wurde. Allein kaum hatte er sein Amt angetreten, als er sich zu der, seit der Reformazion entstandenen Sekte der Wiedertäufer schlug, welche aus Mißverstand und Schwärmerei folgende Sätze behaupteten: Kein Christ dürfe schwören; keiner eignes Gut besitzen, sondern alles müsse gemeinschaftlich seyn; bloß Erwachsene müßten getauft; alle gottlose Menschen weggeschaft werden; es gäbe ausser der Bibel noch ein inneres Wort Gottes, welches der Geist durch Träume und Gesichter predige.

Der Magistrat in Zwickau ließ Münzern, der einer der ersten Anführer dieser Wiedertäufer war, vorfordern und dann

des Landes verweisen: er ging nach Altstedt, einer Stadt in Thüringen, wo man unvorsichtig genug war, ihn zum Pfarrer zu machen. Nun ging er immer weiter, und predigte ordentlichen Aufstand gegen die Obrigkeit: als die Bauern hörten daß ein Prediger von der Kanzel gesagt habe, man brauche, wenn man nicht wolle, seiner Obrigkeit nicht zu gehorchen, so strömten sie ihm haufenweise zu, und plünderten unter seiner Anführung bald darauf die katholische Kirche in Willersbach aus und steckten das Dorf in Brand. Und nun machte er mit seinen Mordbrennergesellen ein förmliches Bündniß, nach welchem ihm diese eidlich versprechen mußten, daß sie alle Obrigkeit ausrotten und ein neues Regiment einführen wollten.

Itzt wars höchste Zeit, dem Aufrührer das Mörderhandwerk zu legen, er wurde daher 1524 nach Weimar gefordert, wo er zwar erschien, vor Angst bebte, aber nur soviel von seinen Lehren eingestand, als er ohne Gefahr gestehen konnte. Er wurde nun mit einem versiegelten Befehle an die Altstedter Obrigkeit zurückgeschickt, daß diese ihn des Landes verweisen sollte: dieses Schicksal mochte er geahndet haben; denn er nahm seine besten Sachen zusammen und ging bei Nacht und Nebel weg. Einige Zeit wanderte

er in der Irre herum, fand aber endlich in der Reichsstadt Nürnberg Aufnahme. Auch hier predigte er seine abscheulichen Lehren öffentlich und dies hatte die Folge, daß ein grosser Theil fränkischer und schwäbischer Bauern, die vorher schon aufrührische Bewegungen gemacht hatten, sich itzt zu Tausenden zusammenrotteten, Kirchen und Klöster verbrannten, Dörfer zerstörten und ihre Edelleute erwürgten.

Dieser Ursachen wegen wurde Münzer aus Nürnberg verjagt: da er aber hörte, daß ein gewisser Pfeifer, in der Reichsstadt Mühlhausen ebenfalls gegen die Obrigkeiten predige, so ging er geradenwegs dahin und machte mit ihm Gemeinschaft. Hier war der Magistrat zwar auf der Hut, konnte aber doch vors erste nichts thun, und so wurde Münzer kecker, machte sich zum Pfarrer an der Kirche St. Peters und Georgs, verjagte die deutschen Herren aus dem Ritterhofe und nahm ihn in Besitz. Nun verlangte er daß man ihn zum Rathsherrn machen sollte, und da ihm dies der Magistrat abschlug, berief er seine Rotte, stürmte das Rathhaus, und setzte den ganzen Rath ab. Der Vater im Himmel, sagte er dann, habe ihm dies geheissen. Itzt machte er sich zum Bürgermeister und verordnete aus seiner Rotte einen neuen Rath.

Um fürs erste die Bürger zu gewinnen, führte er die Gemeinschaft der Güter ein. Nun verließ der Handwerksmann seine Werkstatt, der Fuhrmann seinen Karren, der Taglöhner seine Arbeit: alles lief mit Prügeln und Aexten herbei, und wer unter den Reichen sein Gold und seine Kostbarkeiten nicht gutwillig hergeben wollte, dem wurde das Haus überm Kopfe angesteckt. Am kläglichsten gings den Klöstern in der Stadt und auf dem Lande, und den adelichen Höfen; denn da hausten diese Mordbrenner gar barbarisch. Itzt, da alles nach Münzers Kopfe ging, stellte er sich an die Spitze seines Haufens, griff mit demselben die Stadt Frankenhausen an, und eroberte selbe auch. Auf dem Rathhause daselbst tobte er wie ein wildes Thier, zerriß alle Briefe und verbrannte alle Urkunden.

Nun aber machten sich der Kurfürst von Sachsen, der Herzog von Braunschweig und der Landgraf von Hessen mit einem Heere von 1800 Reitern und einigen tausend Mann Fußvolks auf den Marsch, griffen ihn am 15. Mai 1525 bei Frankenhausen an, schlugen ihn mit seiner Rotte in die Flucht, eroberten Frankenhausen, tödteten ihm gegen 7000 Mann und 300 Bauern wurden durch den Scharfrichter hingerichtet. Münzer selbst hatte sich in ein Haus auf den Boden geflüch-

tet. Hier fand er ein Bett, verband sich den Kopf und legte sich wie ein Sterbender ächzend hinein: der Bediente eines Braunschweigischen Rittmeisters fand ihn so, hatte Anfangs Mitleiden, aber da er eine Tasche mit Briefen liegen sah, schöpfte er Verdacht und brachte ihn endlich durch den gezogenen Säbel zum Geständniß, daß er Münzer sey. Er wurde nun festgesetzt und den Fürsten ausgeliefert.

Er sollte itzt die Theilnehmer seiner Rebellion nennen; aber er schwieg trotzig stille. Die Henker spannten ihn dann auf die Folter und nun war alle seine Keckheit weg, und er erhob ein klägliches Geschrei. Dies ging den Fürsten nahe, sie liessen ihn wieder ausspannen, und übergaben ihn dem Grafen Ernst von Mansfeld, der ihn auf einen Wagen schmieden und nach der Stadt Heldrungen bringen ließ. Auch hier blieb er halsstärrig und wollte nichts bekennen, aber als die Folter seinen Leib ausdehnte und alle seine Glieder aus den Fugen zerrte, so nannte er endlich alle seine Spießgesellen. Am 18. Juni 1525 wurde er dann enthauptet, hierauf sein Körper gespießt und der Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Und so nahm, nachdem auch die andern Anführer hingerichtet waren, diese Rebellion ein Ende.

Tökölÿ.

Emerich Graf von Tökölÿ war 1656 gebohren, und wurde äusserst sorgfältig erzogen. Sein Vater Stephan Tökölÿ war einer der reichsten Edelleute in Ungarn, und der evangelischen Religion zugethan. Schon vor des jungen Tökölÿ Geburt herrschten Uneinigkeiten zwischen dem Kaiser als Könige von Ungarn, und vielen ungrischen Edelleuten. Letztere beklagten sich, freilich mit Unrecht, über Schmälerung ihrer Freiheiten, über die Beschränkung der Protestanten, und über die vielen deutschen Truppen im Lande. Als später Graf Nadasdy, Zrini und Frangepan wegen Verschwörung arretirt, und 1671 enthauptet wurden, fand sich in ihren Papieren, daß auch unseres Emerichs Vater, Stephan Tökölÿ, einigen Theil an ihren Planen genommen hatte.

General Heister, der in Ungarn kommandirte, rückte daher 1671 auf des Kaisers Befehl gegen Tökölÿs festes Schloß Hußth vor: während dieser Zeit starb der

alte Graf, und hinterließ seinen 15jährigen Sohn Emerich in den Händen seiner Freunde Petroczy und Barkoczy. Diese entflohen mit ihm, da sie sahen, daß das Schloß sich nicht halten konnte, und kamen glücklich in Siebenbürgen an, wo sich Emerich Tökóly sogleich unter den Schutz der Pforte begab, und sich einige Zeit seiner grossen Jugend wegen ruhig verhielt.

Endlich im Jahre 1678 trat er als Generalissimus der ungrischen Mißvergnügten auf, und da er in ganz Ungarn Schriften ausstreuen ließ, daß er die Rechte seiner Landsleute wieder herstellen wolle, so brachte er bald eine Armee von 20,000 Mann zusammen, und eroberte damit Eperies, Neusohl, Schemnitz und Rosenau. Die folgenden 3 Jahre liefen ohne grosse Gefechte ab, nur trachtete Tökóly die Pforte ganz für sich zu gewinnen: auch heirathete er 1682 die Wittwe des verstorbenen Fürsten Rakoczy, und unternahm in diesem Jahre mehrere glückliche Züge, eroberte Kaschau, Leutschau, Zips, und drang in Schlesien ein; wurde auch von der Pforte zum Fürsten von Oberungarn erklärt.

Im Jahre 1683 rückten nun die Türken bis Wien, und belagerten es, während dem Tökóly das Schloß zu Preßburg er-

obern wollte, aber sich bald mit grossem Verluste zurückziehen mußte, so wie auch die Türken bei Wien gänzlich geschlagen wurden. Der Großvezier wollte die Schuld alles Unglücks auf Tököly schieben, dieser aber reiste selbst nach Adrianopel, vertheidigte sich da bei dem Großherrn auf das beste, zeigte alle Fehler, die der Großvezier begangen hatte: daher wurde dieser strangulirt, und dem Tököly aller Schutz verheissen.

Das Jahr 1684 ging ohne eine merkwürdige Schlacht vorbei, aber 1685 war Tököly sehr unglücklich; er verlohr mehrere feste Plätze, wurde zu Peterwardein vom türkischen Bascha arretirt, und nach der Türkei abgeführt; worauf ein grosser Theil der Mißvergnügten sich unter kaiserlichen Schutz begab. Tököly wurde zwar als unschuldig erkannt, und wieder losgelassen, allein da ihn der größte Theil seiner Anhänger verlassen hatte, konnte er 1686 und 1687 nichts erhebliches ausrichten, und auch die Pforte war in dieser Zeit immer unglücklich.

Allem Anscheine nach würde 1688 der Friede mit der Pforte und dem Kaiser zu Stande gekommen seyn, wenn nicht in diesem Jahre Ludwig XIV. von Frankreich dem Kaiser den Krieg angekündigt hätte, wodurch der Muth der Türken, durch Tökölys Einge-

bungen, wieder wuchs. Tökôly selbst wurde auch heimlich von Frankreich mit Geld unterstützt, und wollte 1689 nach Temeswär, das von den Kaiserlichen belagert wurde, frische Mannschaft bringen: sein Versuch mißlang aber, er ward verwundet, und mußte nach der Wallachei zurückkehren.

Im Jahre 1690 wurde Tökôly von der Pforte zum Fürsten von Siebenbürgen erhoben, dagegen hatte der Kaiser den ältesten Sohn des verstorbenen Fürsten Apafi dazu ernannt. Tökôly erschien hierauf mit 15,000 Mann an der Gränze von Siebenbürgen, und machte ein kaiserliches Korps von 4000 Mann ganz nieder; konnte aber doch in diesem Lande keinen grossen Anhang erhalten, da der größte Theil der Nazion an Apafi hieng, und endlich auch einmüthig von derselben als Fürst anerkannt wurde.

Nun war Tökôly wirklich in der traurigsten Lage, die gewöhnlich die Folge des Revoluzionsgeistes ist. Die meisten, die einst mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, waren zur Vernunft zurückgekehrt, und hatten ihn allein gelassen: er machte der Pforte immer neue Vorschläge, aber diese achtete seiner wenig mehr, und da eine Veränderung nach der andern unter ihren Regenten vorging, so mußte er zufrieden seyn, daß er von ihr noch immer

Schutz für seine Person genoß. Durch den Sieg aber, den Prinz Eugen 1697 bei Zenta über Sultan Mustapha erhielt, wurden seine Plane endlich alle zu Boden geschlagen, und die Türken trachteten ernstlichst Friede zu machen, welcher 1699 zu Karlowitz zu Stande kam, und wo ausgemacht wurde, daß jeder Mißvergnügte, der sich in die Türkei geflüchtet hatte, dort verbleiben mußte.

Tökölv blieb also mit seiner Gemahlin unter dem Schutze der Pforte, und hielt sich bald zu Konstantinopel, bald zu Galatha auf. Ein paar Jahre nach dem Karlowitzer Frieden starb ihm seine Gattin, und er selbst schloß endlich sein unruhiges Leben zu Ismid bei Nikomedien den 13. September 1705, nachdem ihn vorher die Schmerzen des Podagra ziemlich mürbe gemacht hatten. Er war unstreitig ein grosser Mann, hatte viel Beurtheilungskraft und ausserordentliche Gegenwart des Geistes, die ihn niemals verließ. Oesterreich und Ungarn würden seine Asche gesegnet haben, wenn seine grossen Fähigkeiten in jüngern Jahren eine bessere Richtung bekommen hätten.

Gedruckt mit v. Ghelenschen Schriften.

Inhalt.

		Seite
1.	Maria Thereſia	3
2.	Friedrich II.	34
3.	Stanislaus Auguſt	57
4.	Prinz Eugen	76
5.	Prinz von Coburg	101
6.	Wurmſer	129
7.	Suwarow	139
8.	Pichegru	157
9.	Euſtine	177
10.	Moreau	187
11.	Hoche	200
12.	Charette	210
13.	Barras	217
14.	Merlin von Douai	224
15.	Sieyes	228
16.	Voltaire	243
17.	Necker	265
18.	Fox	279
19.	Paine	287
20.	Bahrdt	299
21.	Ninon de l'Enclos	318
22.	Shakespeare	326
23.	Columb	334
24.	Münzer	342
25.	Tökölh	347